

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

54. Jahresband 1974



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

# Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die Zeitschrift

## „Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Sprachtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden. Der Jahresband wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Anmeldungen zum Verein nehmen der Hauptverein, 76 Offenburg, Rilkestraße 4, sowie die Obleute der 20 Mitgliedergruppen jederzeit entgegen:

*Achern:* Hugo Schneider, Kirchstr. 11, *Appenweier:* Karl Meier, Jakobstr. 6, *Baden-Baden:* Paul Braun, Langestr. 68 a, *Bühl:* Karl Schleh, Klosterstr.4, *Ettenheim:* Dr. Walter Kießling, Freiburger Str. 30, *Gengenbach:* Andreas Frei, Hauptstr. 25, *Haslach:* Manfred Hildenbrand, Schnellingen 44, *Hausach:* Kurt Klein Haselwanderstr. 11, *Kehl:* Wilhelm Mechler, Großherzog-Friedrich-Str. 44, *Lahr:* Dr. Rudolf Ritter, Schillerstr. 6, *Oberkirch:* Wilhelm C. Vajen, Stadtgartenstr. 7, *Offenburg:* Dr. Otto Kähni, Hermannstr. 28, *Oppenau:* Erwin Schopferer, Am Bürgerwald 8, *Rastatt:* Dr. Karl Küpper, Plittersdorfer Str., *Renchen:* Erich Huber, Rathaus, *Schiltach:* Renatus Schuler, Schloßbergstr. 32, *Steinbach-Yburg:* Hermann Oser, 757 Baden-Baden 11, Sommerstraße 40, *Triberg:* Karl-Heinz Müller, Waldstr. 21, *Wolfach:* Josef Krausbeck, Kleine Dammstr., *Zell a. H.:* Thomas Kopp, Gartenstr. 20, *Hauptverein:* (Einzelmitglieder außerhalb des Bereichs von Mitgliedsgruppen): Heiner Krum, 76 Offenburg, Rilkestr. 4. *Bad Peterstal-Bad Griesbach:* Emil Geierhaas, Bahnhofstr. 1, *Biberach:* Josef Bühler, Hansjakobstr. 1.

### Der Vorstand und Beirat:

Wilhelm Mechler, Oberstudiendirektor 1. Vorsitzender 764 Kehl, Großherzog-Friedrich-Str. 44 Telefon: 0 78 51 / 23 23	Dr. Erwin Dittler, 1. Schriftführer und Schriftleiter der „Ortenau“ 764 Kehl 16
Dr. Otto Kähni, Gymnasialprofessor a. D. 2. Vorsitzender 76 Offenburg, Hermannstraße 28 Telefon: 07 81 / 8 23 87	Manfred Hildenbrand, Realoberlehrer 2. Schriftführer 7612 Haslach i. K., Schnellingen 44 Telefon: 0 78 32 / 7 67
Dipl.-Ing. Heiner Krum, Oberstudien- direktor Kassen- und Geschäftsführung 76 Offenburg, Rilkestraße 4 Telefon: 07 81 / 28 15	Kurt Klein, Konrektor 7613 Hausach, Haselwanderstraße 11 Telefon: 0 78 31 / 61 25
Dr. Otto Basler, Univ.-Professor 78 Freiburg i. Br., Steyrerstraße 2 Telefon: 07 61 / 6 91 61	Josef Naudascher, 7631 Mahlberg, Schmiedeweg 22 Telefon: 0 78 25 / 74 84

Schriftleitung: Dr. Erwin Dittler, 764 Kehl-Goldscheuer, Offenburger Straße 4, Telefon 0 78 54 / 71 60



# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

54. Jahresband 1974



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

# INHALT

Oberbürgermeister Karl Heitz: Grußwort . . . . .	4
I. Franz Engesser zum Gedenken (Reinhard End) . . . . .	5
Im Gedenken an Rolf Gustav Haebler (Karl Jörger) . . . . .	7
In memoriam Dr. Otto Rubin (Dr. Kähni) . . . . .	10
In memoriam Franz Schmider (Hildenbrand) . . . . .	12
II. Zum 80. Geburtstag von Karl Jörger (Dr. Kähni) . . . . .	15
III. Jahresberichte	
Jahresbericht 1973/74 (M. Hildenbrand) . . . . .	17
Berichte der Mitgliedergruppen . . . . .	19
IV. Landrat Dr. Gerhard Gamber: Der Ortenaukreis — Rückblick 1973 .	28
V. Zur Jahreshauptversammlung in Offenburg	
Otto Kähni: Rundgang zu den Bau- und Kunstdenkmälern Offen- burgs . . . . .	35
VI. Vortrag auf der Jahreshauptversammlung 1973 in Schiltach	
Franz Meckes: Städtebauliche Probleme und Lösungsmöglichkeiten in historischen Städten . . . . .	41
VII. Hermann Brommer: Philipp Winterhalder (1667—1727) — Über Le- ben und Werk des Gengenbacher Barockbildhauers . . . . .	54
Thomas Kopp: Ernst P. Huber . . . . .	114
Manfred Lurker: Kultur- und Symbolgeschichtliches zum Verständnis mittelbadischer Apothekennamen . . . . .	116
Hans-Rüdiger Fluck: Eine wiederaufgefunde Barockpredigt . . . . .	133
Dieter Kauß: Die Stiftung einer „Schwedenpredigt“ in Oberkirch aus dem Jahre 1844 . . . . .	140
Otto Kähni: Zur Deutung der Namen „Mortenu“ und „Offenburg“ .	145
Josef Naudascher: Der Pipelistein, ein Menhir in Ortenberg . . . . .	148
Eugen Beck: Steinerne Erinnerungen an die frühere Ortenau . . . . .	151
Karl Schleh: Schloß Bernstein im Bühlertal . . . . .	155
Hugo Schneider: Die Nikolauskapelle in Achern . . . . .	160
Hermann Fautz: Die Schenkenburg . . . . .	168
Josef Naudascher: Archäologische Ausgrabungen bei Friesenheim . . .	170
Thomas Kopp: Beethovenstraße oder Mattenhofsiedlung? . . . . .	173
Otto Kähni: Offenburger Handelsleute zwischen 1700 und 1860 . . . .	176
Otto Kähni: 100 Jahre Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach . . . . .	190

Otto Gartner: Regesten der Herren von Windeck von 1400—1410 . . .	198
Kurt Klein: Der Bauernkrieg in der Ortenau . . . . .	211
Johannes Werner: Mystische Versenkung, rebellische Erhebung . . .	213
Hermann Fautz: Schiltach in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 . .	219
Thomas Kopp: Zeller Revolutionäre von 1849 . . . . .	241
Wilhelm Schadt: Ludwig Schadt — ein Willstätter Freischärler 1848/49 . . . . .	250
Wilhelm Schadt: Wolfgang Schötterlin, Ammeister der Stadt Straßburg . . . . .	257
Erwin Dittler: Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein . . . . .	274
VIII. Besprechungen und Hinweise . . . . .	293



## Grußwort

Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß der Historische Verein für Mittelbaden e. V. sich entschlossen hat, seine diesjährige Jahreshauptversammlung in Offenburg abzuhalten. Offenburg ist gerade wegen seiner zentralen Lage im Raume Badens für eine derartige Veranstaltung gut geeignet und empfindet zum Historischen Verein für Mittelbaden eine enge innere Verknüpfung.

Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, die wertvolle und hingebungsreiche Arbeit des Vereins für die Erhaltung der Kulturgüter unserer unmittelbaren Heimat herauszustellen. Der Verein hat es sich in den letzten Jahren zur stetigen Aufgabe gemacht, die

Pflege und Fortentwicklung historischer und landschaftsbezogener Gegebenheiten in das Bewußtsein der Menschen zurückzurufen. Hierdurch ist es ohne Zweifel gelungen, einen echten Bezug zur Heimat herzustellen und die geschichtlichen Zusammenhänge darzulegen.

Mit „Die Ortenau“, der jährlichen Veröffentlichung des Historischen Vereins für Mittelbaden, ist von den verantwortlichen Mitgliedern und Mitarbeitern ein Werk geschaffen worden, das zu den bedeutendsten Dokumenten einer intensiven und charaktervollen Heimatforschung zählt. Dieses Werk von hohem Wert und Rang ist auch über die Grenzen des mittelbadischen Raumes hinaus bekannt geworden.

In unserer heutigen nüchternen und versachlichten Leistungsgesellschaft, in der die Hetze des Alltags und die Hast nach materiellen Gütern Vorrang haben, können die vom Historischen Verein geschaffenen geistigen Attribute nicht hoch genug gewertet werden.

Mit „Die Ortenau“ ist eine Heimatchronik entstanden, die die Gewähr leistet, daß unsere Heimatgeschichte auch für die Zukunft aus der Historie fortgeschrieben wird. Dieses Ziel ist nur möglich geworden durch eine Hingabe der Mitglieder und Mitarbeiter des Vereins zur Heimatliebe und innerlicher Verbundenheit zur Geschichte.

Für die vom Verein geleistete Arbeit möchte ich Dank und Anerkennung aussprechen. Mit diesem Dank verbinde ich auch die Hoffnung und Zuversicht für ein erfolgreiches Weiterwirken für die Zukunft zum Wohle aller derer, denen an der Liebe zur Heimat gelegen ist.

Im Namen des Gemeinderates und der Verwaltung der Stadt Offenburg sowie der gesamten Bürgerschaft und nicht zuletzt persönlich begrüße ich alle Teilnehmer, Freunde und Gäste des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. zur diesjährigen Jahreshauptversammlung in Offenburg.

Ich wünsche der Veranstaltung einen guten und erfolgreichen Verlauf.

Offenburg, 17. September 1974

Heitz, Oberbürgermeister



Franz Engesser  
zum Gedenken



Die Ortsgruppe Gengenbach des Historischen Vereins war gut beraten, als sie Anfang des vergangenen Jahres Franz Engesser für vierzigjährigen unermüdlichen Einsatz im Verein ehrte und ihn zum Ehrenobmann ernannte.

Am 7. März 1974 verstarb Franz Engesser und es war den Mitgliedern und allen Heimatfreunden, die sein Wirken kannten, bei aller Betroffenheit und Trauer eine kleine Genugtuung, ihm noch zu Lebzeiten wenigstens ein, wenn auch geringes, Zeichen der Dankbarkeit und Wertschätzung für seine Arbeit vermittelt zu haben. Oft genug geschieht es doch, daß man die besonderen Leistungen von Menschen vom Schlage Franz Engessers übersieht oder vergißt, weil sie im stillen und mit großer Selbstverständlichkeit vollbracht, für selbstverständlich gehalten werden.

Die stille, beharrliche, dafür aber um so wirkungsvollere Arbeit, das Tun um der Sache und nicht der öffentlichen Anerkennung willen, entsprach dem Wesen Franz Engessers. Dies schloß leidenschaftliches Engagement beileibe nicht aus. Manches Mal, so wissen es Eingeweihte, war er etwa städtischen Dienststellen ein wenig lästig, weil er in einer Beharrlichkeit, die man diesem freundlichen Manne auf Anhieb nicht zugetraut hätte, auf die Beseitigung eines Mißstandes pochte. Und oft genug hatte er auch Erfolg, wenn er für Belange der Denkmalpflege oder Heimatgeschichte eintrat, die Redlichkeit seiner Bemühungen war sein bestes Argument.

Für den gebürtigen Haslacher, zu dessen entfernter Verwandtschaft auch Heinrich Hansjakob gehörte, war heimatgeschichtliche Arbeit von Jugend an selbstverständlich. Sein Studium der Theologie und Kunstgeschichte mußte er aus familiären Gründen abbrechen und so eignete er sich sein immenses Wissen über Geschichte, Literatur und Brauchtum seines Heimatgebietes gewissermaßen als Autodidakt an. Auf Jahrzehnte hin leitete er die Ortsgruppe Gengenbach, aber nie war er der Typ des „Funktionärs“ der seine Ämter verwaltete. Für ihn waren sie vielmehr Aufgabe, die der Sache willen getan werden mußte. In diesem Sinne führte er die Kirchenbücher der Kath. Pfarrgemeinde, hatte er die Schriftleitung der „Gengenbacher Blätter“ inne, leitete er zusammen mit seiner Frau die städtische Bücherei.

Ein Gemeinwesen wie sein Heimatort Gengenbach und eine Gemeinschaft wie der Historische Verein brauchen Menschen vom Schlage Franz Engessers dringender denn je. Und darum ist das große Wort vom unersetzlichen Verlust eines Menschen, das allzuhäufig gebraucht wird, im Falle Franz Engessers gleichwohl angebracht. Vieles hat Franz Engesser geschrieben, angeregt und zur Durchführung gebracht. Dies ist uns als ein Glücksfall erhalten geblieben. Unendlich viel und unschätzbare Wissen, das er sich im Laufe seines Lebens angeeignet hatte, ist uns unwiederbringlich verloren. Der größte Verlust ist jedoch der Mensch Franz Engesser. Jener herzliche, stille Mensch, der selbstlos und mit innerer Anteilnahme uns allen einen Dienst erwies.

Reinhard End

Im Gedenken  
an Rolf Gustav  
Haebler



*Auf Suche nach dem Beruf*

In Rolf Gustav Haeblers Roman „*Die Geschichte des Menschen Ernst Drach*“ begründet eine kluge Frau die Wahl des Lehrerberufs: „Was will ich? Ihn hineinführen ins Volk, Sämann junger Seelen aus ihm zu machen... Hier kann er pflügen und eggen, hacken und jäten im Neuland. Kann Gärtner sein... und hat doch die große Gnade, die er braucht, weil seine Sendung dahin strebt — zu wirken im Geiste und zu zeugen den Geist. Und ist er nicht Schöpfer, wenn er hier wirkt an jungen Seelen, geöffnet, Sinn und Sinnbild des Lebens zu trinken wie Blume den Tau.“

„Du standst im Kampffeld der Parteien,  
sahst beste Freunde sich entzweien,  
zogst in Debatten forsch vom Leder,  
dein Tadel kam aus spitzer Feder.“

Im Zeitalter Ellen Keys wählte Rolf Gustav Haebler die Partei der Reformerin. Für eine schulpolitische Arbeit über die badische Schulgesetzgebung erhielt er den Reißmann-Preis des Deutschen Lehrervereins:

„Das tiefste Elend aber ist, daß wir alle, wir alle vergessen haben, im Kinde den Menschen zu sehen... Wir sehen im Kinde immer nur ein Wesen, das etwas lernen soll, etwas Bestimmtes, um irgendeinmal etwas zu werden, irgendeinen Beruf zu können, sei es nun Handwerker oder Beamter, Gelehrter oder Maurer. Aber das Kind will im Grunde nicht irgend etwas werden, sondern will zunächst sein. Will Kind sein. Es will freilich auch lernen, jedes gesunde Kind will lernen, und wenn dieser Trieb nicht vorhanden ist bei einem Kinde, dann ist es krank, körperlich oder seelisch krank... Wir lehren viele Dinge, die es noch gar nicht fassen kann und nach denen es kein Verlangen hat. ... Wir lehren an das Kind hin, statt aus ihm heraus zu entwickeln. Und warum? Zunächst deshalb, weil wir alle das bloße Wissen überschätzen. Nicht das Wissen macht den Menschen, sonst müßte der größte Gelehrte der größte Mensch sein; sondern das Können und die Stärke des Erlebens formt den Menschen... Unsere Schule, unsere Kinder leiden unter dem gleichen System, unter dem wir alle leiden.“ Der junge Lehrer hatte Ellen Key und ihr „Jahrhundert des Kindes“ aufmerksam und mit Gewinn gelesen. Er schloß sich der Sozialdemokratischen Partei an und gründete eine „Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer“.

Schon früh ahnte der Politiker aus Leidenschaft das Verhängnis, das am politischen Himmel heraufzog. Als erster der sozialdemokratischen Lehrer in Baden wurde Rolf Gustav Haebler 1933 wegen „nationalpolitischer Unzuverlässigkeit“ aus dem Schuldienst entlassen. Der beruflichen Ächtung folgte das Schreibverbot der Reichsschrifttums-Kammer. In jenen Jahren erlebte Haebler alle Not und alle Schrecken, die er in seiner Novelle „Baruch und Willi“ über Baruch Rosenfeld hereinbrechen läßt.

Der rastlos Geschäftige durchforschte im Generallandesarchiv Aktenbündel und Verhandlungs-Protokolle, er speicherte badische Landesgeschichte.

Das Jahr 1945 löste das Zaudern und Zagen, Rolf Gustav Haebler konnte wieder frei und ohne Überwachung arbeiten. Im Verlag G. Braun, Karlsruhe, erschien die geschichtliche Abhandlung „*Ein Staat wird aufgebaut*“. Darin steht der Nachweis, wie aus langwierigen Verhandlungen, Absprachen, Zugeständnissen und Intrigen schließlich das Großherzogtum Baden entstand. Das Buch ist zugleich eine Geschichte der Lande am Oberrhein in der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, genauer festgelegt vom Aussterben der Baden-Badenschen Markgrafen-Linie bis zum Wiener Kongreß.

Als Nachruf für das Großherzogtum Baden schrieb Haebler eine „*Badische Geschichte*“. Hier gelang dem Verfasser, das Geschehen in unserm Landstrich, dessen politische, wirtschaftliche und soziale Entfaltung auf engem Raum wiederzugeben.

Seit Lösers „Geschichte der Großherzoglichen Stadt Baden“ hatte der Kurort keine weitere zusammenfassende Chronik erhalten. Haebler schreibt nach eingehender und gründlicher Vorarbeit die zweibändige Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, eine Stadtchronik, die Werden und Wachsen, Aufstieg und Schicksalstage Baden-Badens in vielseitiger Betrachtung bietet.



Zu gleicher Zeit stellte er die Mitgliedergruppe des Historischen Vereins vor eine zusätzliche Arbeit. Er gab ihr den Untertitel „Arbeitskreis für Stadtgeschichte“. Sie soll neben ihrer überlieferten Aufgabe die Vereinigung von Heimatforschern und Heimatfreunden sein, worin alle Bestrebungen, so weit sie Stadtgeschichte und Heimatpflege betreffen, ihren Sammelpunkt haben. Die großzügige und verständnisvolle Unterstützung durch die Stadtverwaltung gibt dem Arbeitskreis die Möglichkeit, eine Schriftenreihe „Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurorts Baden-Baden“ aufzubauen, wovon zur Zeit etwa zehn Hefte vorliegen.

Mit der politischen Neuordnung wurde Rolf Gustav Haebler 1946 durch die Militär-Regierung zum Stadtrat ernannt. Als sozialdemokratischer Stadtrat diente er im Gemeinde-Parlament bis zu seinem achtzigsten Geburtstag. Zur gleichen Zeit erhielt er das Bundesverdienstkreuz.

Nach schweren Leidenstagen ruht nunmehr der in seinem Lebenstag Vielbeschäftigte auf dem stillen Friedhof im Renchtal.

Seine Freunde danken ihm in Wehmut.

Karl Jörger



In memoriam  
Dr. Otto Rubin

Am 7. Juli starb nach langem Krankenlager unser Ehrenmitglied Dipl.-Volkswirt Dr. Otto Rubin im Alter von 72 Jahren. Der Heimgegangene hat sich um unsern Verein und damit um die mittelbadische Heimatforschung in hohem Maße verdient gemacht.

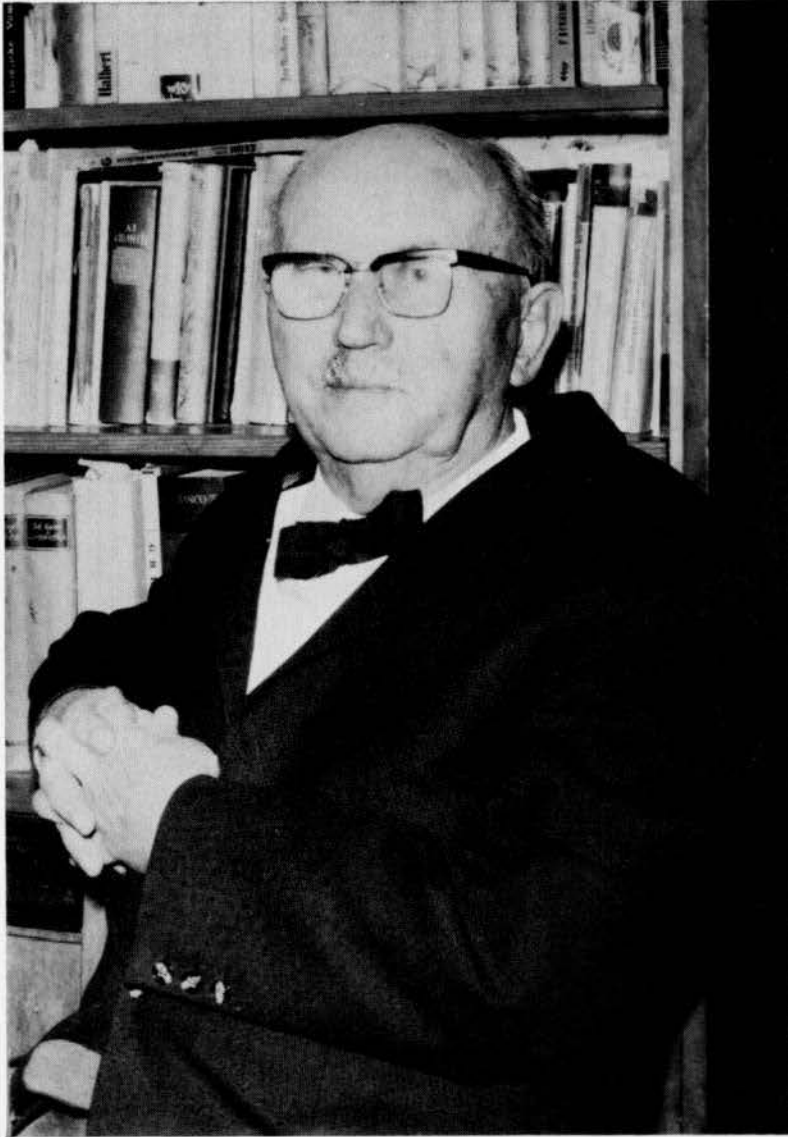
Am 14. Dez. 1901 in Offenburg geboren, besuchte er das humanistische Gymnasium. Nach dem Abitur studierte er in Freiburg und Hamburg Volkswirtschaft. Auf der Universität der Hansestadt promovierte er mit einer Dissertation über die industrielle Entwicklung am Oberrhein zum Dr. rer. pol. Die Kronenbrauerei Offenburg und die Rhein. Treuhand AG in Mannheim waren die ersten Stätten seines Wirkens. Im 2. Weltkrieg geriet er in amerikanische Gefangenschaft, aus der er im Sept. 1945 entlassen wurde. Nun wandte er sich dem Beruf des Steuerbevollmächtigten zu. In seinem gemütlichen Eigenheim (Wilhelmstr. 35) führte er mit seiner Gattin Helene geb. Scheurer und seinem Sohn, ein friedliches, glückliches Familienleben. Neben seiner beruflichen Arbeit nahm er am gesellschaftlichen und kulturellen Leben Offenburgs tätigen Anteil. Sein tiefes Heimatgefühl führte ihn sehr früh zum Historischen Verein, der in ihm einen wertvollen Mitarbeiter gewann. 1938/71, also 33 Jahre, versah er auf ehrenamtlicher Grundlage, selbstlos und mit äußerster Gewissenhaftigkeit das Amt des Rechners. Wenn unser Verein in den letzten 25 Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen hat, so war das zu einem guten Teil Dr. Rubin zu verdanken. Die Ehrenmitgliedschaft, die ihm auf der Jahresversammlung 1971 zuer-

kannt wurde, war eine verdiente Anerkennung. Leider mußte er das Amt aus gesundheitlichen Gründen zur Verfügung stellen. Daß er einen langwierigen Leidensweg durchstehen mußte, haben wir aufs tiefste bedauert.

Dr. Rubins Heimgang hat in weiten Kreisen eine aufrichtige Anteilnahme ausgelöst. Welch große Wertschätzung ihm entgegengebracht wurde, kam bei der Beisetzung in ergreifender Weise zum Ausdruck. Die Totenhalle des alten Friedhofes konnte die Trauergemeinde bei weitem nicht fassen. Ein stets hilfsbereiter, zuverlässiger Freund, dessen Charakter auch durch einen geistvollen Humor und eine unerschrockene Offenheit bestimmt war, ist von uns gegangen.

Der Historische Verein für Mittelbaden scheidet von Dr. Otto Rubin mit dem Gefühl aufrichtigen Dankes. Sein Name wird in der Geschichte unseres Vereins unvergessen bleiben.

Dr. Kähni



In memoriam  
Franz Schmider

Am 23. Januar 1974 starb nach kurzer Krankheit im Alter von 89 Jahren in seiner Heimatstadt Haslach i. K. Oberregierungs- und -baurat i. R. Franz Schmider. Mit ihm ist einer der bedeutendsten Heimathistoriker Mittelbadens, dessen Lebenswerk weit über die Grenzen Haslachs große Anerkennung fand, von uns gegangen. Sein Leben war randvoll mit Arbeit und Studium. Was alles hat Franz Schmider nicht erforscht über die Geschichte des Kinzigtals und vor allem über die Vergangenheit seiner Heimatstadt Haslach i. K.! Man denke nur an die vielen Beiträge in der „Ortenau“. Sein Name wird unzertrennlich mit der Hansjakob-Renaissance verbunden bleiben, die Franz Schmider durch seine unermüdlichen Hansjakobforschungen stark beeinflusst hat. Sein Leben lang beschäftigte er sich mit dem Erbe des Haslacher Volksschriftstellers, den er persönlich noch gut gekannt hatte. Seit 1960 gab Franz Schmider die Werke Hansjakobs neu heraus und versah sie mit vielen wertvollen Anmerkungen. Inzwischen waren neun Bände erschienen. Noch kurz vor seinem Tode vollendete er das Manuskript zum zehnten Band „Bauernblut“, das noch in diesem Jahr im Selbstverlag der Stadt Haslach i. K. erscheinen wird, nachdem der Freiburger Verlag Rombach es ablehnte, weitere Werke Hansjakobs zu verlegen.



Franz Schmider wurde am 18. Dezember 1884 in Haslach i. K. als Sohn des Fisch- und Wildbrethändlers Franz Josef Schmider geboren. Sein Vater, ehemals Lehrer, wechselte nach seiner Heirat mit Therese Klausmann seinen Beruf und wurde Landwirt und Jäger. Durch ihn gewann der Sohn von klein auf die Liebe zur Natur, zu allem Lebendigen und Schönen, aber auch zur Geschichte seiner Heimat. Nach dem Abitur studierte Franz Schmider in Karlsruhe, München und Kiel Architektur und legte 1910 das Examen als Diplomingenieur ab. Der junge begabte Architekt kehrte als Leutnant aus dem Ersten Weltkrieg zurück und trat in Karlsruhe in den Staatsdienst. Zunächst arbeitete er bei der Hochbauabteilung des Badischen Finanzministeriums. Seit 1934 hatte er die Leitung des Staatlichen Hochbauamtes in Karlsruhe inne.

In die Karlsruher Zeit fiel auch die Vermählung im Jahre 1920 mit Mathilde Dennig, die ihm eine Tochter schenkte und ihm eine treue fürsorgliche Lebensgefährtin wurde. Im Februar 1940 wurde Franz Schmider noch zur Wehrmacht eingezogen. Später wurde er in den Zivildienst zurückberufen und mit der Einrichtung der Staatlichen Hochbauverwaltung in Straßburg beauftragt. Nach dem Kriege war er als Oberregierungs- und -baurat in Baden-Baden tätig. Nach seiner Pensionierung eröffnete er in Haslach i. K. ein Architekturbüro und arbeitete als freier Architekt bis ins hohe Alter weiter.

Zeugnis seiner Bautätigkeit trifft man überall im Kinzigtal. Schon 1913/14 führte er im Auftrag von Dr. Heinrich Hansjakob Umbauarbeiten im Haslacher Klostergebäude und in der Lorettokapelle durch. Zahlreiche Bebauungspläne in Stadt und Dorf wurden von ihm nach dem Zweiten Weltkrieg fertiggestellt.

Zu all dieser Arbeit übernahm Franz Schmider trotz mancherlei körperlicher Gebrechen noch ehrenamtlich eine Fülle von Arbeit. 1953 richtete er im ehemaligen Kapuzinerkloster in Haslach i. K. das Hansjakob- und Heimatmuseum ein. Seit 1960 war er Kreisdenkmalpfleger im ehemaligen Kreis Wolfach. Neben zahlreichen Gutachten, die er erstellte, ist vor allem auf die Freilegung und Instandsetzung vieler Fachwerkhäuser in Haslach i. K., Zell a. H., Steinach und anderen Orten des Kinzigtals zu verweisen. Immer wieder fand er jedoch Zeit für eine große Anzahl von heimatgeschichtlichen Untersuchungen. Mit besonderer Sorgfalt verfolgte er die Entstehungsgeschichte der Städte des Kinzigtals. 1971 erschien als eine seiner wichtigsten Arbeiten die Schrift „Entstehung und bauliche Entwicklung der Stadt Haslach im Kinzigtal“ („Ortenau“ 1971). Jahrelang leitete Franz Schmider die Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach, die viel Interessantes ans Tageslicht förderten. Noch im November 1973 war er dabei, als die Haslacher Mitgliedergruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden auf dem Galgenbühl bei Haslach die Reste einer mittelalterlichen Burganlage auszugraben begann.

Eine große Ehrung wurde ihm zuteil, als er 1959 zu seinem 75. Geburtstag das Bundesverdienstkreuz am Band verliehen bekam. Anlässlich seines 80. Geburtstages wurde er 1964 zum Ehrenbürger seiner Heimatstadt ernannt. Zu seinen Ehrenmitgliedern machten ihn auch der Historische Verein für Mittelbaden, die Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft und der Schwarzwaldverein.

In seinem langen Leben hatte Franz Schmider eine große Sammlung von heimatgeschichtlichen Quellen und Archivalen zusammengetragen, die vor allem die Geschichte Haslachs, die Persönlichkeit und das Werk Hansjakobs und des Haslacher Malers Carl Sandhaas widerspiegeln. Dieses heimatgeschichtliche Archiv, eine wahre Fundgrube für alle Bereiche der Vergangenheit der Hansjakobstadt, vermachte er 1969 dem Haslacher Stadtarchiv, für dessen würdevolle Un-

terbringung im Erdgeschoß des Kaufhauses er jahrelang kämpfte. Als langjähriger Vorsitzender der Haslacher Mitgliedergruppe des Historischen Vereins hatte Franz Schmider durch seine Vorträge, Forschungen und Exkursionen viele Verdienste erworben. 1969 wurde er dafür zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Der Versuch, an dieser Stelle Zeugnis über die Persönlichkeit und das vielfältige Lebenswerk Franz Schmiders abzulegen, kann nur unvollständig sein. Ohne Zweifel war er einer der letzten „Original-Menschen“ seiner Schwarzwälder Heimat, wie sie uns Heinrich Hansjakob in seinen Büchern so eindrucksvoll zu schildern vermag. Gerade mit Hansjakob hatte Franz Schmider vieles gemeinsam: Etwa die Art „frisch von der Leber weg“ zu reden und zu schreiben, die große Liebe zur Natur, zur Schwarzwälder Heimat, zu ihren Menschen, ihrem Brauchtum, zu allem geschichtlich Gewordenen, aber auch den Mut, sich für unpopuläre Dinge einzusetzen, wenn er sie für richtig fand, wobei beide, Hansjakob wie Schmider, bewußt das Risiko eingingen, als unbequeme Mahner ihrer Zeit oft nicht verstanden und gehört zu werden. Mit seinem Lebenswerk aber und seinem Schaffen für die Heimat hat Franz Schmider sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Manfred Hildenbrand

Zum  
80. Geburtstag  
von Karl Jörger



Am 12. März dieses Jahres vollendete Herr Realoberlehrer Karl Jörger in Baden-Baden, Mitglied und Mitarbeiter unseres Vereins, das 80. Lebensjahr. Dazu übermittelt ihm die Vorstandschaft die besten Glückwünsche.

Der Jubilar ist ein Sohn der Kurstadt Baden-Baden. Nach dem Abitur besuchte er das Lehrerseminar Ettlingen, an dem er die erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen ablegte. Er unterrichtete an mehreren Schulen Süd- und Mittelbadens, war Dozent an einigen Lehrerbildungsanstalten und wurde nach einer weiteren Prüfung zum Realoberlehrer befördert.

Neben seiner beruflichen Arbeit beschäftigte er sich schon früh mit Volks- und Heimatkunde und entfaltete eine beachtliche schriftstellerische Tätigkeit. Davon zeugen Abhandlungen, Feuilletons und Erzählungen, die in Zeitschriften, Zeitungen und Kalendern erschienen sind. Einige waren auch im Rundfunk zu hören. Besonders bekannt wurden die „Gengenbacher Klostersgeschichten“, die „Baden-Badener Erzählungen“ und die „Sagen der Trinkhalle Baden-Baden“. Seiner Feder entstammten auch einige Schulbühnenspiele. Das Kultusministerium erkannte Herrn Jörgers Leistungen auch dadurch an, daß es ihn 1954 in die Kommission für Gestaltung eines Lesebuchwerks berief.

Die Begeisterung für die Heimatforschung führte Herrn Jörger auch zu unserem Verein. Er war lange Jahre 1. Vorsitzender der Mitgliedergruppe Baden-Baden, die unter Leitung des verewigten R. G. Haebler den „Baden-Badener Arbeitskreis“ ins Leben rief. In diesem Rahmen wirkte der Jubilar sehr erfolgreich. Genannt seien die sehr verdienstvollen Veröffentlichungen „*Bildbestand des stadtgeschichtlichen Museums Baden-Baden*“ und die „*Baden-Badener Ehrenbürger*“, eine Chronik von 24 Persönlichkeiten, die sich um die Kurstadt verdient gemacht haben, darunter Königin Friederike von Schweden, Großherzogin Stephanie von Baden, Fürst Michael Stourdza, Otto von Bismarck, Graf Zeppelin und Konrad Adenauer, ebenso Oberbürgermeister Dr. Schlapper, dessen Leben und Werk von Karl Jörger in unserem Jahrbuch 1969 eingehend gewürdigt wurde.

Die Abhandlungen, die Jörger in der „Ortenau“ veröffentlichte, fanden allgemeines Interesse. 1958 würdigte er Baden-Baden als Kurstadt wie als Stätte politischer Zusammenkünfte und künstlerischer Veranstaltungen. 1959 berichtete er, wie diese Stadt zu ihrer anglikanischen Kirche kam. In den Bänden 1961 und 1968 schildert er das Baden-Badener Zunftleben im 18. und 19. Jahrhundert. Und 1963 berichtete er über die Schicksale der Revolutionäre 1848/49: Sigel, Hecker, Struve, C. Schurz, G. Kinkel, J. I. Peter, A. Goegg, u.a.

Karl Jörger hatte in seiner Jugend bereits die wissenschaftliche Suche nach Erkenntnis geschichtlicher Wahrheit als Lebensziel und Richtschnur genommen. Auf solch breiten Grund bauend, hatte er sich als Lehrer und Heimatforscher allem Guten und Schönen aufgeschlossen gezeigt und sich selbst in die Verantwortung begeben, welche die geschichtlichen Aufgaben für unsere Gesellschaft fordern.

In seinen reichen literarischen Arbeiten bewahrte er die Hochstimmung der Jugend bis zum heutigen Tag; eine Freude, die ihn fernerhin begleiten möge über das Fest seines 80. Geburtstages hinaus. Der Historische Verein für Mittelbaden, dessen Ziele er in erfolgreicher Forschungsarbeit unterstützte, anerkennt mit großem Dankgefühl Karl Jörgers selbstlose Mitarbeit und wünscht dem Jubilar einen glücklichen, geruhsamen Lebensabend.

Dr. Otto Kähni



# Jahresbericht 1973/74

Ganz im Zeichen der Denkmalpflege stand die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden, die am Sonntag, dem 14. Oktober 1973 in der malerischen Stadt Schiltach mit seinen vielen Fachwerkhäusern stattfand. Dies wurde vor allem im Festvortrag von Diplomingenieur Franz Meckes, Konservator bei der Außenstelle des Landesdenkmalamtes in Freiburg i. Br., deutlich, der an Hand von eindrucksvollen Lichtbildern über das Thema „Erhaltene Erneuerung wertvoller Stadtstrukturen“ sprach. Der Erste Vorsitzende des Historischen Vereins, Oberstudiendirektor Wilhelm Mechler (Kehl), konnte im Pater-Huber-Saal bei der Festsitzung eine große Anzahl von Mitgliedern und Freunden des Historischen Vereins begrüßen, unter ihnen den Schiltacher Bürgermeister Rottenburger, Archivdirektor Dr. Zier vom Generallandesarchiv in Karlsruhe, Oberbaurat Kunze vom Landratsamt in Offenburg, Ehrenmitglied Professor Schilli (Freiburg), Dr. Bühler (Überlingen) sowie Dr. Rommel (Freudenstadt). Trachtengruppen aus dem oberen Kinzigtal — die Gutacher/Kirnbacher sowie die Fürstenberger/Kinzigtäler Tracht und eine Schiltacher Flößergruppe waren vertreten — zeugten von dem Bemühen des Historischen Vereins um die Brauchtumpflege. Der Schiltacher Männergesangsverein unter Oberstudienrat Peter Lohmann umrahmten die Festsitzung mit zwei Chorsätzen.

In seiner Begrüßungsansprache würdigte der Erste Vorsitzende Wilhelm Mechler die Verdienste von Professor Schilli um den Aufbau des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Er begrüßte, daß der Ortenaukreis dieses einzigartige Museum genau so tatkräftig unterstütze, wie dies der ehemalige Kreis Wolfach getan habe. Mechler zeigte sich sehr beeindruckt von den Anstrengungen der Stadt Schiltach um die Erhaltung der historischen Altstadt, die sich vor allem darin zeigten, daß in letzter Zeit in vorbildlicher Weise zahlreiche Fachwerkhäuser renoviert worden seien. Grußworte an die Festversammlung sprachen auch Archivdirektor Dr. Zier und Bürgermeister Rottenburger.

In der geschäftlichen Sitzung in der Aula der Schiltacher Schule, welche der Festsitzung voranging, wurden vor allem organisatorische und finanzielle Fragen besprochen. Zu Beginn der Sitzung gedachte man der Toten.

Wilhelm Mechler gab bekannt, daß folgende drei Mitgliedergruppen des Historischen Vereins neue Obleute hätten: Ettenheim Dr. Kießling, Rastatt Dr. Küpper sen. und Renchen Bürgermeister Huber. Durch die Gemeindereform, so betonte Mechler, seien dem Historischen Verein finanzielle Verluste erwachsen; denn viele aufgelösten Gemeinden seien nicht mehr Mitglied des Historischen Vereins. Doch sei es in letzter Zeit gelungen, in zunehmendem Maße Schulen als neue Mitglieder zu gewinnen.

Auf Vorschlag von Dr. Kauß wurde die Bildung von Arbeitsgemeinschaften angeregt. Als erste Arbeitsgemeinschaft hat sich unter Leitung von Josef Naudascher (Mahlberg) und Paul Braun (Baden-Baden) die AG „Ur- und Frühgeschichte“ gebildet. Außerdem bestehen bereits regionale Arbeitsgemeinschaften,

so die AG Kehl-Hanauerland, die AG Hausach-Haslach und die AG Schiltach. Allgemein begrüßt wurde, daß mit der Unterstützung des ehemaligen Landkreises Kehl von Rektor Schadt (Legelshurst) eine Volksliedersammlung des Hanauerlandes herausgegeben werden konnte. Auf Vorschlag von Professor Dr. Kähni wurden folgende Mitglieder des Historischen Vereins wegen ihrer großen Verdienste um den Verein zu Ehrenmitgliedern ernannt: Franz Engesser. Seit 45 Jahren Mitglied des Historischen Vereins, langjähriger Schriftführer und Rechner der Mitgliedergruppe Gengenbach, dort ehrenamtlicher Archivar und Leiter der Volkshochschule. Hermann Fautz. Mitarbeiter der „Ortenau“ seit 1923, für die er viele Aufsätze schrieb. Über 200 Arbeiten über die Geschichte Mittelbadens sind von ihm erschienen. Dr. Karlleopold Hitzfeld. Seit 45 Jahren Mitglied des Historischen Vereins, von 1962 bis 1970 Schriftleiter der „Ortenau“. Von ihm erschienen viele Aufsätze in dieser Zeitschrift, vor allem über Gengenbach.

Der Kassenbericht des Rechners, Oberstudiendirektor Heiner Krum, bewies, daß trotz der angestregten finanziellen Lage des Vereins allen Verpflichtungen nachgekommen werden konnten. Die beiden Kassenprüfer Robert Preiser und Klaus Roth bestätigten, daß alle Kassengeschäfte in gewissenhafter Weise abgewickelt worden waren. Der Dank von Wilhelm Mechler galt dem Rechner, aber auch dem Schriftleiter der „Ortenau“, Dr. Erwin Dittler, für seine vorbildliche Arbeit. Nach längerer Diskussion wurde der Mitgliedsbeitrag, der zugleich Preis für die „Ortenau“ ist, auf 15 Mark für natürliche Personen und 30 Mark für juristische Personen festgelegt. Dies war notwendig, da die Druckkosten für die „Ortenau“ ständig steigen. Es wurde abschließend beschlossen, die Jahreshauptversammlung 1974 in Offenburg abzuhalten.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen wurde unter Führung von Dr. Bühler und Konservator Meckes die Altstadt Schiltachs besichtigt. Bürgermeister Rottenburger gab bei dieser Gelegenheit bekannt, daß die Stadtverwaltung bei jeder Freilegung eines Fachwerkes an einem Haus zehn Prozent der Kosten trage. Außerdem stünden Zuschüsse zur Verfügung, die aus einem Spendefonds kämen, welchen in großzügiger Weise Fabrikant Grohe gestiftet habe. Anschließend fand eine Exkursion zur Schenkenburg statt, die unter der Führung von Studienrat Hans Harter (Hausach) stand. Mit einem gemütlichen Beisammensein im Gasthaus „Sonne“ klang die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins aus.

Zu einer Arbeitssitzung trafen sich der Gesamtvorstand und die Obleute der 21 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins am 30. März 1974 in Offenburg. Zu Beginn gedachte Wilhelm Mechler der kürzlich verstorbenen Ehrenmitglieder Franz Schmider (Haslach) und Franz Engesser (Gengenbach). Beide hätten sich, so betonte Mechler, um den Historischen Verein große Verdienste erworben. Ein besonderes Anliegen des Historischen Vereins, so führte der Erste Vorsitzende aus, sei die örtliche Denkmalpflege, die Erhaltung und Restaurierung historischer Gebäude und Zeugnisse der Vergangenheit. Aber auch die Bodendenkmalpflege, das Ausgraben und Konservieren von Funden aus der Ur- und Frühgeschichte, zähle in zunehmendem Maße zum Aufgabenbereich der Mitglieder des Historischen Vereins. Wilhelm Mechler hob lobend hervor, daß der Ortenaukreis für das Jahr 1974 200 000 Mark für die Denkmalpflege bereitgestellt habe. Davon seien allein 30 000 Mark für die Burg Ortenberg bestimmt. Weitere 200 000 Mark an Kreismitteln würden für das Freilichtmuseum „Vogtbauernhof“ in Gutach verwendet.

Die Obleuteversammlung beschloß, die Jahreshauptversammlung 1975 in Gengenbach abzuhalten, da es in diesem Jahr den 1250. Jahrestag der Gründung des Klosters Gengenbach feiere. 1976 will man in Oberkirch anlässlich der 650-Jahr-Feier der Stadt die Hauptversammlung durchführen. Eine rege Diskussion entstand über die verschiedenen Museen im Ortenaugebiet. Hugo Schneider berichtete über das entstandene Sensenmuseum in Achern, Erwin Schopferer über das Renchtal-Museum in Oppenau, Alfred Schmid über die Umbauarbeiten im Hansjakob- und Heimatmuseum in Haslach i. K., Karl Schleh über das geplante Heimatmuseum in Bühl. Allgemein wurde gefordert, daß die Heimatmuseen attraktiver ausgestaltet werden sollten, damit sie die Menschen unserer Zeit auch ansprechen.

Klage wurde von den verschiedenen Mitgliedergruppen des Historischen Vereins darüber erhoben, daß im Zuge der Gemeindereform viele alte Orts- und Straßennamen verschwunden seien. Der Historische Verein will sich verstärkt für die Beibehaltung der alten Benennungen von Ortsstraßen einsetzen sowie darauf hinwirken, daß bei der Namensfindung von neuen Ortsteilen auf historische Gewannamen oder alte geographische Bezeichnungen zurückgegriffen wird. Eine ganz besondere Aufgabe sieht der Historische Verein in der Erhaltung alter Grenzsteine und Bildstöcke, da alte Grenzsteine oft die ältesten Kulturdenkmäler eines Ortes sind.

Manfred Hildenbrand

## Berichte der Mitgliedergruppen

### *Appenweier*

1. Zusammen mit der Kameradschaft ehemaliger Soldaten und Kriegsteilnehmer Besuch des Münsters in Schwarzach und des Wehrwissenschaftlichen Museums in Rastatt. 2. Mit dem „Fidelen Ortenauer“ Besuch der Hohenstaufenstadt Bad-Wimpfen und des Deutschordensschlosses in Gundelsheim am Neckar. 3. Zusammen mit dem Schwarzwaldverein Besichtigung der Wallfahrtskirche in Lautenbach/Renchtal (Führung und dazu Vortrag über die benachbarten Burg ruinen durch Herrn Rektor Huber, Lautenbach), Wanderung zur Ruine Schauenburg mit Vortrag über „Die Schauenburg und die Schauenburger“ durch Herrn Zillgith, Ödsbach (Mitgliedergruppe Oberkirch). 4. Besuch von „Ton- und Lichtspiele“ im Münster zu Straßburg. 5. Filmbericht „Ein Jahr verging, 1972“ über die wichtigsten Ortsgeschehnisse 1972 (Obmann Stud.-Dir. Karl Maier).

G. Maier

*Interesse für Heimatkunde geweckt*

*Mitgliedergruppe des Historischen Vereins gab „Appenweierer Heimatblatt“ heraus*

*„Appenweierer Heimatblatt 1974“*

Mit diesem Heimatblatt legt die Appenweierer Mitgliedergruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden der Bürgerschaft zum zweiten Male ein Jahreshaft vor. Wie der Vorsitzende, Stud.-Direktor K. Maier, in seinem Vorwort ausführt, veranlaßten sie dazu zwei Beweggründe: die Neugestaltung des Kirchplatzes, die das große Werk der Kirchenrenovation vollendete und die „tiefgreifende“ Wandlung, in der sich das Dorf zur Zeit befindet (Eingliederung von Nesselried und Verwaltungsgemeinschaft mit Urloffen).

Bürgermeister Kaufmann gibt einen Überblick über die verwirklichten und geplanten Bauvorhaben der Gemeinde (Wohnungs- und Straßenbau, Mehrzweckhalle und Hauptschule) sowie über die wichtigsten Maßnahmen im Zug der Gemeindereform. Es folgen Verzeichnisse der Vereinsveranstaltungen, der Geburten, Eheschließungen und Todesfälle. Pfarrer J. Baier erstattet einen ausführlichen Bericht über den Verlauf der seit 1963 durchgeführten Außenrenovation der Kirche und die Neugestaltung des Kirchplatzes und bekennt, daß hauptsächlich das schöne Gotteshaus ihn bewogen habe, sich um die Pfarrei zu bewerben. Konrektor Lehmann befaßt sich mit der Vorgeschichte der epischen Renovation und teilt den Kosten- und Finanzierungsplan mit. Angeschlossen ist der fachmännische Bericht des Restaurators Baumann (Lautenbach). Oberstud.-Direktor G. Brudy führt den Leser in die Jahre 1748/50, in denen der Gerichtsvogt Simon Bruder die Kirche erbauen ließ, und schildert anschaulich und humorvoll den Ablauf der Bauarbeiten.

Oberstud.-Direktor Mechler (Kehl) würdigt das Gotteshaus in treffender Weise als „Barockjuwel und Kleinod der Ortenau“. Elektromeister R. Föll erzählt, was er bei dem Einbau des elektrischen Geläutes entdeckte. A. Bell ergänzt den Bericht durch einen kleinen Beitrag aus der Geschichte seiner Familie. K. Maier gibt im Wortlaut die „Beschreibung“ der Totalrenovation des Kirchturms aus dem Jahre 1835 wieder. In ihr werden auch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit dargestellt.

Die Herausgeber haben sich auch die Mühe gemacht, die Inschrift auf dem Grab Simon Bruders zu entziffern und mitzuteilen. Der letzte der 14 Beiträge, der wiederum K. Maier zu verdanken ist, hat den Streit um den Kirchplatz zum Gegenstand, der 1867 zwischen der politischen und Pfarrgemeinde ausgebrochen war und erst 1903 durch eine Vereinbarung beendet wurde.

Durch dieses anregend und vorbildlich gestaltete Heimatblatt wird bei der Bevölkerung nicht nur das Interesse am Dorfgeschehen, sondern auch für Heimatkunde geweckt und verdient dankbare Anerkennung.

*Baden-Baden*

Rolf Gustav Haebler hat zur Belebung und Vertiefung der Heimatgeschichte eine Schriftenreihe „Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurorts Baden-Baden“ ins Leben gerufen. Bis dato zählt die Reihe elf Einzelbeiträge.

An der Spitze steht gleichsam als Wegweiser die Programmschrift des Herausgebers der Reihe „Heimatspflege der Stadt und des Kurorts Baden-Baden“.



Darin gibt der Verfasser einen Rückblick über schon abgeschlossene Arbeiten zur Erhaltung geschichtlicher Bauten und Denkmäler, des weiteren über noch nicht erledigte Erhaltungsvorhaben und noch zu lösende Aufgaben. Mit dieser Programmschrift ist gleichsam der Arbeitsauftrag zur Heimatpflege gestellt und der Arbeitsbereich des ebenfalls von Rolf Gustav Haebler gegründeten „Arbeitskreises für Stadtgeschichte“ festgelegt.

Als zweiter Beitrag erschien von dem ehemaligen Bibliothekar der Stadtbücherei Joachim Haberichter der erstaunlich umfassende Katalog der Baden-Badener Heimatbücherei. Zu den Übersichten über den Buchbestand fügte Karl Jörger den Katalog des Bildbestands der Stadtgeschichtlichen Sammlungen. Der Zahl nach darf man über zweitausend Gemälde, Stiche und Photographien annehmen.

Als nächstes Heft der Schriftenreihe steuert Margot Fuß die Häusergeschichte der unteren Sophienstraße bei. In dieser Chronik, die sich auf langwierige Nachforschungen gründet, tauchen die Namen der Mehrzahl der Baden-Badener Stambürger auf. Als nächsten Band der Reihe folgt von Rolf G. Haebler der Lebenstag des „Doctor Johannes Widmann Markgräflisch — badischer und herzoglich württembergischer Leibarzt und Professor Medicinae an der Universität Tuebingen“. Mit dem Leben des Gelehrten erhält der Leser besondere Einblicke in das Dasein eines Arztes jener Tage und zugleich „ein Zeitbild der seuchengeschichtlichen und sozialhygienischen Struktur in Baden-Württemberg am Ende des Mittelalters“.

Aus Altersgründen übergab Karl Jörger die Leitung der Mitgliedergruppe dem Kreispfleger Paul Braun, der heimatkundliche Führungen durch die Stadt veranstaltete und eine geologische Sammlung für die Stadt aufbaut.

### *Bühl*

21. September: Nächtliche Fahrt nach Straßburg. Rundfahrt mit Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der mittelalterlichen Stadt. Anschließend Besuch des Ton- und Lichtspiels „Son et Lumière“ im Münster.

Führung: Oberstudiendirektor a. D. Wilhelm Mechler. Teilnehmer 55 Personen.  
10. November: Besichtigung des Zähringer Museums im Neuen Schloß in Baden-Baden, sowie des Klostermuseums mit Fürstenkapelle. Sachkundige Führungen vermittelten in eindrucksvoller Weise die Geschichte unserer engeren Heimat und der Markgrafen von Baden. Ein hochinteressanter Samstagnachmittag, wo vor allem viel kunsthistorische Schätze der Mitgliedsgruppe gezeigt wurden. Teilnehmer 29 Personen.

Mitgliederbewegung: 3 Abgänge durch Tod, 7 Neuzugänge; Mitgliederzahl 68.

### *Gengenbach*

Januar: Ehrung für Franz Engesser, verbunden mit einem Lichtbildervortrag von Maria Schaettgen, Leiterin des Hansjakobarchivs in Haslach: „Der Kinzigtaler Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob“.

März/April: Bestandsaufnahme bemerkenswerter Denk- und Grabmäler auf dem Gengenbacher Friedhof. Renovierung und Pflege durch Mitglieder des Vereins.

Oktober: Informationsabend mit Bürgermeister Fellhauer, Gengenbach, und interessierten Bürgern: Überlegungen zur Altstadtanierung, Verkehrsplanung, Fußgängerzone, Stadtbildpflege.



November: Straßburgfahrt unter Führung von W. Mechler, Besuch des Ton- und Lichtspiels „Son et Lumière“ im Münster.

Im Laufe des Jahres kleinere Arbeitssitzungen. Insbesondere wurde versucht, durch dauernde Anregungen und Interventionen heimatgeschichtliche und denkmalpflegerische Belange in Gengenbach wahrzunehmen.

R. End

### *Haslach i. K.*

Das Bemühen der Haslacher Mitgliedergruppe galt auch im Jahre 1973 der Renovierung des ehemaligen Klosters der Kapuziner in Haslach i. K. Das Denkmalamt sagte einen Zuschuß von 95 000 Mark für die Renovierungskosten zu, die auf über 300 000 Mark geschätzt werden. Einen Zuschuß von 20 000 Mark gab inzwischen auch der Ortenaukreis. Einen weiteren Zuschuß erwartet die Stadt Haslach i. K. als Landesausbauort im Rahmen der Fremdenverkehrsförderung durch das Wirtschaftsministerium in Stuttgart. Denn seit die Renovierungspläne im November 1972 vom Gemeinderat genehmigt wurden, ist über die zukünftige Zweckbestimmung des Klostergebäudes entschieden: Es soll Zentrum des Fremdenverkehrs in der Hansjakobstadt werden. Im Erdgeschoß des Klosters werden Räume für Kurgäste geschaffen, das Obergeschoß wird das Heimatmuseum aufnehmen. Gedacht ist vor allem im Obergeschoß einige Klosterzellen zu rekonstruieren und sie museal zu nutzen. Ende 1973 konnte der Startschuß für die Renovierung des Klostergebäudes endlich gegeben werden. Als erste Baumaßnahme wurde das Klosterdach mit Biberschwänzen als Doppel-dach neu gedeckt. Es erfolgte sodann der Innenausbau des Klosters und die Renovierung der Außenfassade. Um selbst einen finanziellen Beitrag zur Renovierung des Klosters zu geben, veranstaltete die Haslacher Mitgliedergruppe des Historischen Vereins zusammen mit dem Musik- und Gesangverein „Harmonie“ Haslach ihre zweite Werbeveranstaltung für die Klosterrenovierung, deren Reinerlös wieder für die Renovierungsarbeiten bestimmt war. Ein erlesenes musikalisches Programm wurde zusammengestellt, das vom Kammerorchester Hausach-Wolfach sowie dem Streichorchester der „Harmonie“ dargeboten wurde. Im Rahmen der Werbeveranstaltung hielt der Vorsitzende der Haslacher Mitgliedergruppe, Realoberlehrer Manfred Hildenbrand, einen Farblichtbildervortrag über das Thema „Heinrich Hansjakob und das Haslacher Kloster“.

Auf Initiative des inzwischen verstorbenen Ehrenvorsitzenden der Haslacher Mitgliedergruppe, Oberbaurat Franz Schmider (siehe Nachruf in dieser „Ortenau“), wurde auf dem „Galgenbühl“, vor dem 18. Jahrhundert auch „Burgbühl“ genannt, einem Bergvorsprung bei Haslach i. K., ein Fundament entdeckt. Franz Schmider stellte die These auf, es handle sich um die Überreste eines römischen Signalturms. Nach der Auffassung von Franz Schmider hat es entlang der alten Römerstraße, die durch das Kinzigtal führte, eine ganze Reihe solcher Signaltürme gegeben. Im Herbst 1973 haben Mitglieder des Historischen Vereins und der umliegenden Gemeinden mit den Ausgrabungsarbeiten begonnen. In dankenswerter Weise unterstützte die Stadt Haslach i. K. dieses Vorhaben, indem sie zwei Stadtarbeiter für die Ausgrabungsarbeiten zur Verfügung stellte. Auch der Leiter des Referats Archäologie des Mittelalters vom Denkmalamt in Freiburg i. Br., Dr. Schmidt-Thomé, war mehrmals bei den Grabungsarbeiten anwesend und stellte mehrere Tage einen Grabungstechniker aus seinem Amt für die Arbeiten zur Verfügung. Als bisheriges Ergebnis der Ausgrabungsarbeiten kann folgendes festgestellt werden: Ein mächtiges Turmfundament von ca. 9 x 9 m Grundfläche kam zutage. Stratigraphische Anhalts-

punkte für eine Datierung ergaben sich nicht. Offenbar handelt es sich um eine hochmittelalterliche Anlage. Die gefundenen Keramikscherben von Gefäßen aus dem Mittelalter erhärten diese Annahme. Außerdem wurde ein kleiner Totenkopf (Umfang 11 cm) aus weißem Ton gefunden, der wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammt. Vermutlich handelt es sich dabei um einen kultischen Gegenstand. Für die Römerthese von Franz Schmider fanden sich bisher keine Anhaltspunkte. Die Grabungen werden im Herbst 1974 fortgesetzt.

Eine weitere erfreuliche Aufwärtsentwicklung erfuhr die Zahl der Mitglieder des Historischen Vereins in Haslach i. K. Die Haslacher Mitgliedergruppe zählt inzwischen 120 Mitglieder.

M. Hildenbrand

### *Hausach*

Nach langen Vorbereitungen konnten die historischen Gebäude der Stadt mit geschmackvollen Hinweisschildern ähnlich wie in Gengenbach gekennzeichnet werden. Zusammen mit dem Gutacher Schwarzwaldverein wurden die Arbeiten zur Ausgestaltung der Ruine Gutach-Turm als Erholungs- und Ausflugsziel beendet und das herrliche Areal durch ein „Turmfest“ der Öffentlichkeit übergeben. In der großen Schalterhalle der erweiterten Vereinsbank konnte eine zweite Schauvitrine zur Ausstellung historischer Gegenstände aufgestellt werden. Ebenso zieren dort zwei übergroße Stiche von Alt-Hausach, die auf Vermittlung des Historischen Vereins beschafft wurden, die Wände des vielbesuchten Raumes. Eine Sonderausstellung während der Fasnachtstage mit dem Titel „250 Jahre Hausacher Fasnacht“ lockte viele Beschauer an. Höhepunkt der Vereinsarbeit war die Ausgestaltung und Übergabe der restaurierten Klosterkapelle St. Sixt mit den wertvollen, wiederentdeckten Fresken. Das anschließende „Dorfer Brunnenfest“ mit der Weihe der „verzürnten Dorfheiligen“ und des „Dorfer Bergmannsbrunnen“ wurde vom Verein als Volksfest für Hausach und das Kinzigtal mitgestaltet. Ein gutes Echo fanden die beiden Vorträge mit Farbdias von Pfarrer Keller, Haslach, über „Die nordische Tragödie — die Hintergründe eines geschichtlichen Konfliktes“, und Studienrat Hans Harter, Hausach, über „Die Herren von Hornberg und ihre Burgen — ein Beitrag zur Besiedelungsgeschichte des Gutachtales“. Erfolgreich verliefen die Bemühungen um die Erhaltung der Grabsteine des durch Hansjakob berühmt gewordenen „Fürst von Teufelstein“ bei der Neugestaltung des Bergfriedhofes von St. Roman. Die Mitgliedergruppe beteiligte sich wie in den Vorjahren wieder beim Fußballturnier der Vereine um den Stadtpokal und bei der Ausrichtung der Versammlung der Vertreter der Hausacher Vereinigungen im Frühjahr und Herbst.

kk

### *Kehl — Hanauerland*

Bei den Vorbereitungen zur Feier der Stadtrechts-Verleihung vor 200 Jahren (1774) und der Ausstellung „Kehls Vergangenheit in Dokumenten und Bildern“ sind unsere Mitglieder ebenso beteiligt wie als Kreispfleger und als ehrenamtliche Mitarbeiter der Abteilungen des Landesdenkmalamtes in Kehl und im Hanauerland. Fast alle Schulen Kehls und des Hanauerlandes sind Mitglieder und Bezieher der auch für die Schularbeit so wertvollen „Ortenau“ geworden. Auch im Kalenderjahr 1973 wurden die meisten Vorträge in enger Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl (Leitung: Rudolf Zwahl) veranstaltet:

„Grimmelshausen und der Oberrhein“, Vortrag von Universitätsprofessor Dr. W. Mauser, Freiburg i. Br.

„Meister Mathis (Grünewald) und sein Werk“, mit besonderer Berücksichtigung des Isenheimer Altars. Farbbildvortrag von Dr. L. Sittler, Colmar

„Ungarn in Geschichte und Gegenwart“, Farbbildvortrag von P. Hammerich, Dinkelsbühl

„Die Basler Museen“, Farbbildvortrag von A. Dietz, Weil am Rhein

„Das Hanauerland in Gegenwart und Vergangenheit“, Farbbildvortrag in Willstätt, Rheinbischofsheim, Hesselhurst und zweimal in Kehl (Helmut Schneider, Kork, und Wilhelm Mechler)

Im Rahmen der Vortragsreihe „Kultur und Geschichte am Oberrhein“ fanden folgende Farbbildvorträge statt:

„Römer und Germanen am Oberrhein“: Universitätsprof. Dr. Nierhaus, Freiburg i. Br.

„Frühes Christentum am Oberrhein“: Universitätsprof. Dr. W. Müller, Freiburg i. Br.

„Das Straßburger Frauenhauswerk und seine Geschichte bis heute“: Münster-Architekt J. R. Haeusser, Straßburg

„Reformbestrebungen innerhalb der mittelalterlichen Kirche vor der Reformation am Oberrhein“: Universitätsprof. Rapp, Straßburg

„Die zeitgenössischen unterelsässischen Mundartdichter“ (G. Stoßkopf, G. Müller, A. Weckmann, R. Matzen u. a.): Dichterabend von Universitätsprof. Raymond Matzen, Straßburg

Farbbildvortrag „Der Rhein — Kehls Schicksal“ (W. Mechler)

„Straßburg in Gegenwart und Vergangenheit“, Farbbildvortrag in Kehl und in Freistett (W. Mechler)

Folgende Ausstellungen wurden besucht:

„Vincent-van-Gogh“ in Straßburg (ein zweites Mal)

„Russischer Realismus“ in Baden-Baden

„Die Töpferei im Elsaß“ in Straßburg (Konservator Georges Klein)

„Humanismus und Reformation in Straßburg“ (Stadtarchivar Dr. J. Fuchs, Straßburg)

„Zünfte und Korporationen im Elsaß“ (Konservator G. Klein, Straßburg)

„Ägyptische Kunst“ in Straßburg (Konservator Hans Zumstein, Straßburg)

Besuch der Münster-Bauhütte Straßburg (Münster-Architekt J. R. Haeusser).

Führungen durch das Straßburger Frauenhaus-Museum und das Münster

Drei Abendfahrten (auch für Nichtmitglieder) durch Straßburg mit Besuch des Ton- und Lichtspieles „Son et Lumière“ im Münster

Tagesfahrt ins nördliche Elsaß: Bitsch (Festungsanlagen), die Burgen Wasigenstein und Fleckenstein, Weißenburg, Hoffen

Fahrt nach Basel und Besuch zweier Museen (Alfred Dietz, Weil am Rhein)

Landeskundliche Fahrt in den Schweizer Jura: Porrentruy (Schloß), St. Ursanne (Romanisch-gotische Stiftskirche) und die Freiberge (Prof. Victor Erard, Porrentruy)

Halbtagesfahrt ins elsässische Hanauerland (Georges Klein, Straßburg)

Wiederholung der achttägigen Fahrt zu Loire-Schlössern und in die Bretagne, veranstaltet und geleitet von Rudolf Zwahl, VHS Kehl



## *Arbeitssitzungen des Mitarbeiterkreises des Hanauer Museums Kehl*

unter der Leitung von Zahnarzt Klaus Hornung:

Lichtbildvortrag „Thailand“ (Kuno Perplies)

Lichtbildvortrag „Meteoriten und Kometen“ (Dr. Eisenlohr, Wiesbaden)

Zwei Vorträge von Gottlob Schlörer, Diersheim, über die Oberrheinsueben und die Diersheimer Funde

Farbbildvortrag über eine Reise nach Schottland, Island und Grönland  
(Wilhelm Schadt, Legelshurst)

In weiteren Sitzungen wurden behandelt: Das „Weinbrennerhaus“ in Kehl, Die frühe Rheinschiffahrt, Die Flößerei (Wilhelm Schadt), Die Todesstrafe vom Altertum bis zur Neuzeit (August Werling), Der Historische Festzug 1974 in Kehl (Theaterbildner Heinz Küpferle, Baden-Baden).

Tonbandvorführung des „Hanauer Liederbuches“ (Wilhelm Schadt). Helmut Schneider, Kork, hielt mehrmals Vorträge über das Hanauerland in der Jugendherberge, und August Werling führte viele Schulgruppen im Hanauer Museum, Kehl.

Wilhelm Mechler

### *Oberkirch*

5. Januar: Lichtbildervortrag von Dr. Kauß, Karlsruhe, aus seinen persönlichen Erlebnissen und Eindrücken anlässlich einer Studienreise in die Sowjetunion.

10. Februar: Studienfahrt über Oberelztal, Schonach zur Wallfahrtskirche nach Triberg. Sodann Husen-Kirche bei Hausach (Führung: Konrektor Klein) und nach dem Besuch der Grabstätte von Hansjakob in Hofstätten Vortrag mit Lichtbilder über Hansjakob von Konrektor Klein, Haslach.

7. März: Aschermittwochnachmittag ins Elsaß zum Kloster Niedermünster am Odilienberg. Danach Führung durch das Kloster St. Odile mit Lichtbildervortrag über die Handschrift „hortus deliciarum“.

31. März: Konzertfahrt nach Schloß Wasenweiler (Kaiserstuhl) zu Professor Neumeyer mit Besichtigung der Tastaturinstrumentensammlung.

11.—13. Mai: Studienfahrt. 1. Tag: Gaildorf - Unterregenbach - Weickersheim - Creglingen. 2. Tag: Oberzell am Main - Veitshöchheim - Würzburg. 3. Tag: Ins Jagsttal nach Krautheim - Kloster Schöntal - Neuenstadt - Cleversulzbach (Mörike). Übernachtungen in Tauberbischofsheim. Überall mit Führungen.

7. Juli: Über den Hotzenwald zum Schluchseewerk oberhalb Säckingen. Führung dort. Münster in Säckingen und Führungen in Schloß Beuggen und auf Burg Rötteln bei Lörrach.

1. September: Besichtigung der ältesten Weintrotte von Baden in Lauf mit Weinprobe unter Führung von Weingutsbesitzer Geppert, Bühl. Über die Weinstraße zum Neuen Schloß in Baden-Baden. Führung durch das Museum, Abschluß auf dem Alten Schloß in Baden-Baden.

6. und 7. Oktober: Zweitagesfahrt ins Hohenzollernsche. 1. Tag: Kloster Beuron - Kirche in Engelswies und Schloß und Kirche in Scheer. Übernachtet in Mengen. 2. Tag: Schloß Sigmaringen - Jagdschloß Krauchenwies - Kloster Wald und Meßkirche. Alles mit Führungen.

12. Dezember: Jahresabschlußabend mit Lichtbildern von den diesjährigen Studienfahrten.

J. Vajen

### *Offenburg*

#### *Fahrten:*

29. März: Schloß Favorite - Baden-Baden (Stiftskirche und Museum des Klosters Lichtental) - Schloß Neuweier.

10. Mai: Kaiserstuhl: Endingen (Museum im Rathaus, Kirchen St. Peter und St. Martin) - Burkheim - Niederrotweil (St. Michaelskirche) - Breisach (Münster und Zentralkellerei) - Merdingen (von dem Deutschordensbaumeister Joh. Kasp. Bagnato 1738/41 erbaute Kirche).

9. bis 13. Juni: Westfalen-Münsterland. Teutoburger Wald (Externsteine und Hermannsdenkmal) - Münster - Besichtigung der Wasserschlösser Rüschaus, Schloß Hülshoff, Darfeld, Burgsteinfurt, Westerwinkel, Nordkirchen, Burg Vischering, Lembeck, Raesfeld, Gemen und des Naturschutzgebietes Zwillbrocker Venn - Zisterzienserkirche Altenberg (Berg. Land) - Köln (Dom) - Bonn - Godesberg.

3.—4. August: Schweiz: Rheinfall bei Schaffhausen - Stein am Rhein - Wil - Säntis - St. Gallen - Appenzeller Land - Bodensee.

3. September: Elsaß: Colmar - Eguisheim - Türkheim - Riquewihr - Affenwald bei Kientzheim - Barr.

27. Oktober: Appenweier (restaurierte Barockkirche) - Zimmern (spätgotische Kirche) - Wallfahrtskirche St. Wendel - Wanderung über Schloß Staufenberg nach Durbach.

15. Dezember: Das vorweihnachtliche Straßburg, Jung St. Peter u. Alt St. Peter.

### *Oppenau*

Am 8. August 1973 unternahm die Mitgliedergruppe Oppenau, der sich einige Kurgäste angeschlossen haben, in zwei Omnibussen eine Fahrt nach Straßburg. An der Europa-Brücke stieg unser Vorsitzender, W. Mechler, zu und übernahm die Führung. Sein großes Wissen über Straßburg sowie sein gutes Auskennen in dieser Stadt ließen diese Fahrt zu einem einmaligen Erlebnis werden. Höhepunkte hierbei waren: der Besuch des „Ton- und Lichtschauspiels im Münster“ sowie der Abendspaziergang durch das beleuchtete Straßburg von den „Gedeckten Brücken“ der Ill entlang zum Münsterplatz zurück.

Am 29. November 1973 fand im Gasthof „Krone“ die Mitgliederversammlung statt, die trotz der ungünstigen Witterung einen guten Besuch aufzuweisen hatte. Eingangs wurde der beiden verstorbenen langjährigen Mitglieder: Herr Wilhelm Huber, Konditormeister, Herr Georg Huber, Zimmermeister, ehrend gedacht. Im Mittelpunkt des Abends stand ein Referat des örtl. Obmanns zu dem Thema: „Grundstückskäufe — Verkäufe — und Erbteilungen im Gericht Oppenau in der Zeit von 1625—1705“. Hierüber ist im Interesse der Heimatforschung zu berichten:

Ratschreiber Josef Ruf hatte um 1910 Auszüge aus Akten im Generallandesarchiv angefertigt, die zu einem Faszikel zusammengefaßt im Stadtarchiv liegen. Insgesamt sind es 1038 Auszüge. Heute befinden sich die Originalakten unter Abtg. 61 Nr. 8608—8610 im GLA.

Der Inhalt dieser Auszüge wurde in den Jahren 1972/73, kurz gefaßt, auf die zehn Renchtalorte: Oppenau, Ramsbach, Lierbach, Maisach, Ibach-Löcherberg, (= Kirchspiel) Bad Peterstal, Bad Griesbach, Lautenbach, Oedsbach, Oberkirch verteilt. In dieser Kurzfassung wurden die Auszüge den betreffenden Gemeinden im vergangenen Sommer zugestellt. Interessenten können sich nun hier nach Photokopien beim GLA bestellen, oder die Originalakten dort selbst einsehen. Im Archiv der Stadt Oppenau liegen die gesamten Aufstellungen bei der Arbeit von Ratschreiber Josef Ruf.

Für das Kirchspiel Oppenau stellt diese Verteilungsarbeit die Verbindung zwischen der Arbeit von Josef Ruf, bzw. die Akten im GLA, zu der Aufstellung der Haus-Hof- und Geschlechterfolgen von Stadtpfarrer Otto Vorbach her.



Diese Arbeit von Stadtpfarrer Vorbach für die einzelnen Kirchspielsorte liegt auf dem katholischen Pfarramt in Oppenau, wo man auch Photokopien hiervon erhalten kann. Diese Arbeiten für die einzelnen Geschlechter beruhen auf der Nachforschung in den Kirchenbüchern, die für das Kirchspiel bis 1628 zurückreichen.

Der verstorbene Postamtman Emil Bittiger hatte das Renchtaler-, „Roth-Geschlecht“ bis 1347 und das „Erdrich-Geschlecht“ bis 1599 als Geschlechterbaum aufgestellt. Beide Arbeiten sind im Heimatmuseum ausgestellt. Prof. Dr. Werner Bürkh — Birk, München, hat das Birk-Geschlecht erforscht und in Band 120 „Deutsches Geschlechterbuch“ S. 89—128 veröffentlicht. Geistlicher Rat Karl Sachs — Fischer, Weiterdingen, hat sich um die Erforschung des „Fischer-Geschlechtes“, das für das Renchtal vom heutigen Gasthof „Sonne“ ausging, verdient gemacht.

Pfarrer Ludwig Ronnecker hat das „Ronnecker-Geschlecht“ innerhalb des Renchtales bearbeitet.

Über das „Kimmig-Geschlecht“, soweit dasselbe im Rensch- und Achertal verbreitet ist, hat Frau Oberlehrerin Ruth Hoppe-Kimmig, Oberkirch, eine Arbeit geschrieben.

Dieser kurze Hinweis möchte manchem Leser aufzeigen, wo er für seine Privat- arbeit wichtige Unterlagen finden kann.

Der Stand der Mitgliedergruppe Oppenau betrug am 31. Dezember 1973 insgesamt 105 Mitglieder.

Bis das Jahrbuch 1974 in den Besitz des einzelnen Mitgliedes kommt, ist das Regionale Heimatmuseum für das Renchtal in neuen Räumen im Rathaus zu Oppenau untergebracht. In diesen Räumen wird es möglich sein, die einzelnen Ausstellungsstücke besser zur Geltung bringen zu können. Mittwochs und freitags von 14—16 Uhr ist das Museum geöffnet; für Gruppen nach Vereinbarung mit Führung auch zu anderen Zeiten. Rechtzeitige Anmeldung auf dem Rathaus, Telefon 20 83, ist hierfür erforderlich.

E. Sch.

### *Yburg*

8. Mai 1973: Generalversammlung mit Neuwahlen. Lichtbildervortrag von K. Schwab: „15 Jahre Mitgliedergruppe Yburg“.

10. Juni 1973: Ausflug nach Lorsch, Worms und Sponheim im Hundsrück.

21. Oktober 1973: Wanderung zu einem alten Grenzstein des Klosters Schwarzach im Yburgwald.

Karl Schwab

### *Zell a. H.*

13. September 1973: Besuch des „Abendlichen Straßburgs“ (unter Führung von Direktor Mechler) und des „Ton- und Lichtschauspiels“ im Münster.

Winter 1973/74: Mehrere Mitglieder des Hist. Vereins nahmen an der Arbeitsgemeinschaft „Unsere Zeller Mundart“ der Volkshochschule teil. Die Ergebnisse (Bestandsaufnahme und Untersuchung des „Zeller Ditsch“) wurden auf Tonband aufgenommen und dem Städtischen Archiv übergeben.

15. März 1974: Besuch des „Elsässischen Theaters Straßburg“ in Offenburg: „Zwei Hitzköpfe“.

Ende Juni 1974: Zusammen mit dem Schwarzwaldverein: Besichtigung der Klosteranlagen des Odilienbergs und vierstündige Wanderung auf der „Heidenmauer“. Als Vorbereitung dazu: Lichtbildervortrag „Der Odilienberg“.

Thomas Kopp

# Der Ortenaukreis — Rückblick 1973

Von Landrat Dr. Gerhard Gamber

Eineinhalb Jahre nach der Bildung des neuen Ortenaukreises ist es zu früh, Bilanz zu ziehen und Prognosen aufzustellen. Hierfür ist der Zeitabschnitt zu kurz. Schon heute darf man aber feststellen, daß das Ende der ehemals selbständigen mittelbadischen Kreise keine Zäsur für diese Landschaft bedeutet. Die Integration des Ortenaukreises hat nicht zuletzt dank der vorbildlichen Arbeit der Kreisgremien sowie der Aufgeschlossenheit und des Fleißes seiner Bevölkerung gute Fortschritte gemacht. Es wurde offenbar, daß der Kreistag und seine Ausschüsse in ihrer politischen Tagesarbeit nicht partikulär denken, sondern den Ortenaukreis als Ganzes sehen und ihr Handeln entsprechend ausrichten. Selbst wenn da und dort — verständlicherweise — noch ein ortsbezogenes Denken spürbar ist, geht man zusehends daran, interkommunaler und nachbarschaftlicher zu denken.

## *Aus der Arbeit des Kreistags*

Der neue Kreistag, der aus den Wahlen am 8. April 1973 hervorgegangen ist, hat seine Arbeit mit der ersten Sitzung am 7. Mai 1973 aufgenommen. Im neuen Kreistag sind 97 Kreisverordnete vertreten, von denen 53 der CDU (54,6 %), 26 der SPD (26,8 %), 9 der FWV (9,3 %), 8 der FDP (8,3 %) und OB Dr. Brucker (1,0 %) angehören.

## *Wichtige Beschlüsse des Kreistags*

### *6. Februar 1973*

Der vorläufige Kreistag des Ortenaukreises berät und verabschiedet den ersten Haushalt des Ortenaukreises.

Der Bau eines Sonderschulkindergartens für körperbehinderte Kinder in Offenburg wird mit einem Zuschuß von 292 500 DM gefördert.

Der vorläufige Kreistag erläßt eine Resolution gegen die Bedrohung des Landschaftsschutzgebietes „Taubergießen“ durch die Planungen des Abwasserzweckverbandes Breisgauer Bucht, wonach die gesamten Abwässer dieses Raumes in noch ungeklärtem Zustand durch den „Taubergießen“ in den Rhein geleitet werden sollen.

### *7. Mai 1973*

In der konstituierenden Sitzung des neuen Kreistages werden die neu gewählten Kreisverordneten durch Amtsverweser Dr. Gamber öffentlich verpflichtet.

Zu stellvertretenden Vorsitzenden des Kreistages werden gewählt:

1. Stellvertreter Bürgermeister Braun, Oberkirch (CDU)
2. Stellvertreter Bürgermeister Heidt, Auenheim (SPD)
3. Stellvertreter Bürgermeister Martin, Wolfach (FWV).

Folgende Ausschüsse werden mit je 25 Mitgliedern gebildet:

Verwaltungsausschuß  
Ausschuß für Planung und Technik  
Sozial- und Krankenhausausschuß  
Kultur- und Bildungsausschuß

### *19. Juni 1973*

Der Ortenaukreis übernimmt das Wappen des alten Landkreises Offenburg.

In Offenburg soll eine Kinderklinik errichtet werden. Der Ortenaukreis bietet sich als Träger an, gleichzeitig stimmt der Kreistag einer Generalplanung des Projekts zu.

Der Ortenaukreis übernimmt die Sonderschule für behinderte Kinder in Haslach i. K.

Die Planung eines Gemeinschaftshauses für das Kreispflegeheim in Bermersbach wird aufgenommen.

Die Errichtung eines Kompostwerkes nach dem System Renova in Offenburg-Griesheim wird beschlossen. Über eine etwaige Verbrennung des nichtkompostierbaren Mülls in Straßburg soll mit den französischen Nachbarn verhandelt werden.

Die Abfallbeseitigung im Ortenaukreis wird neu geregelt; die verbleibenden Müll-, Schutt- und Erdaushubplätze übernimmt der Landkreis.

34,5 km Gemeindeverbindungsstraßen werden mit Wirkung vom 1. 1. 1974 zu Kreisstraßen aufgestuft.

Der Kreistag erläßt eine Jagdsteuerordnung.

### *10. Juli 1973*

Der bisherige Amtsverweser des Ortenaukreises Dr. Gerhard Gamber wird zum Landrat des Ortenaukreises gewählt.

Darstellung der Finanzsituation des Landkreises nach dem ersten Halbjahr seines Bestehens.

Der Kreistag erläßt eine Satzung über die Beseitigung von Abfällen.

### *2. Oktober 1973*

Der Kreistag nimmt Stellung zur Schlußkonzeption der Landesregierung für die Organisation der unteren staatlichen Sonderbehörden.

Wahl der Vertreter des Ortenaukreises in die Verbandsversammlung des Regionalverbandes Südlicher Oberrhein.

Der Büchereientwicklungsplan für den Ortenaukreis wird verabschiedet.

Die Jugend- und Erwachsenenbildung wird neu geregelt.

Der Kreistag stimmt der Erweiterung der Werkstätten der Gewerbeschule Kehl grundsätzlich zu.

Die Sonderschule für bildungsschwache Kinder Kehl wird in Willstätt-Hesselhurst untergebracht.

Dem Ortenaukreis liegt die Zusage vor, eine der geplanten 14 Modell-Sozialstationen des Landes zu erhalten; Standort soll der Raum Kehl-Hanauerland sein.

#### *11. Dezember 1973*

Der Nachtragshaushaltsplan 1974 des Ortenaukreises mit einem Volumen von 101 107 328 DM im ordentlichen Haushalt und 3 190 744 DM im außerordentlichen Haushalt wird verabschiedet.

Ein Ausbauprogramm der Kreisstraßen für den Zeitraum 1974 bis 1980 wird mit Gesamtkosten von rd. 40 Mio beschlossen.

Die Richtlinien über die Gewährung von Zuschüssen aus dem Kreisförderungsprogramm werden erlassen.

In Appenweier soll eine Müllumladestation eingerichtet werden. In Großcontainern sollen von dort die Abfälle zur Verbrennung nach Straßburg transportiert werden.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach erhält eine Ölmühle und eine Hammerschmiede.

#### *Die Sitzungen der Kreistagsgremien im Jahr 1973*

Kreistag	6
Verwaltungsausschuß	8
Ausschuß für Planung und Technik	8
Sozial- und Krankenhausausschuß	6
Kultur- und Bildungsausschuß	6
Jugendwohlfahrtsausschuß	2
Arbeitskreis Fremdenverkehr	2
Kreisjagdamt	7
Jägerprüfungsausschuß	2

#### *Der Kreisetat*

Der vorläufige Kreistag hat für den neu gebildeten Ortenaukreis schon am 6. 2. 1973 den Haushaltsplan 1973 verabschiedet und damit die Möglichkeit geschaffen, ohne Stillstand die Arbeit der früheren Landkreise fortzusetzen und mit dem Aufbau des Ortenaukreises zu beginnen. Er hat sich nicht gescheut, den Umlagesatz auf 21,5 % festzusetzen, was für die meisten Gemeinden eine beachtliche Mehrbelastung bedeutete. Es waren nicht etwa „Reformsünden“ der früheren Landkreise, die einen Umlagesatz von 21,5 % notwendig machten, sondern der Anstieg fortdauernder Kosten für Sozial- und Jugendhilfe, Personal u. a., dem nicht im gleichen Verhältnis Einnahmen gegenüber standen.

Wenn bei der Verabschiedung des Haushaltsplans 1973 noch Zweifel geblieben sein sollten, ob die Festsetzung des Kreisumlagesatzes auf 21,5 % nicht doch zu hoch war, so sind diese bei der Vorlage des Nachtragshaushaltsplanes ausgeräumt worden. Zwar sind die allgemeinen Deckungsmittel gegenüber dem ursprünglichen Haushaltsplan um 4 235 500 DM gestiegen, die zwangsläufigen Mehrausgaben haben aber keine Finanzreserve entstehen lassen. Im Nachtragshaushaltsplan 1973 konnten zum größten Teil die Investitionen für die Deponie „Vulkan“ in Haslach i. K. — vor allem eine winterfeste Zufahrtsstraße — finanziert werden.



## *Straßenbau*

Der Kreisstraßenbau war 1973 durch die Kürzung der Haushaltsmittel eingeschränkt. Im wesentlichen wurden die von den früheren Landkreisen begonnenen Maßnahmen fortgesetzt, so der Ausbau folgender Straßen:

K 5312 — Maiwaldsträßle — mit	430 000 DM
K 5332 zwischen Niederschopfheim und Ichenheim mit	358 800 DM
K 5324 zwischen Hesselhurst und Weier	225 000 DM
Folgende Baumaßnahmen wurden neu in Angriff genommen:	
K 5306 Sasbach — Obersasbach, Neubau einer Brücke	140 000 DM
K 5326 Ortsdurchfahrt Zell-Weierbach	100 000 DM
K 5333 Ortsdurchfahrt Gengenbach	230 000 DM

## *Kreisförderungsprogramm*

Der Kreistag hat am 11. 12. 1973 beschlossen, den Gemeinden in topografisch besonders schwierigen Gebieten des Ortenaukreises im Straßen- und Wegebau durch Finanzausschüsse zu helfen. Aus diesem Programm profitieren die Gemeinden des früheren Landkreises Wolfach, aber auch die Gemeinden des Schuttertals, des Münstertals, des Rench- und Achertals. Im Jahre 1973 wurden 298 000 DM Zuschüsse für Straßen- und Wegebaumaßnahmen an die Gemeinden verteilt.

## *Krankenhäuser*

Der Ortenaukreis hat am 1. Januar 1973 die Trägerschaft des Kreiskrankenhauses Kehl angetreten. Das Krankenhaus ist sehr kostenintensiv, so daß mit den Sozialversicherungsträgern für das Jahr 1973 ein verhältnismäßig hoher Pflege-satz ausgehandelt werden mußte. Es wurde die Weiterentwicklung des Krankenhauses ins Auge gefaßt. Architekt Gaiser, Rastatt, wurde beauftragt, die Möglichkeiten für den Einbau einer Anästhesieabteilung sowie einer Intensivpflege zu prüfen. Außerdem soll der Behandlungsbereich der inneren Abteilung erweitert werden. Erste Überlegungen wurden auch für den Neubau eines Personalwohnheimes angestellt. Die Finanzierung dieses Vorhabens ist in der mittelfristigen Finanzplanung des Kreises für die Jahre 1973 bis 1977 aufgenommen worden.

Am 26. 3. 1973 hat das Langzeit- und Nachsorgekrankenhaus Ettenheimmünster seinen Betrieb aufgenommen. Das Krankenhaus ist aus dem früheren Sanatorium Ettenheimmünster hervorgegangen. Die Belegung des Hauses gestaltete sich anfänglich schwierig; erst gegen Ende des Jahres konnte die Vollbelegung mit ca. 75 Betten erreicht werden. Das Langzeit- und Nachsorgekrankenhaus wird in erster Linie von den Universitätskliniken in Freiburg belegt.

## *Kinderklinik in Offenburg*

Am 19. 6. 1973 hat der Kreistag seine Bereitschaft erklärt, die Trägerschaft für eine in Offenburg zu errichtende Kinderklinik zu übernehmen. Die Klinik soll möglichst in Verbindung mit dem städtischen Krankenhaus Offenburg erstellt werden. Die Verwaltung wurde beauftragt, mit dem Land Baden-Württemberg die Planung abzustimmen. Aufgrund des Krankenhausfinanzierungsgesetzes obliegt es dem Land im Rahmen des Krankenhausbedarfsplanes, eine Aussage



über die Größe des Krankenhauses Offenburg, seine fachliche Gliederung sowie über die Größe der Kinderklinik zu treffen. Der Krankenhausbedarfsplan wird zur Zeit im Benehmen mit dem Krankenhausinstitut Düsseldorf erstellt. Erst nach Vorliegen des Planes kann über den Standort der Kinderklinik und die weitere Planung beschlossen werden.

#### *Schulen und Erwachsenenbildung im Ortenaukreis*

Grundschulen	65
Grundschule mit Hauptschule	94
Sonderschulen	16
Realschulen	16
Gymnasien	17
Wirtschaftsgymnasien	3
Volkshochschulen	3
Kaufmännische Berufs- und Berufsfachschulen	16
Gewerbe- und Gewerbefachschulen	14
Land- und Hauswirtschaftliche Berufsschulen	19
Fachhochschule Offenburg — Maschinenbau und Elektrotechnik	1
Fachhochschule für öffentliche Verwaltung (Kehl)	1
Polizeifachschule (Lahr)	1

Die differenzierten Berufswünsche und Berufserwartungen fordern vom Ortenaukreis als Schulträger nach dem Schulverwaltungsgesetz immer mehr Schultypen der Berufsschulen, Berufsfachschulen, Berufsoberschulen, Fachschulen und der Sonderschulen. Der Ortenaukreis ist verpflichtet, diese berufsbildenden Schulen neu zu bauen, bestehende Schulen aus- und umzubauen, instandzuhalten sowie die Mittel für den laufenden Schulbetrieb bereitzustellen.

Die hervorragende Bedeutung, die dem Berufsschulwesen gerade in jüngster Zeit zukommt, findet ihren Niederschlag in einer für den Laien geradezu verwirrenden Vielfalt von Zielsetzungen. Man hat erkannt, daß Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft, das Wirtschaftswachstum und die Stellung, die der einzelne in der vom wissenschaftlichen und technischen Fortschritt geprägten Gesellschaft einnimmt, entscheidend von der Leistungsfähigkeit und Qualität des Bildungswesens abhängt. Die enge Verflechtung der Berufsschule zur Berufs- und Arbeitswelt mit ihrer dynamischen technischen Entwicklung zwingt deshalb dazu, Leistungsfähigkeit und Modernität der beruflichen Schulen ständig zur Diskussion zu stellen.

#### *Soziale Leistungen*

Das Sozial- und Jugenddezernat im Ortenaukreis mit Ämtern in Offenburg, Kehl, Lahr und Wolfach verfügt über ein Netz von sozialen Diensten und Leistungsabteilungen, die vielfältige materielle und persönliche Hilfen gewähren. Neben der klassischen Sozial- und Jugendhilfe werden vom Dezernat Wohngeld mit Miet- und Lastenzuschüssen, Ausbildungsförderungsleistungen, Hilfe für Vertriebene und Flüchtlinge, die Leistungen der Kriegsofferfürsorge und Unterhaltssicherungsleistungen gewährt.

In Lahr läuft gegenwärtig ein weit über die Grenzen des Kreises hinaus beachtetes Modell der „Sozialen Dienste“, das bürgernah, ganzheitlich und teambe-

zogen arbeitet. Leistungsverwaltung und persönliche Hilfe sind getrennt. Verwaltungsfachleute und Sozialarbeiter leisten schwerpunktbezogene Arbeit. Es ist beabsichtigt, sofern das Ergebnis hält, was die Ansätze versprechen, diese Form der sozialen Dienste auf den Gesamtortenaukreis zu übertragen.

Im Jahre 1973 ist auf sozialpolitischem Gebiet die Errichtung der Modellsozialstation Kehl-Hanauerland besonders zu vermerken. In Zusammenarbeit mit den Verbänden der Arbeiterwohlfahrt, Caritas, Diakonie und dem Deutschen Roten Kreuz wurde eine Sozialstation errichtet. Träger der Station ist das Diakonische Werk. Der Einzugsbereich umfaßt neben der Stadt Kehl die Gemeinden Auenheim, Bodersweier, Diersheim, Honau, Freistett, Leutesheim, Rheinbischofsheim und Zierolshofen, mit einem Einzugsgebiet von rund 40 000 Einwohnern. Standort der Station ist das Kath. Pfarrheim St. Nepomuk in Kehl. Die Aufgaben der Krankenpflege, Familienpflege, Altenhilfe und Dorfhilfe werden koordiniert in einer Trägerschaft angeboten, um eine optimale Versorgung der Bevölkerung zu erreichen und unnötige Überschneidungen zu verhindern. Die Krankenschwestern vertreten sich gegenseitig. Dadurch wird eine Entlastung der bisher überlasteten Kräfte erreicht. Die Station hat am 1. 11. 1973 ihre Tätigkeit aufgenommen.

Außerdem wurde ein Pflegestellenplan geschaffen, der die Arbeit mit den Pflegeeltern aktivieren wird und das erklärte Ziel beinhaltet, für 40 Kinder, die noch in Heimen untergebracht sind, eine neue Heimat in guten Pflegestellen zu finden.

#### *Umweltschutz, Abfallbeseitigung*

Der Ortenaukreis darf für sich in Anspruch nehmen, die auf die Kreise übertragene Aufgabe der Abfallbeseitigung zügig in Angriff genommen zu haben. Die Abfälle werden in wenigen zentralen Deponien und Einrichtungen, die vom Landkreis oder in dessen Auftrag gewartet werden, beseitigt. 1973 wurde die Deponie „Vulkan“ in Haslach i. K. eingerichtet und die Deponie in Ringsheim durch den Zweckverband „Abfallbeseitigung Kahlenberg“ in Betrieb genommen. Damit ist die Abfallbeseitigung im Bereich der früheren Landkreise Lahr und Wolfach auf Jahrzehnte gesichert.

Der Ortenaukreis plant im Bereich Offenburg, Kehl und Achern ein Kompostierwerk. Die nicht kompostierbaren, brennbaren Abfälle sollen zur Müllverbrennungsanlage nach Straßburg gebracht und dort vernichtet werden.

Da die Aufnahmekapazität der Deponien im Bereich Offenburg begrenzt ist, mußte bis zur Fertigstellung des Kompostierwerks in Offenburg-Griesheim eine Zwischenlösung für die Abfallbeseitigung gefunden werden. Es wird eine provisorische Müllumladestation in Appenweier erstellt, über die für eine Übergangszeit sämtlicher Müll aus dem Bereich Offenburg zur Müllverbrennungsanlage Straßburg gefahren werden soll.

Der Ortenaukreis hat es sich auch zur Aufgabe gemacht, daß im Interesse des Umweltschutzes in allen Gemeinden die öffentliche Müllabfuhr eingeführt wird. Die Gemeinden haben diesem Anliegen großes Verständnis entgegengebracht mit dem Ergebnis, daß nunmehr in allen Gemeinden des Ortenaukreises die öffentliche Müllabfuhr durch Satzung eingeführt ist. Soweit in einigen wenigen Schwarzwaldgemeinden Streusiedlungen im Außenbereich noch nicht an die öffentliche Müllabfuhr angeschlossen sind, werden diese Gemeinden eine den Erfordernissen des Umweltschutzes gerecht werdende Lösung anstreben.

## *Gemeindereform*

Die Verwaltungsreform, die sich u. a. das Ziel gesetzt hat, die Leistungsfähigkeit und Verwaltungskraft der Gemeinden zu stärken, hat bereits zu tiefgreifenden Änderungen im gemeindlichen Bereich geführt. Vor Beginn der Reformmaßnahmen gehörten zu den ehemaligen Landkreisen Lahr, Kehl, Offenburg und Wolfach und dem Bezirk Achern insgesamt 160 selbständige Gemeinden. Aufgrund von Zusammenschlüssen war am 1. 1. 1974 die Zahl der Gemeinden des Ortenaukreises auf 86 zurückgegangen.

Nach Abschluß der Gemeindereform werden im Ortenaukreis noch 51 selbständige Gemeinden bestehen in 21 Verwaltungsräumen und 30 Teilverwaltungsräumen. Es sind dies:

<i>Verwaltungsraum</i>	<i>Teilverwaltungsraum</i>
Achern	Lauf, Sasbach, Sasbachwalden
Appenweier	—
Ettenheim	Kappel, Mahlberg, Ringsheim, Rust
Freistett-Rheinbischofsheim	—
Friesenheim	—
Gengenbach	Berghaupten, Ohlsbach
Haslach	Fischerbach, Hofstetten, Mühlenbach, Steinach
Hausach	Gutach
Hornberg	—
Kappelrodeck	Ottenhöfen, Seebach
Kehl	—
Lahr	Kippenheim
Neuried	—
Oberkirch	Lautenbach, Renchen
Offenburg	Durbach, Hohberg, Ortenberg, Schutterwald
Oppenau	Bad Peterstal-Griesbach
Schwanau	Meißenheim
Seelbach	Schuttertal
Willstätt	—
Wolfach	Oberwolfach
Zell a. H.	Biberach, Nordrach, Oberharmersbach

Nachdem der Landtag von Baden-Württemberg die Gemeindereform am 4. Juli 1974 verabschiedet hat, wird die Reform am 1. Januar 1975 in Kraft treten. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß auf kommunaler Ebene endlich wieder Ruhe und nach einer Übergangszeit auch Geschlossenheit eintreten als Grundlage für eine positive und kontinuierliche Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden und dem Landkreis.

Im Juli 1974

# Rundgang zu den Bau- und Kunstdenkmälern Offenburgs

Von Otto Kähni

Offenburgs Stadtkern ist noch zum größten Teil von einem Mauerring umschlossen. Die Türme wurden 1689 zerstört, die Stadttore im letzten Jahrhundert abgebrochen. An ihren Standorten sind nun Erinnerungstafeln angebracht, ebenso an den Fassaden der Baudenkmäler, die hauptsächlich barocken Charakter haben.

Unser Rundgang beginnt auf dem alten Marktplatz, der von öffentlichen Gebäuden umsäumt wird. Mitten auf dem Platz erhebt sich seit 1961 eine hohe Säule mit dem Standbild der Stadtpatronin St. Ursula. Ihr Schöpfer ist Prof. Emil Sutor, Karlsruhe, ein Sohn unserer Stadt; gestiftet wurde sie von Ehrenbürger Dr. Franz Burda.

Der ansprechende Barockbau des *Rathauses*, das Werk des einheimischen Baumeisters Mathias Fuchs (1741), trägt über dem Portal ein Doppelwappen: das offene Tor und den österreichischen Doppeladler, das Symbol der reichsunmittelbaren Stellung bis 1805. Das Standbild der Justitia auf dem Rundgiebel erinnert daran, daß in diesem Gebäude einmal Recht gesprochen wurde; denn der Reichsschultheiß war der höchste Gerichtsbeamte. Den Nordgiebel schmückt die Statue des Prinzen Offo, des sagenhaften Gründers unserer Stadt.

Rathaus





Landratsamt

Das *Landratsamt*, bis 1806 Königshof, d. h. Verwaltungsgebäude der vorder österreichischen Reichslandvogtei Ortenau, wurde 1714/17 nach den Plänen des markgräflich-badischen Baumeisters Michael Ludwig Rohrer erbaut; denn von 1701—1771 waren die Markgrafen von Baden-Baden mit der Landvogtei belehnt. Deshalb ist über dem schönen Rokoko-Balkon nicht der österreichische Doppeladler, sondern das markgräflich-badische Wappen zu sehen. Das Mittelstück des zweigeschossigen Baus, der durch ein stark betontes dreistöckiges Mittelrisalit und flache Eckrisalite gegliedert ist, erhielt seine endgültige Form erst 1756/58 durch den markgräflichen Hofbaudirektor Franz Ignaz Krohmer, der aus Bohlsbach stammte und seine Ausbildung von Balthasar Neumann empfangen hat.

An der Ostseite des Baus steht das im klassizistischen Stil erbaute *Salzhaus*, in dem einst verordnete Salzmesser das hauptsächlich aus Lothringen eingeführte Salz wogen und verkauften; denn die Bevölkerung mußte ihren Salzbedarf aus den Händen der Stadtobrigkeit nehmen. Einen großen Teil des Baumaterials holte man aus den Trümmern der „Pfalz“ (Stadtwirtschafts- und der „Laube“ (Kaufhaus), die auf dem Marktplatz standen.

Am nördlichen Ende des Marktplatzes zieht der 1783 von Joh. Nepomuk Speckert gestaltete *Neptunbrunnen* die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. In unmittelbarer Nähe steht der Barockbau der *Einhorn-Apotheke*.





Kirchturm Hl. Kreuz

Wir biegen in die Kornstraße ein, betrachten die gotisch anmutende Fassade des Rathausanbaus und lesen die Jahreszahl 1521. Offensichtlich handelt es sich hier um den Teil des Amtsgebäudes, der das Jahr 1689 überdauert hat. Das zerstörte zweite Stockwerk wurde stilgerecht wiederaufgebaut und mit dem Offenburger Fahnschwinger 1579 und dem Wappen der Ortenauer Ritterschaft geschmückt.

Am Ende der Kornstraße steht das von Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Ried 1764 erbaute Palais, seit 1884 *Vinzentiushaus*, dessen Fassade allerdings erst zu Beginn dieses Jahrhunderts die heutige Form bekam. Was den Besucher noch mehr anzieht, ist der Vinzentiusgarten, den wir durch ein kunstvoll geschmiedetes eisernes Tor betreten. In der Bekrönung stehen die Initialen des Namens des Erbauers: J. v. R. Der Garten mit den reizvollen Sandsteinplastiken atmet den Geist des heiteren Rokoko.



Ülberg

Nach wenigen Schritten durch den alten Wehrgang, die heutige Kittelgasse, erreichen wir die *Pfarrkirche Heilig Kreuz*, die nach den Plänen des Vorarlbergers Baumeisters Franz Beer wiederaufgebaut wurde. Chor, Sakristei und Josefs-Chörlein, in dem sich das Renaissance-Kruzifix aus dem Jahre 1521 befindet, waren 1689 stehen geblieben und zeigen gotisches Gepräge; im Langhaus mit seinen Seitenemporen vereinigen sich Barock, Rokoko und Klassizismus (Kanzel) zu einer harmonischen Gesamtwirkung. Der *Ölberg* (1524), eine Nachbildung des Straßburger Ölbergs, ist ein Nischenbau in der Form einer gotischen Kapelle, die durch ein buntbemaltes Netzrippengewölbe gedeckt ist. Mehrere Grabmäler, die z. T. in Mauern eingelassen sind — das kunstvollste ist das Epitaph des Ritters Jörg von Bach von Christoph v. Urach — erinnern daran, daß der Kirchplatz bis 1830 der Stadtfriedhof war.

Beim Überqueren der Hauptstraße werfen wir einen Blick nach Norden zur *evangelischen Stadtkirche*, die 1857/64 von dem Karlsruher Architekten Eisenlohr erbaut wurde. Durch die Vitus-Burg-Gasse gelangen wir zum *Kloster „U. Lb. Frau“*, 1280—1803 Franziskanerkloster. Das markgräflich-badische Wappen über dem Portal weist auf die Stifterin dieser 1783 in Ottersweier gegründeten und 1823 nach Offenburg übergesiedelten Ordensniederlassung hin: die Markgräfin Maria Victoria. Die gotische Kreuzgangkapelle mit der aus Lindenholz geschnitzten Madonna aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts hat die Katastrophe von 1689 überstanden. Ein Chronogramm auf einer alten Holztür im Kreuzgang ruft die Erinnerung an jenes Schreckensjahr wach. Die Kirche mit den prachtvollen Barockaltären und der Rokoko-Statue „*Ecce Homo*“ ist — wie die Hl. Kreuz-Kirche — ein Werk der Vorarlberger Bauschule.

Die nächste Station unseres Rundgangs ist der Fischmarkt mit dem *Löwenbrunnen*, einem Säulenbrunnen der Renaissance. Auf der Deckplatte, welche die Jahreszahl 1599 trägt, hält der aufrechtstehende Löwe das Offenburgere Doppelwappen in seinen Pranken. Der Platz, der wie ein Spitzwegbild anmutet, ist flankiert von der Spätrenaissance-Fassade der *Hirschapotheke* (1698) und dem *St. Andreaskirchlein*. Über dem Portal des letzteren ist die Jahreszahl 1701 zu lesen. Den sakralen Raum schmücken u. a. kleine Barockfiguren des Heilandes und der 12 Jünger sowie Prozessionsstangen der Bäckerzunft (1750). Über dem Eingang des Hospitalgebäudes erinnert die Statue des Schutzheiligen Andreas an die für die Stadt so bedeutende soziale Einrichtung.

Die Ritterstraße überqueren wir nicht, ohne vor dem *Ritterhaus* einige Augenblicke innezuhalten. Der von Mathias Fuchs 1784 für den Reichschultheißen Franz v. Rienecker im klassizistischen Stil errichtete Bau war 1804—1806 Sitz des Direktoriums der Ortenauer Reichsritterschaft, 1864 bis 1956 des Landgerichts; seit 1959 beherbergt er das vielgestaltige Ritterhaus-Museum.



Ritterhaus

Nicht zu vergessen sei das *Judenbad*, das sich im Keller des ebenfalls von Mathias Fuchs erbauten Hauses Glaserstraße 8 befindet und vermutlich schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts angelegt worden ist. Ein schräger, tonnengewölbter Treppenlauf führt vom Keller über 36 Stufen zu einem quadratischen Badeschacht hinab, in dem Frauen und Mädchen rituelle Bäder nehmen mußten.

Unser Rundgang endet im Hof des Grimmelshausen-Gymnasiums, in dem das ehemalige *Kapuzinerkloster* steht. 1641/47 erbaut, ist es das einzige Gebäude, das aus der Zeit vor 1689 unversehrt erhalten ist. Daran erinnert ein Wandbild von E. Brischle im Kreuzgang. Dessen Decke wird von schmucklosen hölzernen Rundsäulen getragen, bietet aber mit dem darüberliegenden Fachwerk einen malerischen Anblick. Die Kirche, deren Altäre frühbarocke Formen zeigen, steht seit 1873 der altkatholischen Gemeinde zur Verfügung.

Hingewiesen sei noch auf die Baudenkmäler der neuen Stadtteile: die gotische Pfarr- und Wallfahrtskirche „*Mariae Schnee*“ in *Weingarten*, 1396 von dem Straßburger Bischof Wilhelm von Diest konsekriert und bis 1787 Filialkirche der Pfarrei Offenburg; in *Fessenbach* das von Seebachsche Barockschlößchen und der Liebfrauenhof, 1840 als Adelssitz erbaut, seit 1878 Erholungsheim des Offenburger Klosters U. Lb. Frau; in *Griesheim* die Pfarrkirche, 1749 nach den Plänen des markgräflich-badischen Baudirektors Franz Ignaz Krohmer erbaut und von dem berühmten Barockmaler Johann Pfanner mit Altarbildern und Deckenfresken versehen.



# Städtebauliche Probleme und Lösungsmöglichkeiten in historischen Städten

*Vortrag auf der Jahreshauptversammlung in Schiltach 1973*

*von Franz Meckes*

Um das Schicksal überregional bedeutender Baudenkmäler wie Münster, Kloster oder Schloß braucht der Denkmalpfleger mit dem engagierten Bürger nicht mehr zu ringen, denn die Zukunft dieser Gebäude scheint gesichert zu sein, da sie im Bewußtsein der Menschen unserer Zeit fest verankert sind.

Unsere Sorgen gelten deshalb heute und morgen in erster Linie den vielen Stadtensembles, die mit ihren Türmen, Mauern und Toren, ihren reizvollen Bürgerhäusern, die Wirren der Zeiten überdauert haben und nun in zunehmendem Maß durch ökonomischen und sozialen Niedergang vom Verfall, unüberlegtem Abbruch und ungeschickten Umbauaktionen bedroht sind. Darüber hinaus führt die anrollende Sanierungswelle mit ihren umstrittenen Methoden und Zielen oftmals zu einer Quartierzerstörung im sozialen, wirtschaftlichen und historischen Bereich und fordert somit erhebliche Opfer an unwiederbringlicher Substanz.

Um die angeschlagenen, aber noch nicht verlorenen Stadtgebiete vor weiterem Schaden zu bewahren, wird die Denkmalpflege zu einer aktiven städtebaulichen Mitarbeit aufgerufen. Dies setzt jedoch eine umgehende Akzentverlagerung von den Bemühungen um das einzelne Objekt zum schützenswerten Stadtensemble voraus. Die Betrachtung der historischen Stadt als eine unteilbare Einheit wird zur Voraussetzung für eine moderne städtebauliche Denkmalpflege mit dem Ziel das „Gesamtkulturdenkmal Stadt“ als geistiges und materielles Erbe in seinem Bestand der Nachwelt zu erhalten.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Dr. Borchers DKD 1971 „Sie (die Denkmalpflege d. V.) muß Abschied nehmen, von den starren, konservatorischen Aufgaben im begrenzten Sinn, von der Erhaltung (einzelner) alter Bauten um jeden Preis. Sie muß in neuer Aufgabenstellung zur funktionellen Eingliederung des erhaltenswerten Denkmalbestandes in den neu geplanten Alltag unserer Städte und Gemeinde kommen. Romantisch verbrämtes Museumsdenken kann nicht mehr Bestandteil einer Städteplanung sein, in der die Gesamtlösung als Existenzfrage angesprochen wird.“

Worin besteht nun der Wert und die Faszination der erhaltenen Altstädte?

Dieter Wildemann hat die Antwort auf diese Frage besonders treffend charakterisiert: „Der geschichtliche Wert älterer Stadt- und Dorfzentren besteht nicht allein in ihren klassifizierten Baudenkmalen. Straßen und Plätze schließen sich optisch zu Einzelräumen, bewirken verdichtetes Leben und Erleben und geben das Gefühl des Geborgenseins. Nichts ist in diesen Räumen groß oder klein. Alles steht im Vergleich zueinander und ist bezogen auf das menschliche Maß. Der größte Platz, der Markt, bleibt überschaubar. In lebendigem Wechsel öffnen und schließen sich die Freiräume in bewußt differenzierter Platzfolge. Das Prinzip der Ordnung und Einordnung, der Einheit in der Vielfältigkeit, des in und über allem spürbaren Maßstabes ist Kennzeichen der Stadtbaukunst der vergangenen Jahrhunderte.“<sup>2</sup>

Neben den geschilderten städtebaulichen Werten zeichnete sich die historische Stadt durch eine ausgewogene soziale Struktur aus, die innerhalb der schützenden Mauern bei konstanter bebaubarer Fläche zu einer fast gleichbleibenden Bevölkerungszahl über Jahrhunderte führte. Somit war die Leistungsfähigkeit der einzelnen Kommunen bei aller struktureller Vielfalt begrenzt. Handel, Gewerbe, Verkehr und bauliche Aktivitäten mußten aufeinander abgestimmt werden und führten zu einer Ordnung, die nur über lange Zeiträume entstehen konnte. Mit dem Einsetzen der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert wird diese Ordnung in Teilbereichen zerstört, und dennoch strahlen die Städte trotz mannigfaltiger Entwicklungen und Umwandlungen, immer noch eine Harmonie aus, da sich die formenden Kräfte an der Stadtbaukunst der vergangenen Jahrhunderte orientierten.

Aber die einzelnen schmerzlichen Fehlentwicklungen des 19. Jahrhunderts sind in vielen Fällen jedoch reparabel und können in keiner Weise mit den neuzeitlichen Gefahren, die den letzten individuellen Stadtgesichtern drohen, verglichen werden. Die große Bedrohung der baulichen Überlieferung ist nicht in der Verbauung oder Teilzerstörung einzelner Gebäude zu suchen, welche wir täglich hinnehmen und bis zu einem gewissen Grad bei einem lebendigen Stadtorganismus sogar voraussetzen müssen.<sup>3</sup>

Die Vernichtung der historischen Lebensräume beginnt in der Mitte des 20. Jahrhunderts in zunehmendem Maß mit dem unverkennbar verblassenden öffentlichen Interesse an den geschichtlichen Werten. Hinzu kommen die neuen Lebensgewohnheiten und Ansprüche einer veränderten mobilen Gesellschaft. Die neuen Wertkategorien verdrängen die wirtschaft-

---

<sup>2</sup> Dieter Wildemann, Erneuerung denkmalwerter Altstädte, 1971.

<sup>3</sup> Damit soll nicht die verhängnisvolle Salamitechnik einiger Kommunen angesprochen werden.

lichen und sozialen Bindungen, wobei allzu oft ein einseitiges, kurzsichtiges Rentabilitätsdenken von seiten der Geschäftswelt in den Vordergrund gespielt wird.<sup>4</sup>

Sicherlich fehlt es dem modernen Handels- und Dienstleistungsgewerbe oftmals an sinnvollen Entwicklungsmöglichkeiten innerhalb der Altstadt. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß bei einem starken Bevölkerungszuwachs der Stadtorganismus innerhalb der historischen Umwallung nicht zugunsten einer Funktion ausgebaut werden kann.

Auch die gesamte Infrastruktur liegt bei der sprunghaften Entwicklung der sechziger Jahre im argen und führte letztlich zu einer Häufung von Funktionsstörungen. Verschiedene städtische Kernbereiche zeigen deshalb Ansätze zur Verödung. Die Beseitigung der Mißstände setzt aber die Zerstörung der Monostrukturen voraus. Das Konzept der Funktionsteilung — etwa nach der „Charta von Athen“ — ist wieder durch das Konzept der Funktionsmischung zu ersetzen.<sup>5</sup>

Nur auf diese Weise wird man der Altstadt und ihren charakteristischen Aufgaben gerecht.

Trotz dieser Erkenntnis werden weiterhin die Wohnungen aus den Stadtzentren verdrängt, wobei gerade auch in einzelnen Kleinstädten dieser Trend immer häufiger zu beobachten ist.

Mit der Zunahme der Umweltbeeinträchtigungen beginnt die Abwertung der Altstadt und damit die Ausfilterung der wohlhabenden Bürger, die ihr Glück in Reihenhäusern oder Bungalows der monotonen Stadtrandsiedlungen suchen. Die Altstadtwohnung wird aus wirtschaftlichen Überlegungen den sozial Schwächeren, den Gastarbeiterfamilien überlassen. Das Renditedenken führt dann bei mangelnder Bauunterhaltung von ständig steigenden Bodenpreisen letztlich zur Zerstörung der historischen Strukturen — und zwar nicht nur der gebauten Strukturen —, da kapitalstarke Kreise nur noch Dienstleistungsbetriebe im Zentrumsbereich ansiedeln.

Parallel zu dieser bedauerlichen Fehlentwicklung verläuft der kontinuierliche Abbau der innerstädtischen Erholungsfunktionen. Die grüne Oase weicht einem Lagergebäude, der Spielplatz — falls vorhanden — ist längst überflüssig und findet als Parkplatz eine neue Zweckbestimmung. Selbst den alten, aber noch gesunden Bäumen sagt man den Kampf an, denn das ruhende „Blech“, als notwendiges Übel unserer fortschrittlichen Gesellschaft, verlangt weiterhin seinen Tribut.

---

<sup>4</sup> Noch deutlicher artikuliert werden diese Überlegungen im „Manifest für Architektur 1973“ (Aktuelles Bauen Nr. 1, 1974, S. 34), das von namhaften deutschen Architekten wie Alexander Freiherr v. Branca, Walter M. Förderer und Hans Kammerer herausgegeben wurde. Hier heißt es: „Täglich wird wertvolle städtebauliche Substanz wirtschaftlichen Interessen geopfert oder aus Ignoranz vernichtet. Täglich wird unsere gebaute Umwelt häßlicher, trostloser, deprimierender. Dennoch ist die Öffentlichkeit gleichgültig und die Politik gleichgültig an der Beseitigung dieses Zustandes.“

<sup>5</sup> Peter Zlonicky, Probleme der Altstadtsanierung 1973.

Trotz Ölkrise und lautstarken Appellen der Soziologen und Stadtplaner stellt die wachsende Verkehrsentwicklung immer noch eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die historische Altstadt dar. Der Bazillus Auto zerstört nach wie vor unsere Städte.

In der mittelalterlichen Stadt lagen Wohnung und Arbeitsstätte meistens im gleichen Haus oder nur minimal voneinander getrennt. Einen Berufsverkehr kannte man damals nicht. Es gab keine Entfernungen; denn die mittelalterliche Stadt war in wenigen Minuten zu durchschreiten. Ausgeprägte Funktionsunterschiede der Straßenräume — wie sie uns heute geläufig sind — existierten früher nicht. Die Durchfahrtsstraße diente gleichzeitig als Zufahrtsstraße, das Be- und Entladen wurde in den engen und winkligen Gassen ohne Behinderung durchgeführt. Eine Beeinträchtigung des Fußgängers war nicht gegeben. Alles fand gleichzeitig in einem Raum auf einer Ebene statt.

Betrachtet man die historischen Städte in unserem Zuständigkeitsbereich, so stellt man fest, daß die Straßenräume — von geringfügigen Ausnahmen abgesehen — im wesentlichen erhalten blieben. Auch die Funktionen dieser Straßen haben sich nur geringfügig verändert.<sup>6</sup>

Aber der immer stärker werdende Individualverkehr und die um ein Vielfaches angewachsenen Aktivitäten drängen zu einer Veränderung des gewachsenen Straßengefüges, da der alte Raum heute unmöglich alle Aufgaben gleichzeitig erfüllen kann.

Ferner liegen die Hauptfunktionen des städtischen Lebens — das Wohnen, das Erholen, Arbeiten, Einkaufen und Verwalten — nicht mehr in räumlicher Nähe zueinander. Das Kennzeichen unserer Städte besteht nicht in der Nähe aller Dinge, sondern in der Entfernung.

Wenn wir nun die immer größer werdenden Entfernungen in der heutigen Stadt berücksichtigen, den Faktor Zeit mit einplanen und die vorhandenen oder gewünschten Funktionen auf das *gewachsene* Straßennetz verteilen wollen, so müssen wir ein differenziertes System von Stadtstraßen schaffen, in denen Kommunikation wieder möglich wird.

In den Nachkriegsjahren prägte man den Begriff der verkehrsgerechten Stadt und begann zum Teil mit großangelegten Verbreiterungen, Freilegungen und Durchbrüchen und erreichte nach Jahren das gleiche, was man schon nach dem Abbruch der mittelalterlichen Tore feststellen konnte: Die Beseitigung der einstigen Filter förderte das Verkehrsaufkommen erheblich und nach geraumer Zeit floß der Strom zähflüssig durch die Hauptstraßen, da die riesigen Öffnungen immer mehr Autos angezogen hatten.

---

<sup>6</sup> In diesem Zusammenhang sollen die städtebauhistorischen Fehlplanungen in Hausach unberücksichtigt bleiben, da diese Stadt unter dem Gesichtspunkt der Stadtensemblepflege für den Denkmalpfleger an Bedeutung verloren hat und nur noch für den Historiker besonders Interesse genießt.



Die ständige Bedrohung der historischen Stadtstrukturen durch den fließenden und ruhenden Verkehr scheint langfristig gesehen in den geschützten Kleinstädten gebannt zu sein; denn neben den unabdingbaren Ortskernumgehungen werden die Teilsperren verschiedener innerstädtischer Bereiche die Reaktivierung der historischen Stadt beschleunigen und den Abbau von Umweltbeeinträchtigungen erleichtern. Unter dem Begriff einer fußgängerfreundlichen Stadt darf man jedoch nicht die völlige Abriegelung des gesamten Altstadtbereiches vom Autoverkehr verstehen. Ein solcher Gedanke wäre heute oder in nächster Zukunft ebenso tödlich wie das andere Extrem.

Unter Berücksichtigung der inneren Funktionsfähigkeit, die in engem Zusammenhang mit der äußeren Funktionstüchtigkeit steht, können die Gemeinden den anstehenden Verkehrsproblemen nur dann optimal gerecht werden, wenn umfassende Planungen mit allen notwendigen flankierenden Maßnahmen erarbeitet, beschlossen und in überschaubaren Zeiträumen realisierbar sind. Ohne diese Planungen, die parallel zur gesamten Stadtentwicklung gesehen werden müssen, baut man nur unnötige Widerstände in der Bevölkerung auf, die oftmals zum Scheitern des gesamten Vorhabens führen.<sup>7</sup>

Aber nicht nur den Verkehrsplanungen sollte man Bedeutung schenken. In einer Zeit, in der durch Umweltdiskussion in der Bevölkerung eine stetig wachsende Bewußtseinsänderung für die eigene Umwelt vor sich geht, bietet sich die beste Chance für eine Verbesserung der Stadtgestaltungsziele und deren Steuerung durch neue Planungsinstrumentarien. Unter Berücksichtigung des individuellen Entscheidungsspielraumes sind die Gestaltungsprinzipien nach einem übergeordneten, aber flexiblen Leitplan aufzustellen, um die Anziehungskraft der Altstadt gerade für den Ortsansässigen wieder zu steigern.<sup>8</sup>

Wenn eingangs vom Verfall und Niedergang der historischen Lebensräume gesprochen wurde, so trifft diese Feststellung für die Stadt Schiltach nicht zu.<sup>9</sup> Gerade in den letzten Jahren gelang es dieser Gemeinde, bei allen Schwierigkeiten in bezug auf Erhaltung und Erneuerung, beispielhafte Prioritäten zugunsten des individuellen Stadtbildes zu setzen.

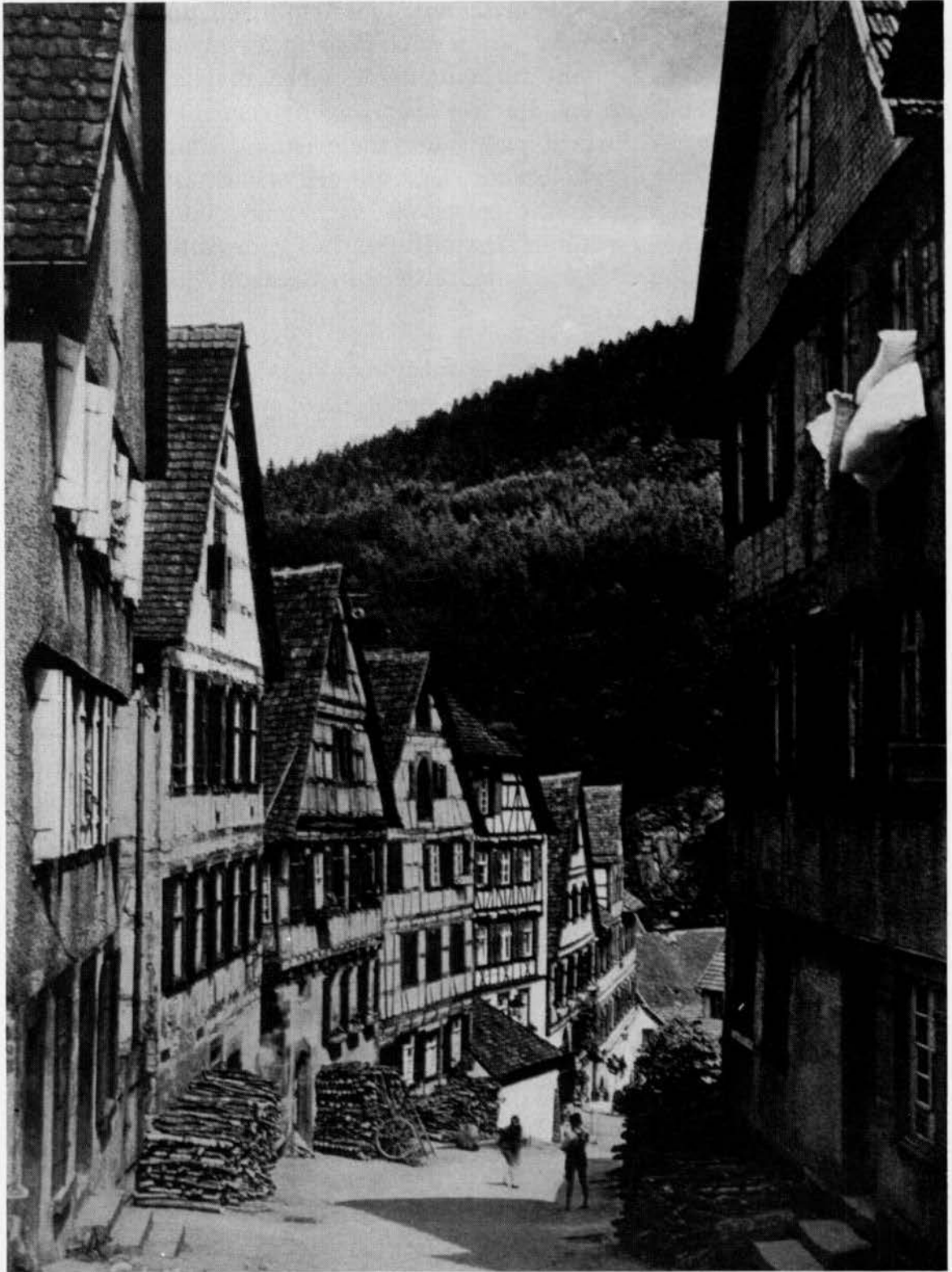
Mit der Eintragung der Gesamtanlage in das Denkmalsbuch dokumentierte der Gemeinderat am 12. 12. 1971 seinen verstärkten Willen das baukünstlerische und stadtgeschichtlich wertvolle Stadtbild zu schützen und zu

---

7 Manche südbadische Stadt beruft sich auf einen Generalverkehrsplan, der von namhaften Planern isoliert erarbeitet wurde und inzwischen durch die zukunftsweisenden Entwicklungen auf dem Gebiet des Städtebaus überholt ist.

8 Michael Trieb und Joachim Veil: Rahmenplan zur Stadtgestaltung Leonberg 1974.

9 An den Beispielen Gengenbach und Zell a. H. wäre diese Behauptung zu widerlegen.



Fachwerkensemble in der Schloßbergstraße in Schiltach. Links vor der Restaurierung, rechts nach Abschluß der Fachwerkfreilegung.



erhalten, wobei die Außenstelle des Landesdenkmalamts in Freiburg gleichzeitig zu einem stärkeren ideellen und materiellen Engagement aufgefordert wurde.

Unsere Bemühungen wären jedoch Stückwerk geblieben, wenn die Gemeinde nicht umgehend alle notwendigen Planungen kurzfristig in Auftrag gegeben hätte; denn jede Revitalisierung einer Altstadt ohne planerische Voruntersuchung und Zielsetzung ist zum Scheitern verurteilt. Man erkannte erfreulicherweise sehr schnell, daß Stadterneuerung als komplexe Aufgabe nicht von der Renovierung oder Restaurierung einzelner Gebäude oder Baugruppen allein ausgehen wird. Die Analyse von Stadtplanung und Denkmalpflege muß zu der gemeinsamen Zielsetzung führen, welche die Voraussetzung für die Realisierung einer erhaltenden Erneuerung ist.

Trotz der Erkenntnis, daß Stadterneuerung eine schwierige Daueraufgabe für Bürger, Verwaltung und Behörde darstellt, unterstützte der Gemeinderat diese Planungspolitik und erzielte damit schon die ersten Erfolge:

1. Nach der Aufstellung einer Leitplanung für die Altstadt konnte die Stadt Schiltach als einzige südbadische Gemeinde in das Modellprogramm 73 des Baden-Württembergischen Innenministeriums mit dem Schwerpunkt auf Altbaumodernisierung aufgenommen werden. Im Bereich Schenkzellerstraße/Marktplatz sollen in einem überschaubaren Zeitraum unter Aufsicht der Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen in Stuttgart Objektsanierungen mit den flankierenden städtebaulichen Maßnahmen erfolgen. Die Gemeinde erhält hierfür vom Land 60 % der unrentierlichen Kosten vergütet, wobei dem Hausbesitzer durch zinsverbilligte Darlehen ein Anreiz zur Modernisierung der Wohnungen geboten wird.
2. Die Erhaltungsproblematik der Altstadt konnte trotz eingeleitetem Planfeststellungsverfahren der Straßenbauabteilung des Regierungspräsidiums Freiburg zum Ausbau der Landesstraße entlang der Schiltach entschärft werden. In letzter Minute scheiterte dieses Straßenbauvorhaben am Veto der Stadt, die von ihrer Planungshoheit Gebrauch machte und auf eigene Kosten einen Gegenvorschlag ausarbeiten ließ. Die wesentlich teurere Tunnellösung mit der neuen Trassenführung ist mittlerweile von allen beteiligten Behörden akzeptiert und führt nach der Realisierungsphase zur Aufwertung der Wohnqualität der unvermehrten preisgünstigen Altstadtwohnungen, zur Verbesserung der Erholungsfunktionen entlang der Schiltach und letztlich zur positiven Entwicklung der gesamten Altstadt.





Ein weiteres Beispiel der Fachwerkreilegung bietet die nördliche Seite des Schiltacher Marktplatzes.



3. Die vorbildliche städtebauliche Entwicklung in den letzten zwei Jahren; die nach den Zielen der Raumordnung, Landesplanung, Bundesbau- und Städtebauförderungsgesetz unter reger Anteilnahme der Bürgerschaft vorbereitet und verwirklicht wurde, hat das Innenministerium in Zusammenarbeit mit dem Städte- und Gemeindetag von Baden-Württemberg besonders honoriert. Als zweiter Landessieger erzielte die Stadt Schiltach einen beachtlichen Erfolg.<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Wettbewerb 1974 des Innenministeriums: Bürger — Deine Stadt — Alle bauen mit.

4. Die Gemeinde beantragte ferner, nach Abschluß der vorbereitenden Untersuchungen in einem wesentlichen Teilbereich der Altstadt, die Aufnahme einer Sanierungsmaßnahme in das Förderungsprogramm 75 nach dem Städtebauförderungsgesetz. Unter Berücksichtigung der Bedürfnisse aller Beteiligten und Betroffenen soll nach der positiven Stellungnahme des Innenministeriums ein Ideen-Wettbewerb ausgeschrieben werden, um rechtzeitig optimale Planungs- und Gestaltungsvorschläge für diese Quartiererneuerung zu erhalten.



Blick von Gasthaus „Adler“ über die Schiltachbrücke in den westlichen Altstadtbereich, der ab 1975 nach dem Städtebauförderungsgesetz erneuert werden soll. Aquarell von K. Weyßer 1869.

Die eigenständige Planungsaktivität der Stadt Schiltach, die im krassen Gegensatz zur üblichen „Anpassungsplanung“ steht, wird noch gefördert

durch eine positive Informationspolitik der Kommunalverwaltung. Nicht nur die Interessen der Grundstücks- und Gebäudeeigentümer werden bei der städtebaulichen Neuordnung angesprochen, alle Bürger, deren Umwelt sich durch bauliche Maßnahmen verändert, sind betroffen und wirken am Planungsprozeß mit; wobei der bildungsbeflissene Bürger mit seinem Eigenheim im Grünen keinen Anspruch auf einen Kunstgenuß zu Lasten der Altstadtbewohner erheben darf.<sup>11</sup>



Die Zeichnung von Otto Linde (um 1908) zeigt einen Ausschnitt der Stadtmauer mit den aufgesetzten Fachwerkhäusern. Im letzten Jahrzehnt wurde diese Zone durch Anbauten zerstört und soll nun wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

<sup>11</sup> An dieser Stelle darf erwähnt werden, daß der Ehrenbürger der Stadt Schiltach, Fabrikant Grohe, für die denkmalpflegerischen Maßnahmen Schiltachs einen Dispositionsfonds in Höhe von 250 000 Mark zur Verfügung stellte.

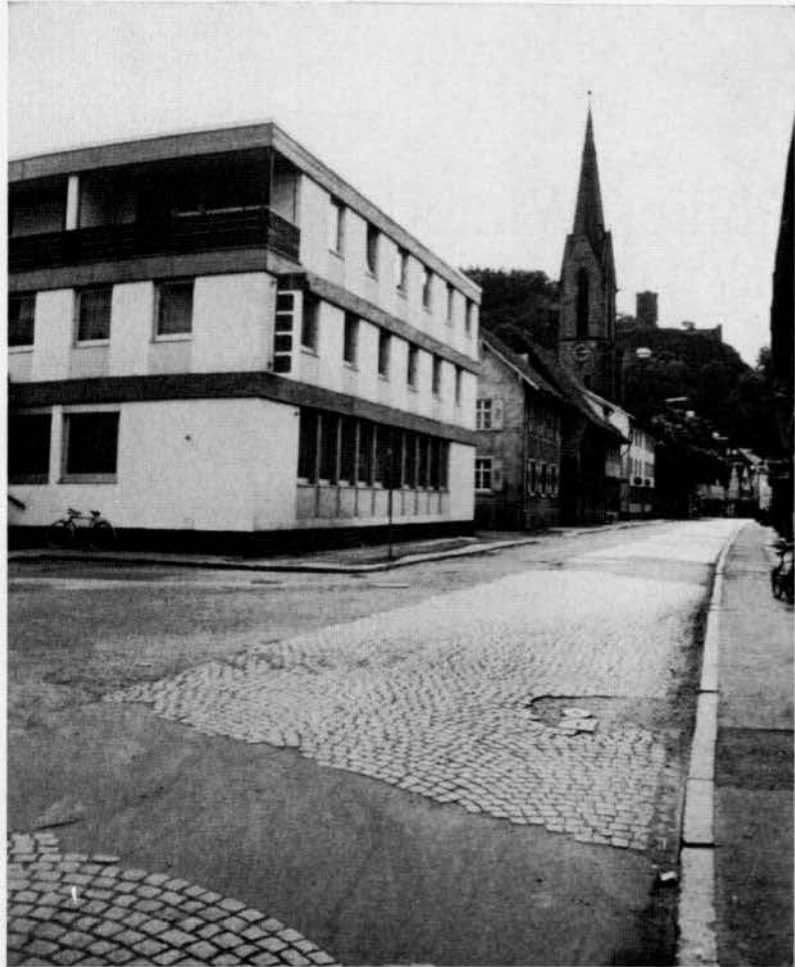


Eine historische Ansicht der Hausacher Hauptstraße. Nach einer Zeichnung von Karl Weyßer (1869).

Das Schiltacher Sanierungsvorhaben unter der Prämisse maximaler Substanzerhaltung wird getragen vom kritischen Engagement der direkt oder indirekt betroffenen Altstadtbewohner. Die Bereitschaft der Bürger, auch in Zukunft in den historischen Gebäuden zu wohnen und diese weiter mit Leben zu füllen, schafft erst die Grundlage für die Existenz dieser Stadt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Identifikation des Bürgers mit seiner Altstadt auch die Beseitigung der weniger wichtigen Bauten stoppt und somit die Zerstörung der historischen Zusammenhänge verhindert. Ohne diese Voraussetzungen würden alle denkmalpflegerischen Bemühungen zu einer „Mumifizierung“ des Stadtbildes führen.

Um die Geschlossenheit der Bebauung und den vorgegebenen Maßstab des Fachwerkensembles zu erhalten, beschloß schließlich der Gemeinderat in einer seiner letzten Sitzungen die Aufstellung einer Ortsbausatzung; denn die Attraktivität dieser Stadt, das Image, kann über lange Zeiträume nur dann optimal erhalten bleiben, wenn in allen Details — von der stili-





Maßstablose Neubauten zerstören dagegen das heutige Altstadtbild von Hausach

stisch und handwerklich richtigen Fassadenausbildung bis hin zur maßstabgerechten Fensterteilung — eine verbindliche Regelung für alle getroffen wird. Darüber hinaus forderte der Gemeinderat, nach den Erfahrungen im Zusammenhang mit dem ersten Neubau innerhalb der Altstadt, für alle weiteren Baumaßnahmen im engeren Altstadtbereich neben der Maßstäblichkeit ein konstruktives Fachwerk, um die Geschlossenheit des Ortsbildes zu bewahren, dessen Wertigkeit in der Addition der einzelnen Fachwerkbauten besteht.<sup>12</sup> Unter dieser Zielsetzung wird die gewachsene Individualität des Schiltacher Stadtbildes bei gleichzeitiger Verbesserung der Lebensqualität für Gegenwart und Zukunft gerettet und bewahrt.

Stadtplanung und Denkmalpflege versuchen gemeinsam die zukunftsweisende Aufgabe zu meistern und tragen somit zu einer humaneren Gestaltung der Umwelt bei, zum Wohl der Bürger, die in dieser Altstadt wohnen oder wieder leben wollen.

Es wäre wünschenswert, wenn sich auch andere Städte an diesem Beispiel orientieren würden, um ebenfalls nach dem Gesichtspunkt der erhaltenden Erneuerung eine neue Urbanität in ihren historischen Zentren zu schaffen.

<sup>12</sup> Der Einwand der Gegner dieser Maßnahmen, daß man auch in früherer Zeit Altbauten durch Neues im Stil der Zeit ersetzt habe, ist so pauschal irreführend und falsch und kann an einigen Beispielen widerlegt werden.

# Philipp Winterhalder

(1667 - 1727)

## Über Leben und Werk des Gengenbacher Barockbildhauers

*Von Hermann Brommer*

Wer 1969 in Offenburg anlässlich der Oberrheinmesse die Sonderschau „Kirchliche Kunst in der Ortenau aus einem Jahrtausend“<sup>1</sup> besuchte, spähte in der Abteilung „Plastik des 18. Jahrhunderts“ vergeblich nach Werken des Gengenbacher Barockbildhauers Philipp Winterhalder oder dessen Schülers Franz Leonhard Fivell aus. Beide Meister beherrschten im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts den Bereich um Offenburg. Unterblieb deren Würdigung, weil sie zu sehr in Vergessenheit geraten waren? Diese Frage sei kein Vorwurf, denn wie schwer ganz allgemein Auskünfte über die Bildhauer, die in Holz und Stein Barockarbeiten für Klöster und Kirchen der Ortenau schufen, immer noch zu bekommen sind, deuteten drei hervorragende Fachleute schon im Ortenau-Jubiläumsband 1960 an<sup>2</sup>.

Historische Veröffentlichungen brachten zwar immer wieder Einzelheiten über Philipp Winterhalder, eine zusammenfassende Darstellung seines Lebens und Wirkens blieb bisher jedoch aus. Deswegen möchte ich den Versuch wagen, diese Lücke zu schließen. Dabei erhebe ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern hoffe vielmehr, zu weiteren Forschungen über den Gengenbacher Barockmeister und zu möglichen Ergänzungen seiner Werkliste anregen zu können. Der Stadtverwaltung Gengenbach mit den Herren Frisch und Engesser, allen Pfarrämtern, Archiven und Persönlichkeiten, die mich bei meinen Bemühungen unterstützten, sei an dieser Stelle aufrichtig gedankt.

---

1 Gleichnamiger Bildkatalog, hrsg. vom Kultur- und Messeamt der Stadt Offenburg 1969

2 Joseph Sauer, H. Ginter und M. Hesselbacher, Die Kunst in der Ortenau — Die Ortenau, 40. Heft, 1960, S. 406

## *Herkunft und Ausbildung*

Philipp Winterhalder wurde am 2. Mai 1667 in Kirchzarten bei Freiburg getauft<sup>3</sup>. Sein Vater, der Bildhauer Johann Conrad Winterhalder, hatte sich dort am 14. November 1661 mit der elf Jahre älteren Magdalena Hoffmännin, der Witwe des Bildhauers Johann Georg Hauser II, verheiratet<sup>4</sup>. Auf diese Weise war es der Mutter gelungen, nicht nur einen Nährvater für ihre fünf Kleinkinder aus erster Ehe ins Haus zu holen, sondern auch den Fortbestand der Kirchzartener Hauser-Werkstatt zu sichern. Johann Conrad Winterhalder wurde zu einem wichtigen Bindeglied in der Reihenfolge der für Breisgau und Unterelsaß gleich bedeutsamen Hauser-Bildhauer<sup>5</sup>. Im Ehevertrag vom 21. Oktober 1661 legte Magdalena Hoffmännin ausdrücklich fest, daß „der Hochzeiterin Erster Ehe Kinder, Und die Jenigen, so sie in Volgender Ehe durch den Segen Gottes mit und bei Einander Erzihlen, Ein Kindschafft sein Und bleiben“ mögen. Außerdem vereinbarte sie mit ihrem Bräutigam, „daß weilen von Hanß Geörg Haußeren Und der Hochzeiterin drey Söhne vorhanden, Er Hochzeiter dieselben entweder die Bildhawer-Kunst Und Schreiner Handtwerckh selbstn lehren“ oder die Erlernung eines anderen Berufes nach Wunsch ermöglichen solle<sup>6</sup>. Eine wichtige Abmachung, die dem ältesten Stiefsohn, Franz Hauser III, die Bildhauerlehre rechtlich sicherte und auch für die beiden Söhne Johann Conrad Winterhalders später günstige Folgen haben sollte. Aus der Ehe Winterhalder — Hoffmännin gingen fünf Kinder hervor, von denen uns jedoch nur Philipp und der anderthalb Jahre jüngere Clemens kunstgeschichtlich interessieren.

Der Vater, Johann Conrad Winterhalder, stammte aus einer Schwarzwälder Bildhauerfamilie. Am 15. November 1640 als Sohn des Bildhauers und Hofbauern Bartholomäus Winterhalder im Oberfallengrundhof der Gemeinde Neukirch geboren<sup>7</sup>, hatte er seine Kunst wohl nur beim Vater erlernt. Als der alte Bartholomäus Winterhalder 1654 seine Landwirtschaft dem Stiefsohn Georg Faller überließ, zog er sich ins Leibgeding zurück und begann, die Bildhauerei in größerem Umfang zu betreiben<sup>8</sup>. Johann Conrad hatte gerade ein Alter von 14 Jahren erreicht, war also alt genug, um als Lehr-

3 Privatarchiv Paul Priesner, Freiburg: Taufbuch der Pfarrei Kirchzarten 1664—1699, S. 26 — Herrn Priesner danke ich für vielseitige Hilfe. — Vgl. Zum 300. Geburtstag: Philipp Winterhalder — Ein Barockmeister aus Kirchzarten — Bildhauer und Ratsherr in Gengenbach von H. Brommer — Badische Zeitung, Freiburg — Beilage „Gestern und Heute“ Nr. 21 vom 27. 5. 1967

4 Priesner, Ehebuch der Pfarrei Kirchzarten 1644—1673, S. 229

5 Hermann Brommer, Die Bildhauer Hauser in Kirchzarten, Schlettstadt und Freiburg (1611—1842) — Die Biographien — Schau-ins-Land-Jahrbuch des Breisgau-Geschichtsvereins 89/1971, Kap. J. C. Winterhalder, S. 53—60

6 Wie Anm. 5, S. 54, Anm. 31

7 Klaus Weber, Aus der Geschichte von Neukirch — Höfchronik einer Schwarzwaldgemeinde — Band 29 der Schriftenreihe des Ldkrs. Donaueschingen, hrsg. von der Gemeinde Neukirch 1968, S. 42, Nr. 7

8 Wie Anm. 7, S. 52, Kap. Die Bildhauer vom Oberfallengrund

junge in der Werkstatt des Vaters mitarbeiten zu können. Wohin es den jungen Gesellen auf der Wanderschaft getrieben hat, ist nicht bekannt. Wir lesen erst von ihm, als er in die Kirchzartener Hauser-Werkstatt einheiratete und von dort aus Aufträge nach Freiburg, Rappersweyhr (= Ribeauvillé), Saig und in die Kapuzinerkirche von Mahlberg auszuführen begann<sup>9</sup>. Nach dreizehnjähriger Ehe verlor Johann Conrad Winterhalder am 19. Oktober 1674 seine Frau Magdalena, die 45jährig im Kindbett starb<sup>10</sup>. Der Haushalt mit den Kindern verlangte bald wieder nach der sorgenden Hand einer Hausfrau. Johann Conrad Winterhalder verband sich am 4. Februar 1675 in zweiter Ehe mit „Catharina Sidlerin Martin Sidlers sel: Zue Fischbach Hinterlassene Tochter“, die ihm noch einen Sohn gebar<sup>11</sup>. Doch traf die Familie bald ein noch herberer Schicksalsschlag. Als der Bildhauer Johann Conrad am 25. Juni 1676 in blühendem Mannesalter vom Tod dahingerafft wurde<sup>12</sup>, entstand eine sehr schwierige Lage. Die Stiefmutter Catharina verheiratete sich am 30. Mai 1677 mit einem Schuhmacher Matthias Gfell wieder; die beiden jüngsten Kinder aus der ersten Ehe des Johann Conrad Winterhalder gab sie zur Pflege außer Haus und löste die Bildhauerwerkstatt auf. Das „vorhanden gewesene werckhzeug“ ging in den Besitz des Bildhauers Bartholomäus Winterhalder in Neukirch über, der dafür den Enkel Clemens zu sich nahm. Man hoffte jedoch vergebens, dem Unglück gewehrt zu haben. Ein Jahr danach, am 6. Juni 1678, starb auch Catherina Sidlerin<sup>13</sup>. Die Familie Johann Conrad Winterhalders fiel endgültig auseinander. Zumal das Wohnhaus der Hauser-Winterhalder-Familie kurz zuvor „durch die Soldaten gantz Verderbt“ und der Grundbesitz teilweise verwüstet worden war, schloß man mit dem Schuster Matthias Gfell am 22. November 1678 einen Vergleich<sup>14</sup>, um wenigstens einen Teil des elterlichen Vermögens für die Winterhalderkinder retten zu können. Die Besitzgerechtigkeit daran hatte Johann Conrad Winterhalder 1675 den Hauser-Kindern abgekauft. „Nach erwegung der Beschwerlichen Zeiten Undt vielen Schulden“ überließen die Pflögvygte dem „Mathiß Gefell das gantze Gueth Laut Kaufbrief“ gegen sofortige Einzahlung von 25 Gulden „Zur Nothwendigen Underhaltung dißer Kinder“. Außerdem hatte der neue Besitzer eine Kapitalschuld von 340 Gulden anzuerkennen (140 fl für Clemens, „darunter 40 fl wegen gerechtigkeit [= Erbrecht] Begriffen“; 100 fl für Philipp und 100 fl für Christina Winterhalder).

---

9 Manfred Herrmann, Die Bildhauer Hauser — Das Werk — Kap. Das Werk J. C. Winterhalders — Badische Heimat — Mein Heimatland, 52. Jg., Heft 1/2 Juni 1972, S. 12—20

10 Priesner, Totenbuch der Pfarrei Kirchzarten 1674—1712, S. 424

11 Wie Anm. 5, S. 59, Anm. 60 und 62

12 Wie Anm. 10, S. 431

13 Wie Anm. 10, S. 438

14 Stadtarchiv Freiburg, C 11 — Talvogtei Kirchzarten — Generalia V, Talvogteiprotokolle 1670—1685, Heft 1677—1680, Blatt 39 b



Obwohl die Geldnot dadurch fürs erste beseitigt worden war, hatte die Abmachung für die nachrückende Bildhauergeneration die Folge, daß sie ihre Kirchzartener Heimat endgültig verlor.

In der Biographie Philipp Winterhalders würde etwas Wichtiges fehlen, wollte ich die besonderen Beziehungen, die zwischen den Winterhalderkindern erster Ehe und deren ältestem Stiefbruder, Franz Hauser III, bestanden<sup>15</sup>, übergehen. Nicht allein die gemeinsam im Elternhaus verbrachte Kindheit und das verbrieftete Recht, bei Johann Conrad Winterhalder die Bildhauerei lernen zu dürfen, trugen dazu wesentlich bei, sondern mehr noch der Wunsch der Mutter Magdalena, daß unter ihren Kindern aus erster und zweiter Ehe „Ein Kindschaft sein und bleiben“ möge. Deshalb wundert es uns nicht, daß Franz Hauser — selbst verheiratet und als Bildhauer in den Breisgau zurückgekehrt — im Jahr 1678 als sorgender Rechtsbeistand seiner Stiefgeschwister auftrat und deren Zukunft sichern half. Er begann für die Winterhalderkinder, zumal nach dem Tod des Neukircher Großvaters Bartholomäus († 1680), in eine Rolle hineinzuwachsen, wie sie etwa Johann Conrad Winterhalder bei ihm selbst gespielt hatte. Ich muß aus diesem Grund einige Bemerkungen über Franz Hauser einfügen: Er kam am 2. Februar 1651 als ältestes Kind seiner Eltern in Kirchzarten zur Welt<sup>16</sup>. Beim Tod des Vaters erst neun Jahre alt, war er noch nicht fähig, die Bildhauerwerkstatt weiterzuführen. Seine Ausbildung beim Stiefvater Johann Conrad Winterhalder müssen wir — vom Lebensalter her — auf die Zeit von etwa 1665 bis 1669 datieren. Während der Wanderschaft zog es ihn über den Rhein in das Unterelsaß hinüber, wo er im Oktober 1671 in Schlettstadt (Sélestat/Bas-Rhin) das Bürgerrecht erwarb und sich als „biltschnitzler“ in die Schmiedezunft einkaufte<sup>17</sup>. Wenige Wochen später (am 8. Februar 1672) verehelichte sich Franz Hauser mit der Schlettstadter Schmiedetochter Barbara Schweyber<sup>18</sup>, damit eine Verbindung eingehend, die sein Schicksal entscheidend beeinflusste. Nach seinem ersten Elsaßaufenthalt kehrte er 1676 überraschend in den Breisgau zurück und betrieb von Kirchzarten aus die Niederlassung in der nahen Stadt Freiburg. Ob ihn der (vermutlich kranke) Stiefvater oder bessere Verdienstmöglichkeiten zu dem Schritt veranlaßt hatten, weiß ich nicht. Jedenfalls übertrugen ihm 1677 die Freiburger Münsterpfleger die Anfertigung eines großen Altares mit 30 Statuen für das Marienchörlein. Ungeachtet dessen dauerte es aber noch drei Jahre, bis Franz Hauser 1680 die Einbürgerung

---

15 Wie Anm. 5, S. 77-78, Kap. Philipp und Clemens Winterhalder

16 Priesner, Taufbuch der Pfarrei Kirchzarten 1646—1664, S. 58 — Ausführliches bei H. Brommer, wie Anm. 5, S. 60—77

17 Archives de la Ville de Sélestat (Stadtarchiv Schlettstadt), Registre des audiences du Magistrat et du Conseil 1606—1674, Blatt 320 — HH Forgerons, Zunftbuch der Schmiede 1528—1789, S. 255

18 Stadtarchiv Schlettstadt, Mariages 1608—1685, S. 415

in Freiburg erreichte<sup>19</sup>. Inzwischen waren Freiburg mitsamt Talvogtei Kirchzarten im Frieden von Nymwegen (1679) an die französische Krone abgetreten worden. Es hatte sich eine neue Situation ergeben, die Franz Hauser die Pflege persönlicher und geschäftlicher Verbindungen zum Unterelsaß sogar erleichterte. So sehen wir ihn nicht nur 1681 in Höchenschwand bei St. Blasien und 1683 in der Heimatgemeinde Kirchzarten mit Bildhauerarbeiten für Altäre beschäftigt, sondern 1683 (und in den folgenden Jahren) auch für das Georgsmünster in Schlettstadt<sup>20</sup>. Daß der Bildhauer einer solch ausgedehnten Tätigkeit nicht ohne Hilfskräfte nachzukommen vermochte, versteht sich von selbst. Namen von Gesellen und Lehrlingen lassen sich aber nicht mehr feststellen, weil in Freiburg die entsprechenden Zunftprotokolle fehlen. Aus den gesamten familiären Zusammenhängen heraus dürfen wir für die Zeit von 1681 bis 1686 mit Sicherheit lediglich die beiden Stiefbrüder Philipp und Clemens Winterhalder als Lehrjungen Franz Hausers annehmen, die folglich an der Entstehung der Hochaltäre von Kirchzarten und Schlettstadt beteiligt gewesen sein müssen. Als Freiburg im Frieden von Ryswijk an Reich und österreichische Landesherrschaft zurückfiel, zogen sich am 11. Juli 1698 die französischen Stellen, zu denen unser Barockmeister gute Kontakte gepflegt hatte, nach Westen zurück. In diesem Zusammenhang fällt auf, daß Franz Hauser mit Familie 1701 ebenfalls den Breisgau verließ<sup>21</sup> und sich als „Bildhauer in dem fürstl. Stifft“ zu Andlau (Andlau-au-Val/Bas-Rhin) im Unterelsaß einen neuen Tätigkeitsbereich suchte<sup>22</sup>. 1703 erstmals wieder in Schlettstadt als wohnhaft nachweisbar, bürgerte er sich dort 1705 erneut ein<sup>23</sup> und beherrschte in Stadt und Umgebung<sup>24</sup> bis zu seinem Tod am 3. Oktober 1717<sup>25</sup> das Feld seiner Kunst.

### *Tätigkeit im Unterelsaß*

Durch die Beschäftigung Franz Hausers in der Schlettstadter Pfarrkirche (1683) dürften die beiden Jungbildhauer Philipp und Clemens Winterhalder die Verwandten ihres Stiefbruders und die Verhältnisse im Unterelsaß persönlich kennengelernt haben. Es lag deshalb nahe, jenseits des Rheins nach Philipp Winterhalder und dessen Bruder Clemens zu suchen, als sich die Lebensspuren der beiden im Breisgau verloren. Die Überlegung, daß

19 Wie Anm. 5, S. 64

20 Wie Anm. 9, S. 21—45, Kap. Das Werk des Franz Hauser

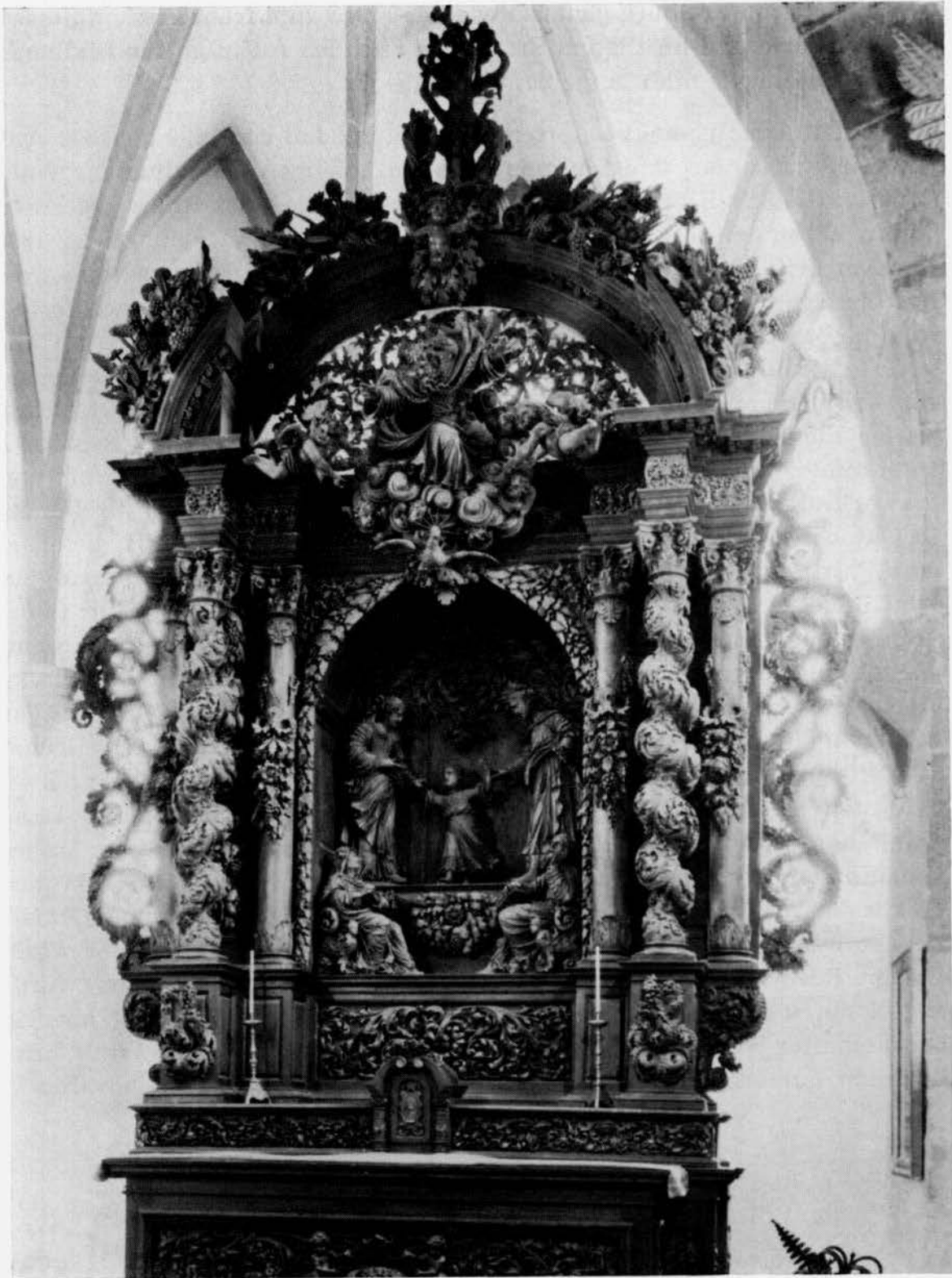
21 Wie Anm. 5, S. 72

22 Louis Chatellier, Note sur les constructions d'autels à Andlau sous le règne de Louis XVI — Annuaire de la société d'histoire de Dambach, Barr, Obernai No 6/1972, p. 49, note 23.

23 Wie Anm. 5, S. 73—74

24 Über unbekannte Arbeiten für die Benediktinerabtei Ebersmünster werde ich demnächst im Schlettstadter Jahrbuch berichten.

25 Stadtarchiv Schlettstadt, Décès 1685-1723, S. 508.



Der Choraltar der St. Sebastianskapelle bei Dambach-la-Ville, geschaffen 1690—92 von den Brüdern Philipp und Clemens Winterhalder.  
Photo: Dr. Johannes Steiner, München (Verlag Schnell & Steiner)

in jenen Jahren Freiburg genauso wie das Elsaß zum französischen Staatsgebiet gehörte und im Bistum Straßburg reichlich Aufträge für Bildhauer anfielen, bestärkte mich in meinem Vorhaben.

Den ersten Anhaltspunkt lieferten Nachrichten, daß von 1690 bis 1692 zwei „Bildhauer Clemens und Philipps“ den einzigartigen Choraltar der Wallfahrtskapelle St. Sebastian über Dambach-la-Ville (Bas-Rhin) geschnitzt hätten<sup>26</sup>. Von der 1872 entdeckten Altarbaurechnung hatte man zwar 1878 eine Abschrift angefertigt, die 1940 und 1968 erneut kopiert wurde, aber die Urschrift galt als verschollen, als ich in Dambach-la-Ville danach fragte. Aus diesem Grund vermochte ich zunächst nicht zu klären, warum alle Veröffentlichungen über den Dambacher Barockaltar bisher nur die Vornamen der beiden in Dambach tätigen Bildhauer zu übermitteln wußten. Erst als ich die Kirchenbücher des unterelsässischen Städtchens systematisch untersuchte, stieß ich auf die Beweise für meine Vermutungen. Versteckt in zwei Taufeinträge, hinterließ der Dambacher Pfarrer Wilhelm Breüer am 26. Oktober und 13. November 1691 Nachrichten, die alle Zweifel beseitigten: „Patrinus fuit Dominus Clemens Winterhalder Adlsns quoque Brisgoius et artificiosus Sculptor p. t. hic Novi Altaris pro Sacello S. Martyr. Sebastiani in eius monte hic.“ Und zum zweiten: „Patrinus fuit Dnus Philippus Winterhalder frater mox praefati d: Clementis, et Senior in arte et aetate.“<sup>27</sup> Das heißt nichts anderes, als daß die beiden aus dem Breisgau stammenden und mit dem Altarbau in Dambach beschäftigten Brüder Clemens und Philipp Winterhalder als Taufpaten fungiert hatten. Zwei Belegstellen, die das Rätsel um die Bildhauer des schönsten, im Elsaß erhaltenen Schnitzaltars des 17. Jahrhunderts einwandfrei lösten. Da ich über Entstehung und Schicksal des Altarwerkes bereits im Jahr 1971 ausführlich berichtet habe<sup>28</sup>, kann ich mich nachfolgend auf einige Bemerkungen beschränken: Der Winterhalder-Altar geriet während der Französischen Revolution in höchste Gefahr; die Altartischverkleidung wurde abgerissen und verschwand<sup>29</sup>. Dambacher Bürger retteten 1797 aber in beispielhafter Weise wenigstens den Altaraufbau, indem sie das Wallfahrtskirchlein kurzerhand aufkauften. Bis heute pflegt die Sebastiansbruder-

---

26 Theodor Kirschner, Flugblatt mit Angaben über den Bau des Altars — Dambach 1880; „Dambach-la-Ville — St. Sebastian“ — Kl. Kunstführer Nr. 899 — Schnell & Steiner-Verlag, München 1968;

Walter Hotz, Handbuch der Kunstdenkmäler im Elsaß — Deutscher Kunstverlag 1970, S. 37 und Abbildung 49

27 Archives Départementales du Bas-Rhin (ADB) in Straßburg, Abt. 3 E — 82, Buch 3, Taufbuch der Pfarrei Dambach-la-Ville 1686—1704, f. 48 b und 49 a

28 Hermann Brommer, Philipp und Clemens Winterhalder — Die Bildhauer des Sebastianaltars in Dambach im Elsaß — DAS MÜNSTER, Verlag Schnell & Steiner München, 24. Jg., Heft 4, Juli/August 1971, S. 234—239

29 Mitteilung von Herrn Charles Dietrich, Dambach-la-Ville: Nach neuen Feststellungen seien die fehlenden Originalteile nach Baume-les Dames verkauft worden.



schaft der Stadt als Eigentümerin die reizvoll in den Reben gelegene Kapelle; sie sorgte 1886 für die Ergänzung der verlorenen Altardekorationen (durch Th. Klem, Colmar) und 1956 für die Konservierung des gesamten Altares. Im Jahr 1972 veranlaßte Dr. Jean Gramling, der Bürgermeister Dambachs, eine Suchaktion nach der alten Altarbaurechnung, die im Rathausspeicher glücklich wiedergefunden wurde. Inzwischen in die Bestände des Dambacher Stadtarchivs einverleibt<sup>30</sup>, ergibt sich aus dem Aktenheft (und zwar auf der Vorderseite des Blattes 18), daß vor hundert Jahren der Familienname Winterhalder nur wegen Lesefehlern nicht registriert worden ist. Denn „1691 den 14t Novembris und 2t Decembris erhielt H: Philippus winderhalter der Bildthauer, Lauth seiner eigenen Handt im Klitter register, in Abschlag seines verdiensts bezahlt 12 pf 5 ß“. Die Entlohnungen für Philipp Winterhalder, am 26. Januar 1691 begonnen, brechen dann mit dem Eintrag vom 21. Dezember jenes Jahres ab, während Clemens Winterhalder bis zum 22. November 1692 weiterarbeitete und noch bis zum Ende des Jahres 1693 Abschlagszahlungen empfing. Daraus geht hervor, daß Philipp Winterhalder beim Dambacher Altarbau nur eine nachgeordnete Rolle spielte und sein Bruder Clemens der eigentliche Hauptmeister gewesen ist. Verglichen mit den später in der Ortenau entstandenen Skulpturen können Philipp Winterhalder auch vom Stilistischen her nur die schwächeren Arbeiten des Sebastiansaltares (etwa „der wandelnde Jesusknabe“) zugeordnet werden. Was allerdings Philipp Winterhalder zeitlebens beibehalten sollte, zeichnet schon das Dambacher Werk in besonderem Maß aus, die Freude an überreicher Dekoration. Mit verschwenderischer Fülle an Blatt- und Blütenwerk sowie Motiven aus Früchten und Weintrauben überdeckten die beiden Bildhauer die klar gegliederte, strenge Altararchitektur, durchweg schön und virtuos geschnitzt. Vor all dieser Pracht zeigt sich als künstlerischer Höhepunkt der im Altaroberteil schwebende Gottvater in Komposition und Ausführung so vollendet gestaltet, daß er allein für sich genügen würde, den Meister Clemens Winterhalder unter die bedeutendsten Künstler des ausgehenden 17. Jahrh. einzureihen. Zu guter Letzt wäre noch auf eine kuriose Sache aufmerksam zu machen: Unter dem Mittelbild des Altares, dem „heiligen Wandel“ (einem in der Barockzeit beliebten Motiv, das die heilige Familie auf der Wanderschaft zum Tempel in Jerusalem darstellt und deswegen in Wallfahrtskirchen gern verwendet wurde), sitzen die Eltern Mariens und betrachten verzückt die Szene. Die Sessel von Joachim und Anna sind aus Laubwerk geformt und tragen jeweils an der vorderen Stütze als oberen Abschluß eine kleine Büste. Wer diese beiden unauffällig dem Altar beigefügten, lebensnah geschnitzten Porträts, die zum gesamten ikonographischen Programm keine Beziehung haben, genauer betrachtet, kommt um die Vermu-

---

<sup>30</sup> Stadtarchiv Dambach-la-Ville, S 5 a — Chapelle St-Sébastien

tung nicht herum, daß entweder ein Wohltäterehepaar (vgl. Haartracht) verewigt wurde oder — wie man in Dambach vermutet — sich gar die beiden Bildhauerbrüder selbst ins Bild gesetzt haben.

Als um 1717 ein Blitzschlag die Benediktinerabteikirche Ebersmünster (Unterelsaß) in Brand setzte, gingen wertvolle Winterhalderarbeiten verloren. Daß die unweit Dambach-la-Ville gelegene Abtei zwei so begabte Künstler wie Philipp und Clemens zur Innenausgestaltung ihrer von 1683 an in Etappen wiederaufgebauten Kirche verpflichtet hatte, bezeugen mehrere schriftliche Einträge. In den lückenhaften Klosterrechnungen Ebersmünsters ist der Jahrgang 1692 vorhanden, der zwei Einträge enthält, die sich nur auf Philipp Winterhalder beziehen können: „1692 — 8t Septembris — Jtem philipp dem bilthawer 9 lvs“. Und außerdem: „24t Novembris — philipp dem bilthawer Geben in Gelt 15 lvs 4 ß“<sup>31</sup>. Zweifel zerstreut der zeitlich genau zwischen die beiden Auszahlungsdaten fallende Eheeintrag Philipp Winterhalders. Unser Bildhauer heiratete nämlich am 6. Oktober 1692 in Ebersmünster die „honesta vidua Maria Eva Fridrichin oriunda Tabernis Alsatiae modo Argentinae domicilium habens“, eine aus Elsaß-Zabern stammende und in der Pfarrei Alt-St. Peter zu Straßburg wohnhafte Witwe<sup>32</sup>. Als „primus testis“, erster Trauzeuge, fungierte Clemens Winterhalder. Mit dem Eheeintrag Philipp Winterhalders werden erstmals wichtige Beziehungen zu einer Straßburger Bildhauergruppe, auf die ich noch zu sprechen kommen muß, dokumentiert. Was sich von den Arbeiten Philipp Winterhalders in Ebersmünster erhalten hat, ist in etwa zu bestimmen. Sowohl der Hochaltar als auch die beiden großen Seitenaltäre (1728—30) zeigen in typischer Winterhaldermanier geschnitzte Antependien, mit Band- und Blütendekorationen reich geschmückte Tafeln auf der Schauseite der Altartische, die sich mit den entsprechenden Stücken an den Nebenaltären der St. Martinskirche Gengenbach vergleichen lassen. Daß diese feinen Flachschnitzereien in Ebersmünster vor 1715, also vor dem Kirchenbrand, entstanden sein müssen, ist an den eingefügten Wappen des Ebersmünsterer Abtes Bernhard Roethelin (1675—1715) abzulesen<sup>33</sup>. Roethelin, ein gebürtiger Freiburger, vollendete während seines vierzigjährigen Abbatates den Wiederaufbau des im Dreißigjährigen Krieg ruinierten Klosters und der Abteikirche<sup>34</sup>. Er verpflichtete dazu neben anderen die aus dem heimatlichen Breisgau zugewanderten Bildhauer

31 Herrn Louis Chatellier, Universität Straßburg, danke ich besonders für den Hinweis auf ADB Straßburg, H 423 — Klosterrechnung Ebersmünster, Manuale 1692, AußGaabGelt in Closter Verbawen, f. 105 a

32 ADB Straßburg, 3 E 115, Nr. 6 Ebersmünster, Mariages 1690—1753, f. 2 b

33 Damit ist meine frühere Vermutung, der 1730 in Ebersmünster mit Altarbauten beschäftigte Winterhalder-Schüler Anton Ketterer, Colmar, könne die Antependien geliefert haben, hinfällig geworden. Vgl. *Annuaire de Dambach/Barr/Obernai* 6/1972 (über Bildhauer Johann Leonard Meyer), S. 31. Außerdem *Annuaire de Colmar (Colmarer Bildhauer des 18. Jhdts.)*, S. 47—48

34 *Gallia Christiana*, Band V, Paris 1731, Sp. 863/864 — Xavier Ohresser, *Eglise et Abbaye d'Ebersmünster*, 1961, p. 18 et 41

Philipp und Clemens Winterhalder. Den jüngeren der beiden Bildhauerbrüder kann ich ebenfalls in Ebersmünster nachweisen. Taufeinträge der Kinder Franciscus Josephus und Maria Magdalena des in der Abtei bediensteten Ehepaares Christoph Kaißer und Magdalena Christ („famulorum nostrae Abbatiae“) nennen am 15. Oktober 1693 und 26. Mai 1696 den „Dominus Clemens winderhalter“ als Taufpaten<sup>35</sup>. Daraus ist zu schließen, daß der hochtalentiertere Barockkünstler in Ebersmünster nach Abschluß der Dambacher Arbeiten über mehrere Jahre hinweg eine Beschäftigung fand, die sehr umfangreich gewesen sein muß. Von seinen Werken dürfte fast alles dem Kirchenbrand zu Beginn des 18. Jahrhunderts zum Opfer gefallen sein. Lediglich ein Ausstattungsstück der Klosterkirche, das möglicherweise von der Hand Clemens Winterhalders stammt, scheint vor den Flammen bewahrt worden zu sein. Ich meine den gewaltigen Samson, der unter der nicht zugehörigen Kanzel steht, die man erst am Anfang des 19. Jahrhunderts installierte, als die Ebersmünsterer Kirche nach den Verwüstungen der Revolutionszeit wieder für den Gottesdienst hergerichtet wurde. Die Gestalt des Samson, unbestreitbar die wertvollste Skulptur in Ebersmünster, zeigt eine Ausarbeitung, die unwillkürlich an den Meister des Dambacher Altares denken läßt. Im übrigen war Ebersmünster der Punkt, an dem sich die Lebenswege der Winterhalderbrüder (verursacht durch die Verheiratung des Philipp?) endgültig trennten. Wohin es den Clemens nach 1696 verschlagen hat, gelang mir bisher leider nicht festzustellen.

Philipp Winterhalders Lebensspuren können wir recht gut weiterverfolgen. Bereits am 2. März 1693 ließ er in Straßburg einen Sohn taufen<sup>36</sup>. Daß dabei seine Ehefrau als „Eva Petrin“ bezeichnet wurde, ist ein dem Schreiber unterlaufener, die Situation etwas verwirrender Fehler, der aber durch die Zusammenhänge mit der um 1690 für den Straßburger Bischof arbeitenden Bildhauer-Equipe erklärlich wird. Der bischöfliche Verwalter Johan Noll („Oeconomus curiae Episcopalis“) und die Ratsherrenfrau Anna Maria Saxin unterschrieben als Taufpaten. Zumal sich die Ehefrau „(Maria) Eva Fridrichin“ in Einträgen der folgenden Jahre auch als „M. Eva Rümelin (Rimily)“ genannt findet, muß ich zu ihrer Identifizierung etwas ausholen. Am 6. Februar 1673 heiratete der aus der Pikardie stammende Bildhauer Franciscus Remily in Zabern die Jungfrau Eva Baronin<sup>37</sup>, deren Familienname (französische Form?) wohl — entsprechend anderen Beispielen — sehr frei mit Fridrichin gleichgesetzt werden muß<sup>38</sup>. Aus der Ehe Remily-Baronin (Fridrichin) gingen mehrere Töchter hervor, die später

35 ADB Straßburg, 3 E 115 — Nr. 2 Ebersmunster, Baptêmes 1690-1746, f. 8 a und 11 b.

36 AM Strasbourg, N 154, St Pierre-le-Vieux (cath.), Baptêmes 1683-1697, p. 193: „Joannes Philippus Philippi Winterhalters sculptoris hic morantis, et Evae Petrin conjugum filius“.

37 AM Saverne, Reg. No 509, Mariages 1623—1686, p. 327. Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. A. Wollbrett, Zabern.

38 Z. B. nannte sich die Ehefrau des bischöflichen Bildhauers Peter Petry wechselweise M. Elisabeth Repstecklerin und M. Elisabetha La vigné.



mit ihrem Stiefvater Philipp Winterhalder nach Gengenbach übersiedelten. Franz Remily gehörte zu dem Kreis der vom Bischof beschäftigten Bildhauer<sup>39</sup>; er starb am 5. Juni 1691 in Straßburg<sup>40</sup>. Als Zeugen der Beerdigung wurden Bildhauer Peter Petry und Ökonom Johann Noll notiert, zwei Namen, die uns schon im Taufeintrag des ersten Winterhalderkindes begegneten. Peter Petry, um 1636 geboren, stammte aus Roermond und tauchte 1671/72 im Unterelsaß auf<sup>41</sup>. 1683 und 1685 mit dem Titel „hochfürstl. Bildhauer“ bezeichnet, führte er die Künstlergruppe beim Hochaltarbau für das Straßburger Münster an<sup>42</sup>. Besonders enge Beziehungen unterhielt er zu dem französischen Schreiner Claude Bourdit<sup>43</sup> und zu Bildhauer Francois Remily<sup>44</sup>. Nach der Inschrift des im Zweiten Weltkrieg verschollenen Grabsteines starb der „Kunstreiche Herr Petrus Petry Hochfürstlicher Bischöflicher Straßburgischer Sehr berühmter Bilthauer den 31 October 1691“ im Alter von 55 Jahren<sup>45</sup>. Über dessen Epitaph berichtete Hans Haug: „Le style de cette pierre, apparemment l'œuvre d'un de ses collaborateurs ou élèves, se confine dans la tradition alsacienne des lourdes guirlandes de fruits.“<sup>46</sup> Eine nicht uninteressante Bemerkung, die wohl auf den Schwiegersohn Peter Petrys, Jakob Staudacher („civis Argentinensis Sculptor Monachiensis in Bavaria“), bezogen werden muß. Daß neben den persönlichen Beziehungen auch künstlerische Einflüsse des Kreises um Peter Petry und Francois Remily auf Philipp Winterhalder einwirkten, dürfte das Grabmal des am 15. März 1690 verstorbenen Straßburger Münsterdekans dokumentieren, das im Vorraum der Münsterschatzkammer in die Wand eingelassen ist<sup>47</sup>. Dort tragen die beiden dicklichen, trauernden Putten schon jene gerollten Haarlöckchen, die für spätere Winterhalder-Engelchen geradezu typisch wurden.

39 Roger Lezni, *Le château de Saverne sous les princes-évêques de Furstenberg (1663-1704)*, p. 31, note 67: 1685 Mitarbeiter am Hochaltar des Straßburger Münsters.

40 AM Strasbourg, D 14, St Etienne, Décès 1687-1705, f. 43 b. Freundliche Mitteilung von Herrn Pfarrer Manfred Hermann, Neufra.

41 Hans Haug, *Le style Louis XIV à Strasbourg — Archives Alsaciennes d'Histoire de l'Art, 3e Année/1924*, p. 72. Siehe auch Hans Rott, *Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof*, Karlsruhe 1917, S. 92, Anm. 7.

42 Wie Anm. 39.

43 Bei der Hochzeit von Claude Bourdit aus Lyon am 29. Oktober 1686 unter den Trauzeugen „Petro Petri de Rouremont Sculptore“. (AM Strasbourg, M 60, St Pierre-le-Jeune, Mariages 1685—1698, p. 13). Als Claude Bourdit den Auftrag erhielt, für das Münster ein neues Chorgestühl zu schaffen, zog er am 6. Juli 1691 Peter Petry als Bildhauer mit ins Geschäft. (ADB Strasbourg, Notariat d'ancien régime, 6 E 41, No 27 — Contz 1691/92, Bündel 1691)

44 Peter Petry am 17. März 1686 als Taufpate bei der Tochter Maria Eva des Bildhauers François Remilly. — Frau Eve Remilly am 18. Mai 1688 als Patin beim Sohn Anton des Bildhauers Peter Petry. (AM Saverne, Reg. No 513, Baptêmes 1685-1704, p. 9 und 45. Freundliche Mitteilung von Pfarrer Manfred Hermann, Neufra.

45 Hans Haug, wie Anm. 41.

46 „Der Stil dieses Grabsteines, wahrscheinlich das Werk eines seiner Mitarbeiter oder Schüler, schließt sich an die elsässische Tradition der schweren Früchtgirlanden an.“

47 Epitaph mit Büste des Verstorbenen. Inschrift: „Francisco Adolpho Frisiae orientalis et Rittbergae Comiti Metropolitanae Coloniensis et Cathedralis Argentinensis Ecclesiarum Respe Decano . . . † 15. 3. 1690“



## Einbürgerung in Gengenbach

Welche Gründe Philipp Winterhalder beeinflussten, mitsamt Familie nach Gengenbach im Kinzigtal überzusiedeln, kann ich nicht mehr feststellen. Zu denken ist an Arbeiten, die er in Auftrag bekommen haben muß, als er sich beim Rat des Städtchens vorstellte: „Ordinarij Rath d 9t Septembris 1695 — Philipp winterhalder Ein Bildthawer Von Kirchzarten bey freyburg ist auf sein anhalten für Ein hindersäß auf ein Jahr lang auf Und angenommen.“<sup>48</sup> Eine befristete Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung wäre ohne entsprechendes Interesse an einer Beschäftigung des Künstlers undenkbar gewesen<sup>49</sup>. Nach der gewaltsamen Einäscherung Gengenbachs, der 1689 Abteigebäude, Kirchen und viele Häuser der Stadt zum Opfer gefallen waren, gab es beim Wiederaufbau, vor allem im klösterlich-kirchlichen Bereich, reichlich zu tun. Sonst hätte sich Philipp Winterhalder wohl nicht kurze Zeit später fest niedergelassen. Denn schon am 21. Januar 1696 vermerkte der Ratschreiber im Protokollbuch: „Philipp Winterhalder der Bildhawer für Ein burger angenommen, soll seinen geburts brief beybringen“<sup>50</sup>.

Drei Einträge in den Gengenbacher Kirchenbüchern erhellen die familiäre Situation Philipp Winterhalders vor 1700. Am 1. Januar 1696 brachte ihm „Maria Eva Rümelin eius uxor“ ein zweites Kind, die Tochter Maria Magdalena, zur Welt. Als Taufpate fungierte Herr Johann Dietrich Bach, Mitglied des Jüngeren Rates der Stadt<sup>51</sup>. Daß Philipp Winterhalder die Kinder des Bildhauers Remily seit der Verheiratung mit Eva Fridrichin mitzuversorgen hatte, zeigt der Eheeintrag einer Stieftochter: Am 7. Februar 1699 heiratete nämlich die „pudica Virgo Maria Elisabeth Rimelin Hon: quondam Frantz Rimlers Von Elsaß Zabern filia relicta leg.“ in der Kinzigtalstadt den Jüngling „Hans Jacob Flaig Von Tryberg“<sup>52</sup>. Noch im selben Jahr verursachte der Tod der etwa fünfzehn Jahre älteren „Maria Eva Rümelin des Philipp Winterhalders geweste hausfr. seel.“, die am 6. Juni 1699 verstarb<sup>53</sup>, eine einschneidende Veränderung der Familienverhältnisse.

Sehr lückenhafte Archivbestände erlauben es nicht, etwas von Bedeutung über das künstlerische Schaffen Philipp Winterhalders in der Gengenbacher Anfangszeit auszusagen. Zwar ließ neben dem Benediktinerkloster auch die Stadt energisch wieder aufbauen. Doch vermag ich Augustin Kast nicht

48 Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1692—1697, Blatt 140

49 Augustin Kast, „Gengenbach in der Zeit des 3. französischen Raubkrieges 1685—1702“ — Im Stadtarchiv Gengenbach, Heimatgesch. Literatursammlung, Buch Nr. 116, Band I, S. 165

50 Wie Anm. 48, Blatt 150

51 Kath. Pfarramt Gengenbach, Taufbuch 1683—1726, o. S.

52 Kath. Pfarramt Gengenbach, Ehebuch 1625—1699, o. S.

53 Kath. Pfarramt Gengenbach, Totenbuch 1670—1704, o. S. — Jg. 1699, Nr. 24

zuzustimmen, der eine Beteiligung unseres Bildhauers am 1696 errichteten Kaufhaus vermutete<sup>54</sup>. Dort ist nichts zu sehen, was winterhalderisch anmutet; die Steinmetzarbeiten dürften das Werk Samuel Johanns gewesen sein. 1698 bezahlte man Philipp Winterhalder „für Arbeith an dem Todten Creutz 10 ß“<sup>55</sup>, eine Notiz, die geschäftliche Beziehungen zur Stadt nachweist. Deswegen wäre es naheliegend, hinter ihm den Meister der etwa 80 cm hohen Immaculatastatuette auf dem Giebel des 1699 durch Franz Beer erbauten alten Kanzleigebäudes<sup>56</sup> der Reichsstadt zu vermuten. Die Sandsteinfigur zeigt bei naher Betrachtung aber keine winterhalderische Manier; zudem ist sie auf der Rückseite mit „P. B. 1802“ signiert.

### *Die Schaffensperiode 1700 - 1727*

Nach dem Tod der Maria Eva Rümelin holte sich Philipp Winterhalder um 1700 mit (Maria) Catharina Schneider die zweite Ehefrau ins Haus. Leider schlugen alle Versuche fehl, über die Wiederverheiratung des Bildhauers entsprechende Archivbelege zu entdecken<sup>57</sup>, wenn auch die schriftlichen Nachrichten erlauben, Katharina Schneider als sehr nahe Verwandte des Benediktinerpaters Joachim Schneider zu identifizieren, der kräftig mit-half, die Winterhalder-Werkstatt aufblühen zu lassen und von seinen Stellungen in Abtei und Pfarrseelsorge her immer wieder für künstlerische Aufträge sorgte. So gesehen, leitete die zweite Ehe nicht nur den letzten Lebensabschnitt Philipp Winterhalders, sondern auch dessen wichtigste Schaffensperiode ein.

### *Verwandtschaftsbeziehungen und persönliche Daten*

Pater Joachim Schneider nahm am 20. März 1680 in Gengenbach das Kleid des heiligen Benedikt und legte dabei seinen Taufnamen Joseph ab<sup>58</sup>. Obwohl er sich selber als „Fisingensis ex Turgoia“, als aus der Thurgau-Gemeinde Fisingen stammend, bezeichnete, ließ sich diese Angabe im Fisinger Taufbuch nicht bestätigen<sup>59</sup>. Seiner Herkunft kam ich erst auf die Spur, als ich in der im ehemaligen Herrschaftsbereich der Benediktiner-

---

54 Augustin Kast, „Der Gengenbacher Großbrand von 1789 — Ein Beitrag zur Gengenbacher Baugeschichte“ — Die Ortenau 47 (1967), S. 100

55 Augustin Kast, Auszüge aus den Rechnungen des St. Martinfonds Gengenbach — Im Stadtarchiv Gengenbach, Heimatgesch. Literatursammlung, Buch 116, Band III, S. 661

56 Heute Haus Dr. Rudolf Pfaff, Viktor-Kretz-Str. 30

57 Kath. Pfarramt Gengenbach, Ehebuch 1625—1701. Am Schluß lückenhaft. Zwischen 1700 und 1704 keine Einträge.

GLA Karlsruhe, Abt. 61: In den Eheberedungsprotokollen der Stadt Gengenbach fehlen die Jahrgänge 1664 bis 1758.

Im Stadtarchiv Gengenbach fehlen die Hinterlassenschaftsakten und Eheabreden für die Zeit um 1700.

58 GLA Karlsruhe, 65/229, S. 293

59 Kath. Pfarramt Fisingen/TG, Taufbuch 1614—1670

abtei Fischingen gelegenen Pfarrei Bichelsee-Balterswil/TG die Kirchenbücher untersuchte. Es fehlen dort zwar die Taufeinträge vor 1690 und die Ehebücher weisen zwischen 1696 und 1725 eine schmerzliche Lücke auf<sup>60</sup>, aber aus den restlichen Unterlagen konnte ich folgende Aufschlüsse gewinnen: Pater Joachim Schneider stammte aus Balterswil/TG. Er flüchtete nach der Zerstörung des Gengenbacher Klosters durch französische Truppen<sup>61</sup> in seine Schweizer Heimat und hielt sich dort vom November 1689 bis März 1690 auf<sup>62</sup>. Bei der Durchsicht der Eheeinträge kristallisierten sich als Eltern des um 1662 geborenen Gengenbacher Paters die Eheleute „Joan. Joachimus Schnider de Balterschwyl Camerarius Rmi nri et Dorothea Trungerin“ heraus<sup>63</sup>. Als diese am 29. Oktober 1651 heirateten, standen ihnen „Christophorus Brunschwyler de Sirnach monasterij nostri Amanus, et Joan: Jacobus Brun de Balterschwyl“ als Trauzeugen bei<sup>64</sup>. Datierung, persönliche Zusammenhänge und der Hinweis, daß Johann Joachim Schneider sr. bei dem Fischinger Abt Placidus Bruschwiler (1616 bis 1672) als Kammerdiener beschäftigt gewesen ist, kreisten die Eltern ein, gleichzeitig erklärend, warum sich Pater Joachim 1680 „Fischingensis“ genannt hatte. Zwei Enkel Johann Joachim Schneiders sr. gerieten zu Beginn des 18. Jahrhunderts in eine enge Verbindung mit Philipp Winterhalder: Cathrinli Schneider wurde die zweite Ehefrau des Bildhauers; deren Vetter Hans Jakob Braun aus Balterswil begann 1706 in der Gengenbacher Werkstatt seine Bildhauerlehre. Die Äbte des Gengenbacher Klosters, Placidus Thalmann (1680—1696) und Augustinus Müller (1696—1726), beide aus Wil unweit Fischingen gebürtig, verwendeten Pater Joachim in wechselnder Folge als Cellerarius, Subprior, Hofkaplan des Grafen Nothker Wilhelm von Öttingen-Katzenstein, als Prior des Klosters sowie als Pfarrer in Gengenbach, Ichenheim und Zell am Harmersbach. Während seiner ersten Zeller Amtsperiode (1693—1698) trat Pater Joachim Schneider auch literarisch hervor und verfaßte das Wallfahrtsbüchlein „Alter widerumb leuchtenter trostvoller gnadenstern Maria zur Ketten genannt Zell Harmerspach“<sup>65</sup>. Als er am 17. Mai 1726 im Alter von 64 Jahren und zwei Monaten

60 Im Gemeindeammann- und Zivilstandsamt Balterswil-Bichelsee ebenfalls keine alten Zivilstandsunterlagen vorhanden.

61 GLA Karlsruhe, Abt. 61/5733 — Protocollum Cancellariae de 1689 — 1714, f. 1—3: „Demnach in A. 1689 die Königliche Französische Armee under Commando Mareschal Duc de Duras Underhalb bey offenburg gestanden, Und Vom König Vorhero die ordre eingeloffen, daß alle die Von der Pfaltz am rhein herauf biß gegen Straßburg auf 6. stund weith gelegen Stätte od mit mauren umbgebene orth sollen verbrandt werden, als ist von dißer Armee Ein Detachement den 7t Septembris in 6. Squadronen ahn der Kintzig, und etliche Bataillons“ gegen Gengenbach gezogen. Das Kloster brannte aus. Glocken, Archiv und Bibliothek waren vorher in Sicherheit gebracht worden.

62 Pfarrarchiv Bichelsee/TG, Totenbuch 1639—1752, o. S.: Beerdigungen durch „R. P. Joachimo Schneider prof: Gengenb:“

63 Hermann Brommer, Genealogie als Methode in der Kunstgeschichte — Alemannisches Jahrbuch 1968/69, S. 95/97

64 Pfarrarchiv Bichelsee, Ehebuch 1640—1836, o. S.

65 GLA Karlsruhe, 65/229, zwischen den Seiten 529 und 530 eingheftet Tagebuch des Paters Joachim Schneider, f. 2 b

verstarb<sup>66</sup>, schrieb ihm Pater Augustin Dornblüth, der Gengenbacher Klosterchronist und spätere Prior<sup>67</sup>, einen wenig freundlichen Nachruf, der sehr auf persönliche Meinungsverschiedenheiten schließen läßt. Es ist zu bedauern, daß Fritz Baumgarten am Ende des vorigen Jahrhunderts für den Aufsatz „Aus dem Gengenbacher Klosterleben“ die subjektiv gefärbte Meinung des Paters Dornblüth übernahm und nicht versuchte, auch die guten Seiten des Verstorbenen zu würdigen<sup>68</sup>. In einem stimme ich aber beiden Kritikern voll zu: Pater Joachim Schneider hat von seinen „reichlichen Revenüen“ ohne Bedenken Gebrauch gemacht, wenn er seinen Verwandten (*Suis germanis, Nepoti, aliisque Consanguineis*) finanziell weiterhelfen konnte. Bildhauer Philipp Winterhalder wird gegen solchen Familiensinn kaum etwas einzuwenden gehabt haben; denn dadurch flossen ihm einige große Aufträge zu.

Noch fehlt eine Erklärung zu der Frage, welches Verwandtschaftsverhältnis den Pater Joachim Schneider mit der zweiten Winterhalder-Frau Catharina verband. Klosterchronist Dornblüth dürfte nicht genau informiert gewesen sein, als er Philipp Winterhalder zum „Schwager“<sup>69</sup> ernannte, weil Pater Joachim Schneider schon wegen des Taufnamens Joseph<sup>70</sup> nicht Bruder oder Stiefbruder zur Bildhauersfrau und zu dem später noch zu besprechenden Prinzbacher Pfarrer Joseph Schneider (1682—1737) gewesen sein konnte. Bei Überprüfung der Altersunterschiede, der Verbindungen unter den Schneiderfamilien und der aus den Jahren 1677 und 1687 stammenden Balterswiler Firmeinträge ergeben sich Familienzusammenhänge, die den Pater Joachim als Onkel der um eine Generation jüngeren Catharina Schneider erkennen lassen<sup>71</sup>.

Der zweiten Ehe Philipp Winterhalders entsprossen von 1701 bis 1722 vierzehn Kinder, aus deren Reihe zwei hervorragten: die Tochter Maria Siphorosa (*Symphorosa*) als Mutter des österreichischen Feldmarschalleutnants J. K. V. von Keim und der als Bildhauer ebenfalls zu beachtende Sohn Clemens<sup>72</sup>. Bemerkenswert ist, daß bei sämtlichen Kindern Johann Dietrich Bach (*consul, Zwölfler des alten Rats*) oder dessen Ehefrau Barbara Geppertin unter den Taufpaten erscheinen, ein Ehepaar, das durch seine

66 Kath. Pfarramt Gengenbach, Totenbuch 1702—1726, o. S.

67 Hermann Brommer, Schriftsteller, Gelehrte und Künstler der Benediktinerabtei Gengenbach im 18. Jh., *Gengenbacher Blätter* 2/1969, S. 19

Pirmin Lindner, Die Schriftsteller und Gelehrten der ehem. Benediktinerabteien im Großherzogtum Baden, *Freiburger Diözesan-Archiv* 20/1889, 137 mit Anm. 1

68 *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, N. F. Band VIII, 1893, S. 682

69 K. Hitzfeld, *Der Haushalt der Abteiherrschaft Gengenbach*, *Ortenau* 44 (1964), S. 173 mit Anm. 62

70 GLA Karlsruhe, 65/229 — *Urkunden des Klosters Gengenbach*, S. 293: „Fr. Joachimus Schneider 1680 ante Professionem dictus Josephus“.

71 Familienstammtafel Schneider, wie Anm. 63

72 Genaue Daten und Verwandtschaftsbeziehungen der Kinder vgl. auf Familientafel II (entnommen aus den Tauf-, Ehe- und Totenbüchern des Kath. Pfarramtes Gengenbach)



Verwandtschaftsbeziehungen zu anderen Patrizierfamilien des Kinzigtalbereiches<sup>73</sup> sicher manchen nützlichen Kontakt für Philipp Winterhalder herstellen konnte.

Um der sich vergrößernden Familie Wohnmöglichkeiten zu schaffen, nahm unser Bildhauer im Frühjahr 1701 einen Hausbau in Angriff: „Freitag den 29t Aprilis — Philipp Winterhalder seint Eichen Zu Pfösten Und Keller balckhen erlaubt, soll selbige in Beysein H. Waltmeisters im Bermerspacher Wald Hawen lassen.“<sup>74</sup>

Der Darstellung der familiären Zusammenhänge würde etwas fehlen, wenn ich die Einträge der Gengenbacher Ehebücher von 1705 bis 1727 außer acht ließe, die uns für jene Jahre den doppelten Verwandtenkreis Philipp Winterhalders deutlich umreißen. Am 9. Mai 1705 verheiratete sich der „hon: Juvenis peter bender, Weyl: honesti Michaelis Bender ludimoderatoris (Schulmeisters) relictus filius“ mit der „pudica virgo Maria Eva rimblerin, Weyl: Herrn Frantz rimbelins gewesten Bildthauwers im Elsaß-Zabern relicta filia“. Erster Trauzeuge: Philipp Winterhalder<sup>75</sup>. Zumal die Braut jene am 17. März 1686 in Zabern geborene Tochter Maria Eva des „Franciscus Rimili bildthauwer ex picardia“ und der Eva „Baronin“ gewesen ist, erhellt sich erneut die Beziehung Philipp Winterhalders zu dem Straßburger Bildhauerkreis vor 1700, die durch die erste Eheschließung unseres Meisters faßbar wurde. Nach dem Tod ihres Mannes (14. Februar 1721) verband sich „Maria Eva Rühmlerin Petri bender p:m: relicta Vidua“ am 24. Januar 1722 unter erneuter Trauzugenschaft ihres Stiefvaters („Domino Philippo winterhalder Senatore huiate“) in zweiter Ehe mit dem „Juvenis Nicolaus Sailer Von Wihl in den Turgei“<sup>76</sup>, einem aus dem Thurgau zugewanderten Schweizer. Die beiden aus Wil stammenden Äbte Placidus Thalmann und Augustinus Müller lockten damals immer wieder Leute aus ihrer Heimat ins Kinzigtal. Eine dritte Tochter des Zabern-Straßburger Bildhauers François Remily gibt sich in einem Eheeintrag vom 2. Januar 1717 zu erkennen: Wohl um sich und ihre Werkstatt zu versorgen, schloß „Catharina rümlerin Francisci Johann civis Gengenb: (Steinmetz) relicta vidua“ mit dem Maurer und Steinhauer „Michael Naterer ex bregenzer Waldt, Leonardi Naterer relictus filius legit:“ eine zweite Ehe<sup>77</sup>. Als Zeugen unterschrieben Philipp Winterhalder und der kunstgeschichtlich ebenfalls bedeutsame Johannes Johann. Möglicherweise steckt hinter Michael Natterer der Vorarlberger Bauhandwerker Michael Natter III<sup>78</sup>; er führte

73 Alfred Lederle, Fürstenbergische Beamte aus Ortenauer Geschlechtern, 5. Geppert, II und III Nachfahrenstafeln des Stättmeisters Johann Georg Göppert, Die Ortenau 33 (1953), S. 59, 60 und 62

74 Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1700—1703, Bl. 104, Rückf.

75 Kath. Pfarramt Gengenbach, Ehebuch 1704—1732, o. S.

76 Kath. Pfarramt Gengenbach, Ehebuch 1704—1726, o. S. — Niklaus Seyler war von Beruf Schreiner. 1740 mußte er die Kanzel der St.-Martins-Kirche in Gengenbach ändern und neu anstreichen.

77 Wie Anm. 75

78 Lieb-Dieth, Die Vorarlberger Barockbaumeister, Verlag Schnell & Steiner, München, 2. Aufl., 1967, S. 101

für Stadt<sup>79</sup> und Abtei<sup>80</sup> Maurer- und Gipserarbeiten aus und starb am 17. September 1734<sup>81</sup>. Wegen des lückenhaften Ehebuchbestandes war zur ersten Ehe der Catharina Rümelin mit dem Steinmetzen Franz Johann kein Eintrag mehr festzustellen. Aus demselben Grund nicht genau zu bestimmen ist auch der verwandschaftliche Zusammenhang mit „Joannis Schneider civis Gengenb.“, dessen Witwe Maria Theresia Beckhin am 21. Juli 1719 mit Joh. Georg Künstlin eine zweite Ehe einging (Trauzeugen Philipp Winterhalder)<sup>82</sup>. Sicher eingeordnet werden kann dagegen jener „Hans Jacob Schneider der Sattler, der Ein attestation Von dem gottshauß fischingen Vorgewisen, Vermög deßen Er von Ehrlichen Eltern gebohren, Und das Sattler Handtwerkh Zu Vey in der Schweiz gelehrt“ und am 9. August 1720 für sich und seine Familie um bürgerliche Aufnahme in Gengenbach anhielt<sup>83</sup>. Denn „auf Bittliches ansuchen H: philipp Winterhalder des rathß et Bildthawers dahier, wie auch Mr. H Jacob Schneiders des Sattlers alß Bruedern R. P. Prioris Joachimj, Ihnen doch den Gottsh: aigenthumblichen Haußplatz, 49 schuhe lang et 37. braitt, Bey Mathiß Böhler dem schreiner et Joseph Haitzmanns Hauß gelegen, umb einen Ehrlichen preiß Käuflich zu yberlassen“, beschloß die Abtei am 27. Juli 1723 den Verkauf des Bauplatzes um 425 fl.<sup>84</sup>. In einem Tagebucheintrag vom 29. Juli 1723 spricht Pater Joachim Schneider ebenfalls von einem Platzverkauf an „Fрати meo Joanni Jacobo Schneider Civi et Ehippiario et Dno Cognato Consuli Philippo Winterhalder Sculptori huiates“<sup>85</sup>. Daß beide einen Hausneubau planten, beweist der Antrag vom 22. Oktober 1723 an die Stadt, Ihnen „Bawholtz alß 400 Stuckh Dänne und 20: stuck Eychen Holtz“ zu überlassen, worauf die Behörde allerdings wenig gnädig antwortete: „Weillen Sie den platz dem Gottshauß Zimblich hoch, als Umb 425 fl abgekauft, Und bezalt haben, mithin selbiges in seinen Wäldern mehrer, Und besser Bawholtz Hatt, sowohl ahn Eychen, alß Dannen, alß möchten Sie sich daselbsten auch ahnmelden, was yberige gleichwohl auß denen Statt Wäldern Ihnen ZuKommen solle.“<sup>86</sup> — Zwei Töchter Philipp Winterhalders verheirateten sich noch zu Lebzeiten ihres Vaters: Maria Symphorosa am 19. August 1724 mit Bäckermeister „Joan: Fridericus Kaim hon: Matthaei Kaim p:m: Vor Leuth-Kirch“<sup>87</sup> und Maria Barbara am 5. Oktober 1726 mit dem verwitweten Bäckermeister Andreas Geltreich aus

79 GLA 61/5735, S. 47, und 61/5736, S. 49: 1726 Verlegung eines Plattenbodens und 1731 Reparatur der vergipsten Bühne in der Pfarrkirche.

80 J. L. Wohleb, Die Abtei Gengenbach vor und nach dem Brand 1689 — Zschr. f. Gesch. d. Oberrheins 102/1954, S. 713/14: 1727 Gipserarbeiten im Prioratstrakt

81 Kath. Pfarramt Gengenbach, Totenbuch 1726—1745, S. 185

82 Ebd., Ehebuch 1704—1726, o. S.

83 Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1720—1726, S. 42

84 GLA Karlsruhe, Abt. 61/5734 Kanzleiprotokolle der Abtei Gengenbach 1715—1723, S. 211 und 214

85 Wie Anm. 65, Tagebuch f. 8

86 Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1720—1726, S. 296

87 Kath. Pfarramt Gengenbach, Ehebuch 1704—1732, o. S.

Oberkirch<sup>88</sup>, der sich vorher (8. Februar 1726) mit der Mutter des J. F. Kaim verehelicht hatte. Aus der ersten Verbindung ging Johann Konrad Valentin Keim, der später zu hohen militärischen Ehren aufsteigende Enkel Philipp Winterhalders, hervor<sup>89</sup>.

„Ordinari Rath — Freytag d 5t Julij 1720 — Weilen mann aus seinen Ursachen Vor nöthig erachtet EE: Rath mit newen Subjectes Zue Vermehren, als seind per unanimia, Jenige beede Welche Von Einem Jungen Rath Einmüthig Vorgesprochen, EE: Rath aggregiret worden als Hans Michel Hosell und Philipp Winterhalder, So gleich dahin Berueffen Und den Jungen Raths Herren Ayd abgeschwohren Haben.“<sup>90</sup> So gewann unser Bildhauer als Rathsherr seiner Stadt eine herausgehobene Stellung, ein Zeichen, wie geschätzt er unter den Mitbürgern gewesen ist. „Man wollte ihn einmal sogar zum Stättmeister machen, doch er lehnte dies mit Rücksicht auf seine „Profession“ ab“<sup>91</sup>. Am 13. Januar 1727, dem Schwörtag, gab Philipp Winterhalder bei der Zuweisung der jährlich wechselnden Dienste der Ratsherren das Amt des Feuerschauers ab und übernahm die Aufgaben des „Brotschawers, Undergängers und Anschlägers“<sup>92</sup>. Ein kleiner Streit um „den dritten antheyl an der sogenannten Bohlach“, den Philipp Winterhalder am 1. März 1726 ersteigert hatte, indem er die Kaufsumme seines Konkurrenten Hans Georg Vetter um einen Louisdor überbot, beleuchtet schlaglichtartig die guten wirtschaftlichen Verhältnisse des Bildhauers<sup>93</sup>. Daß er auch außerhalb des Städtchens Vertrauen genoß, läßt sich an der Stiftung eines Kelches für die Pfarrkirche durch „Barbara Speckherin Mathis Bentzen seel: aus dem pfaffenbach“ ablesen. Denn unser Meister ließ dazu protokollieren: „Seind den 1t aug: h: a: (1727) Von H: Winterhalder allhero angestossen worden, anbey Meldend, das Wann der Kelch nit so Vil kosten solte, der legat: austruckentlicher will gewesen seye, den Überrest zu H: Messen Vor sie zue applicieren.“<sup>94</sup>

Wenige Monate später holte der Tod den über sechzigjährigen Bildhauer selber in die Ewigkeit. Sein Sterbeeintrag lautet: „Hodie 18 Decemb 1727 Mortuus est Dnus Jacobus Philippus WinterHalder Senator et Statuarius

88 Wie Anm. 87, o. S.

89 August Glatz, Die freie Reichsstadt und ihre Bürger — Keim; „Gengenbach — Vergangenheit und Gegenwart“, Jan Thorbecke Verlag, Konstanz 1960, S. 128

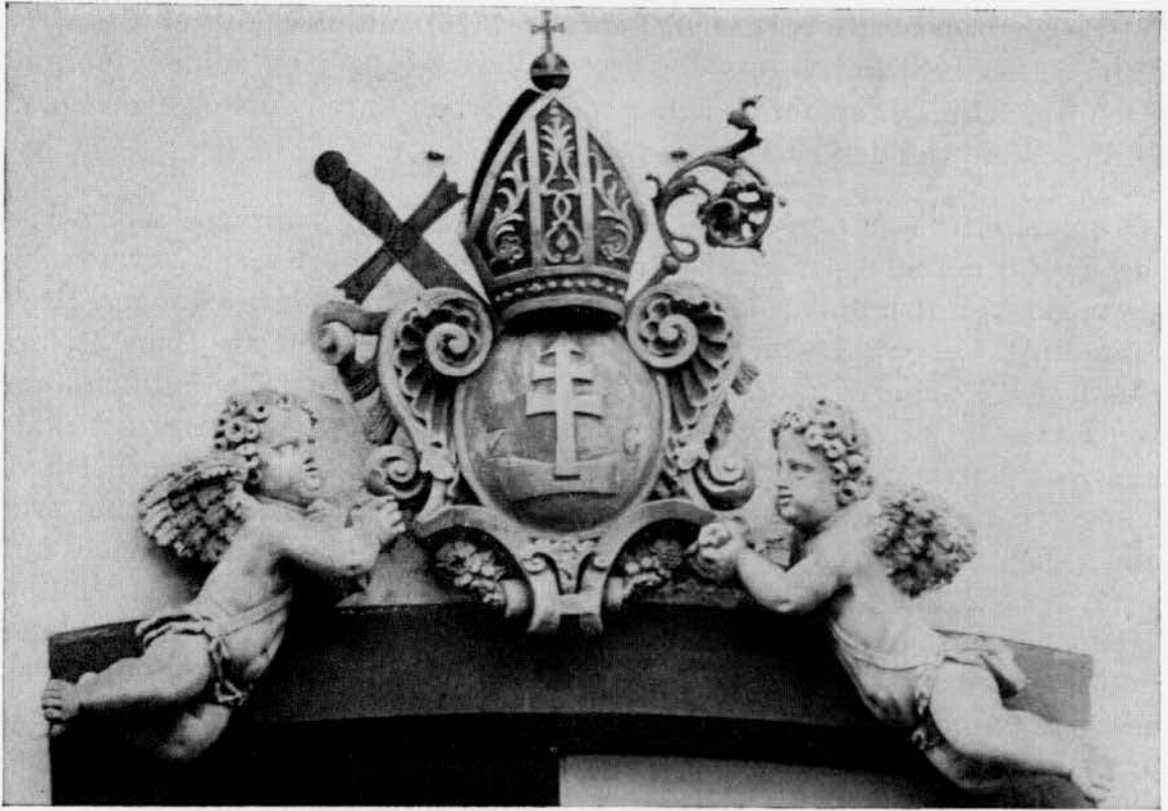
90 Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1720—1726, S. 32

91 Augustin Kast, Gengenbach in den Jahren 1715—1750 — Im Stadtarchiv Gengenbach, Buch Nr. 116/16 St. G., Band II Heimatgesch. Auszüge, S. 307

92 Wie Anm. 89, Kap. Die städtischen Dienste, S. 114: Feuerschauer = Kontrolle der Kamine und Feuerstätten. Brotschauer = Aufsicht über Bäcker; Kontrolle der Brotqualität. Untergänger = Feststellung von Schäden; Entgegennahme von Beschwerden; Schlichtung von Streitigkeiten. Anschläger = Schätzer.

93 Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1720—1726, S. 519

94 Stadtarchiv Gengenbach, St.-Martin-Schaffneirechnungen 1710—1730, Heft 1727, Einnahm Geldt — Legaten. — Der Kelch wurde am 21. 2. 1728 durch den Straßburger Goldschmied Andreas Altenburger geliefert.



Wappen des Abtes Augustin Müller über dem Gengenbacher Klosterportal  
Photo: Manfred Hermann, Neufra

huius urbis relictæ Viduæ Dnæ Catharinae Schneiderin, Sacramentis Eucharistiae et extremæ unctionis Munitus et a me infra Scripto parocho Sepultus in Cemeterio ordinario praesentibus Testibus Friderico Kaim et andreae Geldreich pistoribus et hic Commorantibus Civibus qui una mecum Subscripserunt Friderich Keimb / Andreas geltrich / P. Leopoldus parochus Loci“.<sup>95</sup>

#### *Datierte Werke*

Für die Zeit von 1700 an unterrichten uns die schriftlichen Quellen wesentlich besser als davor über das künstlerische Schaffen Philipp Winterhalders. Geordnet nach zeitlicher Reihenfolge, möchte ich über die teils erhaltenen, teils archivalisch gesicherten, teils verlorenen Arbeiten berichten.

Gleichsam auf die bevorzugte Beschäftigung als Klosterbildhauer weist die Wappendekoration über dem balkongeschmückten Hauptportal des Westflügels der ehem. Gengenbacher Benediktinerabtei hin. Was Philipp

<sup>95</sup> Kath. Pfarramt Gengenbach, Sterbebuch 1726—1745, S. 50: „Heute, am 18. Dezember 1727, ist Herr Jakob Philipp Winterhalder, Ratsherr und Bildhauer dieser Stadt, der zurückgelassenen Witwe Frau Catharina Schneiderin gestorben . . .“ Als Zeugen der Beerdigung unterschrieben seine beiden Schwieger-söhne, die Bäckermeister Friedrich Kaim und Andreas Geldreich.



Winterhalder dort ausführte, ist jedoch nicht das Gengenbacher Klosterwappen<sup>96</sup> gewesen, sondern das persönliche Wappen des Abtes Augustin Müller (1696—1726), kenntlich an dem Doppelkreuz<sup>97</sup> und der Signatur „AAZG“ (Augustinus Abt zu Gengenbach). Es entsprach dem Brauch jener Zeit, daß der Abt, der die Klostergebäude nach dem Franzosenbrand in der Zeit von 1695 bis 1700 durch den berühmten Vorarlberger Baumeister Franz Beer von Bleichten<sup>98</sup> neu errichten ließ, dem Werk sein Wappen zur Erinnerung beifügte. An dem von kräftiger Volutenrahmung eingefassten Wappenschmuck fallen zwei typische Stileigenheiten Philipp Winterhalders auf, nämlich die in Rollenlößchen gehaltene Haarbehandlung der beiden Putten und die Blütendekoration am Schildfuß.

Zeitlich sehr nahe liegt die aus Sandstein gehauene Muttergottesfigur, die über dem Windfang der ehem. Abteikirche in einer romanischen Nische thront. Im Wolkensockel sich drängende Engelsköpfchen fallen durch die gleiche drastische Aufmachung ihrer gerollten Haarlocken und der Flügelchen auf. Leider ist das über einer Erdkugel auf dem Schoß Mariens sitzende Jesuskind am linken Arm und im Gesicht beschädigt; die sitzende Gottesmutter verlor stark an Wirkung durch eine plumpe Reparatur, die an ihrem Hals vorgenommen worden ist. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in dieser Steinskulptur die von J. L. Wohleb<sup>99</sup> für das Jahr 1701 genannte Marienstatue erblicken.

Wie sehr sich Pater Joachim Schneider um die Beschäftigung der Winterhalder-Werkstatt und damit um das Wohl der Familie kümmerte, geht erstmals aus einem Ratsprotokolleintrag vom 9. November 1703 hervor: „Herr Stettmeister referirt daß H. P. Pfarrherr verlange, daß ein Crucifix in daß Cappelelin Vorm Kintzig Thor möge Verschafft werden. Beschluß. Soll ein abriß aufgesetzt werden nach proportion deß Cappelelins, wirt sich als dan ergeben, waß darmit Zu thun.“<sup>100</sup> Bald danach wurde der Pater als Pfarrer nach Ichenheim versetzt. Die kleine Straßenkapelle an der Kinzigbrücke steht heute noch, trägt die Jahreszahl 1703 zur Schau und dürfte eine Arbeit der Stadtwerkmeister Johann gewesen sein. Aus den verwandtschaftlichen und zunftrechtlichen Zusammenhängen heraus kam als Meister für das beantragte Kruzifix, das wohl um 1900 verloren ging<sup>101</sup>, nur Philipp Winterhalder in Betracht.

<sup>96</sup> Hermann Brommer, Das Wappen der ehem. Benediktinerabtei Gengenbach, Gengenbacher Blätter 2/1970, S. 22

<sup>97</sup> GLA Karlsruhe 65/228, fol. 11 Rückseite

<sup>98</sup> Wie Anm. 78, S. 25 und 73

<sup>99</sup> Gengenbach — Ein Führer durch die ehem. Freie Reichsstadt von O. E. Sutter und J. L. Wohleb — Verlag Schnell & Steiner, München — Große Kunstführer, Band 8, 1. Aufl., 1951, S. 24

<sup>100</sup> Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1703—1704, Bl. 66

<sup>101</sup> Kleine Inschrifttafel in der Brückenkapelle vor dem Gengenbacher Kinzigtor: „Diese Brückenkapelle wurde bei dem Umbau der Brücke im Jahre 1900 abgerissen und im Jahre 1911 durch die edle Stiftung der Jungfrau Karoline Bauer von Bermersbach, Amt Gengenbach, wieder aufgebaut. Die Bauleitung führte A. Würth. Das Kreuz fertigte Peter Valentin, Offenburg.“



Das von der Zerstörung bedrohte Grabmal des Zeller Schultheißen Baron Johannes von Meyershofen zu Grebern († 1706) in der Ecke des Kirchhofs von Zell a. H.  
Photo: Manfred Hermann, Neufra

Obwohl immer wieder die Meinung vertreten wird, das aus dem Jahre 1704 stammende Steinkruzifix an der Straßenmauer vor der Gengenbacher St. Martinskirche sei eine Winterhalder-Arbeit, kann ich einer solchen Zuschreibung aus stilistischen Gründen nicht zustimmen. Lediglich die Blütengehänge auf dem Kreuzsockel nähern sich etwas an vergleichbare Dekorationselemente unseres Bildhauers an. Nach den Rechnungen des St. Martinsfondes erhielt am 5. Mai 1704 Steinmetz Franz Johann „wegen des steinernen Creutzes bey der Pfarrkirch zu machen 18 fl“ ausbezahlt<sup>102</sup>. Daß die verwandtschaftliche Verbindung Franz Johanns zu Philipp Winterhalder auch zu einer Beeinflussung seiner Arbeitsweise im Dekorativen geführt haben dürfte, scheint dieses Kruzifix vor dem Gengenbacher Friedhof aufzeigen zu wollen.

---

102 Wie Anm. 55

Einer freundlichen Mitteilung von Pfarrer i. R. Fritz Schleicher verdanke ich die Kenntnis einer wichtigen, jedoch heute verlorenen Arbeit für die Pfarrkirche Oberweier, Gemeinde Friesenheim. Dort berichtet die alte Pfarrchronik: „Anno 1704 hab ich den Choraltar durch H: Philipp Winterhalder Burger und Bildhauer zu Gengen Bach, zu gleich auch daß Blat Vom Mahler daselbst machen lassen, Jtem Vom schreiner zue Oberschopfen Caspar geiger den Altar einfassen, hat in allem gekosten 66 fl.“<sup>103</sup> Der Kaufsumme nach zu schließen, kann es sich nur um ein kleines Altarwerk gehandelt haben. Hinter dem „Mahler daselbst“, der das Altarbild beisteuerte, dürfte sich der Gengenbacher Meister Herrenbeckh verbergen, auf den ich später noch zu sprechen kommen muß.

„Vom Landstreicher zum Reichsbaron“ stieg während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der aus Lommiß im Thurgau stammende Johann Meyershofen auf. In der Gengenbacher Klosterschule ausgebildet, als Kanzlei- und Stadtschreiber in Gengenbach und Zell a. H. tätig, arbeitete er zielstrebig und ohne Rücksicht auf die Interessen des Gengenbacher Klosters an seiner Karriere. Nachdem ihm Kaiser Leopold I. 1695 den Briefadel verlieh, erwarb er 1696 die Grundherrschaft Grebern vor den Toren der Stadt Zell a. H. Abt Augustin Müller sah 1699 zu, wie dem Emporkömmling das Reichsschultheißenamt von Zell übertragen wurde. Als frühverbraucher Sechziger starb Johannes von Meyershofen zu Grebern am 25. Juni 1706. „Der letzte Liebesdienst der Zeller war das ehrenvolle Begräbnis auf Kosten der Stadt. Seine Größe war auch die Größe und der Glanz seiner zweiten Heimat geworden. Er ruht auf dem alten Friedhof (bei der Stadtkirche) in der Ecke gegen das Pfarrhaus neben seiner ersten Frau Elisabeth; der Gedenkstein in reichen barocken Formen ist ein letzter Schimmer seiner glanzvollen Lebensbahn.“<sup>104</sup>. An diese Zusammenhänge zu erinnern, zwingt mich das Meyershofen-Grabmal, das sich heute in einer bedauerlichen Verfassung dem Betrachter darbietet. Ein Glück, daß Franz Disch in seiner Zeller Stadtchronik 1937 noch das unversehrte Meyershofen-Epitaph beschreiben und abbilden konnte<sup>105</sup>. Inzwischen ist der Stein stark in Verfall geraten. Aber selbst die zerbröckelnde Glorie läßt noch teilweise erkennen, welch eindrucksvolles Denkmal Philipp Winterhalder dem emporgestiegenen Landsmann seiner zweiten Frau gesetzt hat. Aufwendige Prachtentfaltung, Blütendekoration, die Amoretten mit den gerollten Löckchen und weich gedrehten Lendentüchern, das voluminöse Laubwerk um das Wappen des Verstorbenen, ja, alle Details verraten unbezweifelbar die Hand des Gengenbacher Bildhauers, der über Pater Joachim Schneider auch sonst Geschäftsbeziehun-

103 Kath. Pfarramt Oberweier bei Lahr, Alte Copien zur Geschichte der Pfarrei Oberweier vom Jahr 1684 an.

104 Karlleopold Hitzfeld, Vom Landstreicher zum Reichsbaron — Der ungewöhnliche Aufstieg eines Mannes — Die Ortenau 46 (1966), S. 129—138

105 Franz Disch, Chronik der Stadt Zell a. H., Kap. Der Friedhof, S. 228 Beschreibung, S. 229 Abbildung



Der hl. Augustinus vom Choraltar der Pfarrkirche Sasbachwalden.

Photo: Manfred Hermann, Neufra

gen nach Zell a. H. unterhielt. Um wenigstens den Rest des schönsten Winterhalder-Werkes in Stein für die Nachwelt zu erhalten, wäre es eine dringende Aufgabe aller verantwortlichen Stellen, dem weiteren Zerfall des Meyershofen-Grabmales zu begegnen.

Beim Gengenbacher „Schwedenbrunnen“ brachte Augustin Kast den Philipp Winterhalder wiederum in eine enge Beziehung zur Werkstatt der Steinmetzen und Stadtwerkmeister Johann. Dem 1580 von Steinhauer Hans Meyer aus Lahr<sup>106</sup> geschaffenen Stadtbrunnen sei 1582 die im Volksmund fälschlich „Schwed“ genannte Ritterfigur<sup>107</sup> hinzugefügt worden,

<sup>106</sup> In jenen Jahren auch am Niggelturm Gengenbachs beschäftigt.

<sup>107</sup> Möglicherweise eine Arbeit des Gengenbacher Bildhauers Friedrich Stocker, dem die schönen Renaissance-Arbeiten jener Zeit an den beiden Kirchen Gengenbachs zu verdanken seien. (A. Kast, wie Anm. 108, S. 730)



von Kast als Kaiser Maximilian gedeutet, der 1504 Gengenbach die Selbständigkeit zurückgegeben habe. Aber „erst im Jahre 1708 verliehen dann Winterhalder und Samuel Johann dem Brunnen die heutige Gestalt; aus dieser Zeit stammt noch der Brunnenstock“<sup>108</sup>. Weil die Steinhauerarbeiten an der Kinzigkapelle und am Brunnenstock „sichtlich aus der gleichen Werkstatt“ hervorgegangen seien, meinte Kast auf Winterhalder schließen zu sollen<sup>109</sup>. Eine Auffassung, die ich aus stilistischen Gründen nicht teilen kann. Den Brunnenstock werden wir wohl genauso wie das Friedhofskreuz von 1704 allein der Johann-Werkstatt zuschreiben müssen. Für die Neuanfertigung der klassizistischen Brunnenschale verpflichtete die Stadt Gengenbach im Jahr 1795 den Steinhauer Michael Schmidt<sup>110</sup>.

Nur auf eine kleine Arbeit bezieht sich der Eintrag des Jahres 1709, daß „dem Bildhauer für ein Totenkreuz 5 fl“ ausbezahlt worden seien<sup>111</sup>. Es besteht kein Grund, solche Nachrichten einfach zu übergehen, weil sich die Bildhauer eben oft mit Kleinarbeiten beschäftigt haben. Geschnitzte Bilder- oder Spiegelrahmen, Möbeldekorationen, Kruzifixe und Heiligenfiguren für den Hausgebrauch (Herrgottswinkel) herzustellen, bot zwischen Großaufträgen Gelegenheit, die Mitarbeiter der Werkstatt weiterzubeschäftigen und das tägliche Brot zu verdienen.

Dem ersten Altarwerk Philipp Winterhalders, das in der Ortenau erhalten blieb, begegnen wir im Hochaltar der Pfarrei Sasbachwalden. 1842 aus der abgebrochenen Wallfahrtskapelle auf dem Hochfeld bei Sasbach entfernt, fand der üppig dekorierte Hochaltar 1844 im Chor der Sasbachwaldener Kirche einen neuen Standort<sup>112</sup>. Seine Entstehung hatte er den Bemühungen zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu verdanken, die zu einem Aufschwung der Dreifaltigkeitswallfahrt auf dem Hochfeld führten: Bau eines steinernen Chorraumes der Kapelle, Anstellung des Sasbacher Kaplans als Wallfahrtspfarrer, Errichtung eines Bruderhauses mit Pilgergaststätte. Zumal die Seelsorger Sasbachs bis zur Säkularisation Benediktiner aus der Abtei Schuttern gewesen sind, schloß am 4. Juli 1709 neben „Ertz Priester, Camerario et Definitore deß rural Capitul Ottersweyer als mit H. Pfarrh. zu Saspach Verordneten Inspectoren dießer wahlfarth“ auch „Ihro hochw. Gnaden H. Praelaten Zu Schuttern als Collatore Parochialis Ecclesiae in Welchen limitibus die wallfahrt gelegen“ mit „H. Phi-

108 Augustin Kast, Gengenbach am Ende des 16. Jahrhunderts — Stadtarchiv Gengenbach, Heimatgesch. Literaturslg., Buch Nr. 141 — Kast-Manuskripte, Band IV, S. 733—735

109 Augustin Kast, Gengenbach zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges 1701—1715, Stadtarchiv Gengenbach, Heimatgesch. Literaturslg., Buch 116, Band I, S. 232/233

110 Augustin Kast, Gengenbach in den Jahren 1791—1805 — Stadtarchiv Gengenbach, Heimatgesch. Literatursammlung, Buch 116/16 St. G., Band II, S. 471

111 A. Kast, wie Anm. 55, S. 662

112 Eugen Beck, Die Verlegung der Wallfahrt zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit vom Hochfeld bei Sasbach nach Sasbachwalden — Die Ortenau 39/1959, S. 94/95

lipp Winterhalder Burger und Bildhauer in Gengenbach folgenden Verding Und Contract“: „Erstlich soll Er Philipp Von guten durren holtz einen Altar Verfertigen nach dem Modell, Bilder und postur Wie Er ausgewießen Undt abgeredt worden, Und zwar Biß auf daß festen der H. Dreyfaltig Keit Kunftigen 1710ten Jahr daß nothwendigste Zum Zierath auffrichten, Zweitens solle Er Zu Zweyen Beichtstühl /: welche man vom schreiner machen lassen wirte nach seinem ahngegebenen modell:/ die außwendige Bild hauer arbeith Und zierath Verfertigen nach der Manier wie Zu schuttern in der Kirchen wuerklich Verfertigt seindt, Entgegen drittens solle Er Kein Unkosten haben, die Verfertigte Arbeith Von Gengenbach herunder Zu lieffern, sondern man wirdt mit nohtwendigen fuhren abhohlen; Für solche arbeiten Ihme Versprochen worden Zu bezahlen fünfhundert gulden in Landlaufig gangbahren gelt...“<sup>113</sup> Der Hinweis, daß zwei Beichtstühle nach dem Vorbild derer von Schuttern bestellt würden, verdeutlicht, auf welchem Weg Philipp Winterhalder zu dem Auftrag für Sasbach gekommen ist. Die engen Kontakte der ortenauischen Benediktinerklöster untereinander dürften Abt Placidus II. Hinderer veranlaßt haben, Philipp Winterhalder zur Ausführung von Aufträgen heranzuziehen. Andere Arbeiten unseres Bildhauers für die Abtei Schuttern und für den in Sasbach mitverantwortlichen Erzpriester Anastasius Schlecht von Renchen sind im weiteren Verlauf noch zu besprechen. Neun Quittungen, aus der Zeit vom 4. Dezember 1709 bis 17. September 1711 datierend, bestätigen den laufenden Eingang der Ratenzahlungen, die Philipp Winterhalder meist in Gengenbach entgegennahm. 1710 quittierte er jedoch zweimal in Oberkirch, wo er sich zu einer Arbeit aufgehalten haben dürfte. Das Geld übergab der Renchener Erzpriester A. Schlecht. Einmal fungierte der Oberkircher Mesner Johann Ulrich Haffner als Bote, einmal kam das Geld „von H. Cammerer zu Ulm Von Hodap“, einmal war „Pr. Joachim Schneider pfarrh: Zu Gengenbach Unt Definitor Capituli offenb.“ der Mittelsmann. Vertragsmäßig richtete Philipp Winterhalder den Altar 1710 auf, die Arbeiten konnten jedoch erst 1711 vollendet werden, wie aus den Auszahlungen der Kapellenrechnung für Fuhrleute und Bildhauer (mit Gesellen) zu ersehen ist<sup>114</sup>. In der für Winterhalder typischen Manier baut sich der Sasbachwaldener Hochaltar mit jeweils zwei glattgedrehten und einer gewundenen, laubwerkgeschmückten, in Dreieckstellung gekoppelten Säulen auf, die auf kräftigen Gebälkstücken einen torbogenartigen Abschluß tragen, ein Rahmen, der sich im oberen Auszug wiederholt und beziehungsweise die Bildnisse umschließt. Als

113 GLA Karlsruhe, 229/91754 — Sasbach bei Achern, Pfarrey-Sachen, und zwar Repertorium Speciale über die Acta Den Ursprung, Erweiterung, und Wachs Thum der Capelle, und dermaligen Wahlfarth zu Heiligen Dreyfaltigkeit nächst Saspach Samt erloffnen Bau-Kösten Von Anno 1696 bis 1760, Bl. Nr. 15

114 GLA Karlsruhe, 229/91755 — Rechnung der Dreifaltigkeitskapelle, Heft 1709—1711, Ausgaben 1710 und Ao 1711

Hauptbild schnitzte Philipp Winterhalder die Krönung Mariens durch die Dreifaltigkeit und stellte in das Oberbild das heilige Paar mit dem Jesusknaben, eine Darstellung des „Wandels“, die stark an Dambach-la-Ville erinnert. Auf zwei pfortenartigen Durchlässen neben dem Altar postierte er die Statuen von zwei Bischöfen, von denen sich einer mit seinem brennenden Herz als heiliger Augustinus ausweist. Sehr statisch wirken auch die beiden Benediktinerheiligen, die den oberen Bereich des Altares flankieren, während sich der Erzengel Michael als herbeieilender Seelenwäger recht bewegt gibt. Bereits an diesen Statuen prägen sich die eigentümlichen, scharfgratig und dicht, oft in schlingernder Bewegung gezogenen Gewandfalten aus, die für die Arbeitsweise des Gengenbacher Meisters und seiner Schüler typisch wurden. Im übrigen können alle Dekorationskünste nicht verdecken, daß Philipp Winterhalder seinen Altar in architektonisch strenger, verfestigt wirkender Form gebaut hat.

Zwischen den Unterlagen des Generallandesarchivs über den Sasbacher Altar steckt eine Quittung, die uns Kunde von einem anderen, zur selben Zeit entstandenen Winterhalder-Werk gibt: „Daß Ich Unterschribener Von Ihro Hochwürden H. Ertz Priester Von Renchen wegen Eines Altars So ich nacher Unshurst in die Pfarrkirch gemacht Hab, mit allem Dankh Bezahlt worden Bin, welches antrifft Sibenzig Gulden für welches ich am Besten Quitiere. so geben Zu Gengenbach de 26 July 1710 Philipp winderhalder BildHawer Von Gengenbach“<sup>115</sup>. Anastasius Schlecht, der Erzpriester des Landkapitels Ottersweier, hatte demnach auch für die 1707 neu gebaute Pfarrkirche von Unzhurst<sup>116</sup> einen kleinen Altar bei Winterhalder bestellt. Davon findet sich heute in der 1842 entstandenen Pfarrkirche des Dorfes allerdings keine Spur mehr. Nur die am hinteren Seiteneingang aufgestellte „Beweinung Christi“ ist als ausdrucksvolle, in allem charakteristische Winterhalder-Arbeit (Rest des Altares?) in den entdeckten Zusammenhang einzuordnen. Beziehungen nach Sasbach waren dadurch vorhanden, daß Unzhurst, weil ursprünglich zum Sasbacher Kirchspiel gehörig, genuß- und teilberechtigt am Sasbacher Kirchspielsgut gewesen ist<sup>117</sup>. Außerdem gehörte das nur durch den Dorfbach von Unzhurst getrennte Oberwasser bis 1761 zum Seelsorgebereich des Sasbacher Pfarrers.

Nicht ganz so aufwendig wie das Zeller Meyershofen-Grabmal, aber mit Band- und ausbauchendem Laubwerk, Blumen, Familienwappen und Inschriftspiegel dekorativ gefällig gestaltet, präsentiert sich auf dem Fried-

---

115 Wie Anm. 113, Quittung Nr. 19

116 Joseph Sauer, Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden, Teil 3 — Freiburger Diözesan-Archiv 1930/31, S. 73

117 E. Spitz, Heimatkunde für den Amtsbezirk Bühl, Konkordia, Bühl 1926, S. 232



hof Gengenbach in einer kleinen Kapelle oberhalb der Martinskirche der Grabstein des 1704 verstorbenen Reichsschultheißen Johann Bender und seiner 1715 dahingegangenen Frau Anna Maria Hillerin<sup>118</sup>. Die um oder nach 1715 entstandene Bildhauerarbeit muß nach allen stilistischen Eigenheiten in das Werk Philipp Winterhalders eingeordnet werden. Abt Blasius III. Bender von St. Blasien (1720—1727) und Joachim Bender, zwei Söhne des Ehepaares, ließen das noch gut erhaltene Epitaph errichten.

Als im Jahre 1896 die ehemalige Abteikirche Gengenbachs entbarockisiert wurde, fiel dem rigorosen Unternehmen<sup>119</sup> auch die 1715 geschaffene Kanzel zum Opfer. Klosterchronist P. Augustin Dornblüth hielt — nicht ohne einen boshaften Nachsatz anzufügen — über die Entstehung des Ausstattungsstückes fest: „Cantzel. Hoc ipso anno (1715) P. Joachimus Schneider Parochus in Zell per affinem Suum Sculptorem huiatem Cathedram nostrae Ecclesiae fieri curavit.“<sup>120</sup> Pater Joachim, damals Pfarrer in Zell a. H., habe dafür gesorgt, daß sein verschwägerter Bildhauer die Kanzel der Klosterkirche schaffen durfte. Ob Klosterschreiner den Aufbau herstellten und Philipp Winterhalder nur die Schnitzereien und die Heiligenbüsten (am Kanzelkorb) hinzulieferte, ist wegen fehlender Rechnungen und auf Grund des erhaltenen photographischen Bildes der alten Kanzel<sup>121</sup> heute nicht mehr zu entscheiden. Max Wingenroth schätzte 1908 die Kanzel als „wirkungsvolles Schnitzwerk“ ein und bedauerte ihren Abbruch<sup>122</sup>. Wie aus Unterlagen des Gengenbacher Pfarrarchivs hervorgeht, wurden Choraltar und Kanzel nach der Ausräumung der ehemaligen Abteikirche nicht vernichtet, sondern gingen auf Vermittlung des Lörracher Stadtpfarrers Sester in den Besitz der neu erbauten Diasporakirche von Brombach im Wiesental über<sup>123</sup>. Dort habe man die Kanzel vor etwa zehn Jahren anlässlich einer Innenrenovation aus der Kirche entfernt; ein Rückkauf sei nicht mehr möglich gewesen<sup>124</sup>.

Dem Wohlwollen Pater Joachim Schneiders verdankte Philipp Winterhalder im Jahr 1715 noch einen anderen wichtigen Auftrag; er mußte für die Wallfahrtskirche „Maria zu den Ketten“ in Zell a. H. einen neuen

---

118 Max Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, 1908, S. 421 — Pfarrarchiv Gengenbach, Totenbuch 1704—1726, o. S.

119 Joseph Schlippe, Die Abteikirche zu Gengenbach und ihre Wiederherstellung um die letzte Jahrhundertwende — Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Freiburg, 1962, Jahrgang 5, Heft 1, S. 7—14

120 GLA, wie Anm. 70, S. 596

121 Gengenbach — Ehemalige Freie Reichsstadt — von Berthold Schaaf — Große Kunstführer, Band 8, Neuaufgabe — Verlag Schnell & Steiner, München 1971, S. 24 (Wurde das Bild retuschiert?)

122 Wie Anm. 118, S. 395

123 Michael Burger, Einiges über Leben und Wirken des am 11. April 1911 verstorbenen Geistlichen Rates Theodor Burger, Stadtpfarrer in Gengenbach, S. 62/65 — Kath. Pfarramt Gengenbach. Freundliche Mitteilung von Herrn Franz Engesser †, Gengenbach.

124 Mitteilung des Stadtarchivs Gengenbach (Franz Engesser, 1967)





Der Hochaltar der Wallfahrtskirche zu Zell a. H. (1715).  
Photo: Manfred Hermann, Neufra

Hochaltar bauen: „Hoc ipso anno Supra (1715) memoratus P. Joachimus Schneider Parochus in Zell per praefatum jam affinem Suum Sculptorem huiatem Summum Altare Sacelli B: Virginis Thaumaturgae prope Zell confieri curavit“<sup>125</sup>. Am 21. September jenes Jahres wurde das Gnadenbild in Anwesenheit des Gengenbacher Abtes und Konventes auf den neuen Altar übertragen<sup>126</sup>; die Winterhalder-Werkstatt, zu der Hans Jakob Braun als Geselle sowie die Lehrlinge Anton Ketterer (I) und Franz Leonhard Fivell gehörten, hatte ihren Auftrag ausgeführt. Mit dem über einem strengen, kastenförmigen Tisch errichteten, durch doppelte gewundene Säulen, üppige Dekoration und seitlich angesetzte Durchgänge ge-

125 Wie Anm. 70, S. 599

126 Wie Anm. 118, S. 545

stalteten Altarwerk wiederholte Philipp Winterhalder im Grunde sein schon in Sasbach angewendetes Schema. Das band- und blütengeschmückte Antependium ist mit den entsprechenden Stücken in Ebersmünster und Gengenbach, St. Martin, zu vergleichen. Um dem Altar den gewünschten Glanz zu verleihen, verpflichtete Pater Joachim Schneider am 6. August 1715 „H. Andreas Maulbertsch, Burgeren und Mahleren Von Oberndorf“<sup>127</sup> als Faßmaler und Vergolder, der „daß Innere Corpus sambt allen darin gehörigen Bildtern, den Tabernacul, Zierathen undt Laubwerkh auf das säuberste Zu blaniren Undt mit guthem feinen goldt zu fassen“ versprach<sup>128</sup>. Besonders herauszuheben hatte er „gott den Vatter“ (eine Darstellung, die heute fehlt und die man sich über dem tiefer angesetzten Muttergottesbild schwebend vorzustellen hat), die Engel, die Muscheln, das Postament und die Nebenflügel. Eine genaue Betrachtung des Hochaltars vermittelt die Erkenntnis, daß immer wieder an dem Winterhalder-Werk herumgebastelt worden ist, so daß der heutige Zustand nicht mehr ganz dem von 1715 entspricht. Von den Renovierungsarbeiten des Jahres 1790, zu denen man Hofmaler Aloys Gänshirt verpflichtete, dürfte die große klassizistische Henkelvase über dem Altarauszug herrühren<sup>129</sup>.

Den originalen Altarabschluß, ein von zwei typischen Putten gehaltenes Kreuz, sah ich 1967 in einer Nische an der Seite des Chorraumes abgestellt. Von den winterhalderischen „Nebenflügeln“ am Altaraufbau ist das untere Volutenstück mit geriffeltem Band und Blütengehänge erhalten geblieben, während das dünne Blattwerk darüber von anderer Hand stammt. In seiner Altarbeschreibung erwähnte Stadtchronist Franz Disch 1937 zu Seiten des lieblichen Gnadenbildes (1. H. 14. Jhdt.) Statuen Johannes des Täuflers und des heiligen Zacharias, nach denen man heute ebenfalls vergeblich ausspäht. Die kettenträgenden Engel über den seitlichen Altarportalen zeigen schon die schweren, dicken Gewandfalten des späten Winterhalder-Stiles; an den Figuren des heiligen Benedikt, der Scholastika und des Königs David, die den Altarauszug beherrschen, wurde die noch in Sasbach praktizierte dichte Oberflächenfältelung zugunsten einiger kräftiger, schlingernd gezogener, tief gekerbter Falten aufgegeben.

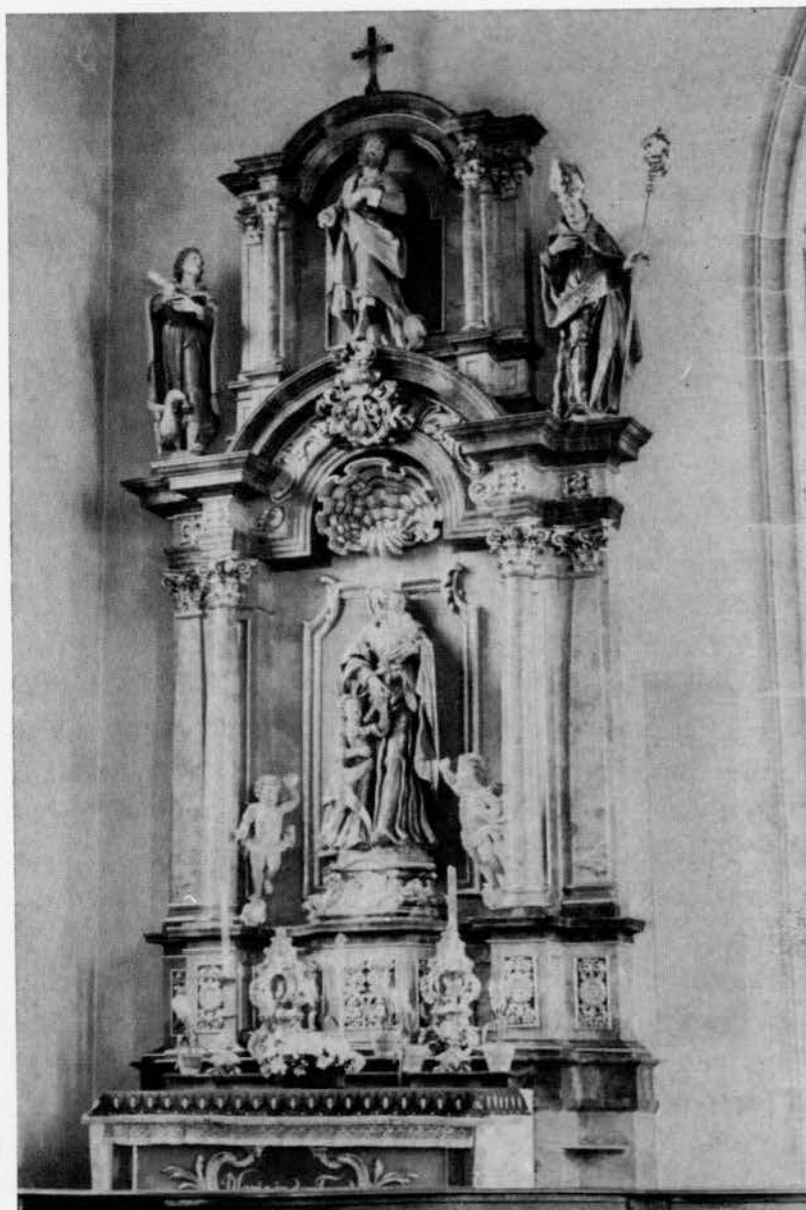
Der linke Nebenaltar der Zeller Wallfahrtskirche sei als Stiftung des 1706 verstorbenen Johannes von Meyershofen zu Grebern im Jahre 1712 errichtet worden<sup>130</sup>. Wesentlich einfacher dekoriert, jedoch in unverkennbarer

127 Laut Mitteilung von Herrn Alfons Haigis, Schramberg-Sulgen, handelt es sich um den am 29. 11. 1670 in Schramberg geborenen, seit 1701 in Oberndorf ansässigen und am 10. 4. 1744 verstorbenen Bruder des bekannteren Malers Anton Maulpertsch (1684 Schramberg — 1748 Langenargen).

128 GLA Karlsruhe, 228/248 Zell a. H., Das Bauwesen an der Kapelle 1607—1792, Concept Mahler Accords.

129 Wie Anm. 105, S. 222

130 Wie Anm. 105, S. 222



Nebenaltar Philipp Winterhalders in der Wallfahrtskirche Zell a. H.  
Photo: Manfred Hermann, Neufra

Manier gestaltet, bietet der Altar ein Ensemble von Statuen dar, die zur stilistischen Bestimmung von vergleichbaren Werken Winterhalders und seiner Schüler dienen können. Seien es die schlingernden, parallel zum Spielbein gezogenen Gewandfalten der Annaselbdritt, die Haar- und Lententuchbehandlung der beiden dicklichen Putten, symmetrische Muschel und voluminös sich bauchendes Laubwerk des Stifterwappens oder die Eigenheiten der drei im Altarauszug stehenden Statuen des hl. Augustinus, des Evangelisten Johannes und Joachims (des Namenspatrons von Pater Schneider) mit dem tänzerisch vorschwingenden Spielbein und den großflächiger geschnittenen Falten, in allem prägt sich die Eigenart Philipp Winterhalders unverwechselbar aus. Nach den Angaben von P. Adalbert Ehrenfried wurde 1742/44 bei der Kapellenerweiterung die Madonna des

linken Seitenaltars in die Nische über dem Hauptportal versetzt<sup>131</sup>. Allerdings hat die Muttergottesfigur, die heute dort zu sehen ist, stilistisch nichts mit Winterhalder zu tun. Altaraufbau und Statuenausstattung des 1741 erstellten rechten Seitenaltars passen sich dagegen dem winterhalderischen Gegenstück an, stammen aber aus anderen Werkstätten.

Von den sieben kleinen Kapellen, die Prior Coelestin Weippert 1717 am Weg zur Bergle-Kapelle über Gengenbach aufrichten ließ<sup>132</sup>, steht noch eine unterhalb des Mesnerhauses, die ein massiv gezimmertes Kreuz Philipp Winterhalders mit Laubwerkenden und Knopfabschluß, Blütenkranz um den Inscriptspiegel und Gekreuzigtem über Totenschädel-Suppeditium enthält.

Als in Niederschopfheim 1717 der Ortspfarrer Johann Adam Sulzbach aus dem Leben schied, hinterließ er seiner Pfarrei hundert Gulden mit der Bestimmung, dafür bald einen neuen Altar in die Pfarrkirche anzuschaffen.<sup>133</sup> Der Nachfolger im Amt, Pfarrer Franz Josef Lindenmeyer († 1751), erwarb — dem Wunsch entsprechend — in Schuttern einen holzgeschnitzten Schreinaltar, der dort offenbar abgestoßen wurde<sup>134</sup>. Beim Neubau der Niederschopfheimer Kirche (1754) nicht wiederverwendet, wanderte der gestiftete Altar zuerst auf den Kirchenspeicher, bis ihn (zusammen mit vier Nebenaltarfiguren) die badische Markgräfin Maria Viktoria 1770 nach Waldprechtsweier bei Rastatt in eine neugebaute Kapelle holen ließ. Wer sich das kleine, heute in der Pfarrkirche Waldprechtsweier<sup>135</sup> als rechter Seitenaltar verwendete Ausstattungsstück betrachtet, erkennt sofort in den Stileigenheiten Philipp Winterhalder als Meister. Über dem kastenförmigen Altartisch, dessen Antependium wohl verloren ging, erhebt sich auf einer predellaartigen Tabernakelzone der Altaraufbau mit je zwei gewundenen, trauben- und laubwerkgezierten Säulen. Volutenartige Blindflügel mit Blütengehängen und Blumendekorationen um Tabernakel und oberen Altarabschluß umrahmen typisch das Altarbild, die Krönung Mariens durch die Hl. Dreifaltigkeit, eine Figurengruppe, die in Ausdruck und Gewandbehandlung (Maria) sehr stark an die Darstellung des Sasbachwaldener Dreifaltigkeitsaltars erinnert. Diese Ähnlichkeiten kommen nicht von ungefähr. Auf die Tatsache, daß die Benediktiner von Schuttern in Sasbach die Pfarr- und Wallfahrtsseelsorge ausübten und der Abt des Klosters 1709 den Sasbacher Altar mitbestellte, wies ich bereits hin. Am Beispiel der von Winterhalder zu schnitzenden Sasbacher Beichtstuhldeko-

---

131 Wallfahrtskirche Maria zu den Ketten, Zell a. H. — Verlag Schnell & Steiner, München — Kl. Kunstführer Nr. 656, 5. Aufl., 1973, S. 10

132 Wie Anm. 70, S. 603

133 Wilhelm Bartelt, Heimatkunde von Niederschopfheim — Herder Druck, Freiburg, 1964, S. 131

134 Wie Anm. 133, S. 158

135 Peter Hirschfeld, Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt, 1963, S. 362/363





Die Marienkrönung des Winterhalder-Altars in Waldprechtsweier.  
Photo: Manfred Hermann, Neufra

rationen wurde außerdem erkennbar, daß er schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts direkte Beziehungen zum Kloster Schuttern gehabt hatte. Wir gehen deshalb kaum fehl, wenn wir aus der stilistischen und geschichtlichen Betrachtung des Waldprechtsweierer Winterhalder-Altars auf eine ähnliche Entstehungszeit wie beim Sasbacher Altar schließen. Die beiden Niederschopfheimer Nebenaltarfiguren des Erzengels Michael mit dem Flammenschwert und des hl. Sebastian sind noch in Waldprechtsweier vorhanden, während eine hl. Katharina und ein Franz von Assisi auf dem Pfarrhausspeicher in Malsch aufbewahrt werden. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Pfarrer Lindenmeyer, der den kleinen Altar von Schuttern nach Niederschopfheim übernommen hatte, mit Johann Michael Lindenmeyer, dem Kanzler des Klosters Gengenbach, sehr nahe verwandt gewesen ist.

Zwei kleine Arbeiten lieferte Philipp Winterhalder in die Pfarrkirche St. Martin zu Gengenbach: Am 21. Januar 1718 erregte er den Unwillen seiner Stadtbehörde, weil er „auß Ursachen, Ihme die Cron, so Er der Muetter Gottes in der Pfarrkirchen gemacht, noch nit Völlig Bezahlt Von demjenigen Menschen, so selbige Verdingt, wider aigenmächtig auß der Kirch weggenommen, ohne dass Er Zuvor die Obrigkeit darumben Be-



Ausschnitt aus der Hauptportaltüre der ehem. Abteikirche in Gengenbach.

Photo: Hermann Brommer

grißt“. Man verurteilte ihn, „dass Er gleich die Cron wider in die Kirch Verschaffen, Und weillen Er die Kirch violiert, alß soll Er Zur straf 2 pf. Wax in Pfarrkirch Verschaffen“<sup>136</sup>. Im Kunstbestand der Pfarrei Gengenbach wird die winterhalderische Marienstatue verwahrt, die sehr unter Übermalungen leidet und auf Grund des Faltenmusters in das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts datiert werden muß. Die 1718 hinzugefügten Kronen wirken etwas unorganisch; der unbekleidete Jesusknabe erhebt segnend die Rechte und hält mit der Linken einen flatternden Vogel, eine reizvolle Kinddarstellung. — Am 19. Januar 1719 zahlte man „Vor Ein Creütz bey denen Processionen Vorzuetragen dem Bildhawer 5 fl 5 ß“<sup>137</sup>.

136 Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1716—1720, S. 174

137 Stadtarchiv Gengenbach, St.-Martin-Schaffneirechnungen 1710—1730, Jahrgang 1719, Ausgab Geldt Ins Gemain

Gengenbach benützt ein entsprechend gearbeitetes Vortragskreuz Philipp Winterhalders bei Beerdigungen; es dürfte sich dabei aber nicht um das Prozessionskreuz von 1719 handeln.

Ein Jahr nach der Rekatholisierung der Gemeinde Oberweier bei Lahr übernahm Pfarrer Johann Ulrich Rohr, ein Bruder des ehemaligen Feldpredigers bei der Leibgarde des Türkenlouis, die Seelsorge in der Pfarrei, die er in unermüdlicher Arbeit (1699—1733) wiederaufbaute<sup>138</sup>. In einem Gedenkbuch hielt der eifrige Pfarrer auch seine Bauunternehmungen fest, über die mir Pfarrer i. R. Fritz Schleicher folgende wertvolle Notiz mitteilte: „1719 — Weiter ist nicht zu Verhalten, daß ich auch zugleich den Chorbogen in der Kirchen umb ein billiches erweiteren, den Chor renoviren, so dann auch einen Neuen Altar neben andern anständigen sachen Von dem Bildhauer Von Gengenbach H: Philipp Winterhalder verfertigen und durch einen Mahler illuminiren lassen, welches alles auß dem Meinigen bezahlt worden, und hiemit der Kirch verehrt sey, dahero auch dise Summa nicht solle außgeworfen seyn, sondern allein die erinnerung Thun wollen.“<sup>139</sup> Schon 1704 hatte Pfarrer Rohr den Gengenbacher Meister herangezogen; von dessen Altarbauten wurde jedoch nichts mehr in den jetzigen Kirchenbau Oberweiers übernommen.

Die wuchtige, durch Mittelpilaster, Rechteck- und Quadratfelder klar gegliederte Hauptportaltüre der ehemaligen Gengenbacher Abteikirche ist eine feine Arbeit Philipp Winterhalders. Mit geriffelten Bändern, überreichem Blüten- und Blattwerk nehmen sich die flacherhaben geschnitzten Zierreliefs wie ein Musterbuch winterhalderischer Dekorationskunst aus. Man achte auch auf das schreckkopffartige Faunsgesicht am Sockel des Mittelpilasters, das in gekonnter Weise in umrahmendes Blattwerk übergeht! Die Türschnitzereien besitzen Qualität, die an die Antependien Ebersmünsters und die Laubwerksessel von Joachim und Anna am Dambacher Altar denken läßt. Am 24. November 1719 wurde die neue Portaltüre eingesetzt<sup>140</sup>.

Gestützt auf die Forschungen Augustin Kasts, beschrieb J. L. Wohleb die langwierige Wiedererrichtung und Ausstattung der im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689 niedergebrannten Stadtkirche Gengenbachs. „Der erste, schon 1713 gestiftete Altar wird 1720 im Annenchörlein aufgestellt.“<sup>141</sup> Damit spielt Wohleb auf zwei Rechnungsnotizen an, deren Zusammenhang mir zweifelhaft erscheint: Nach A. Kast hinterließ 1712/14 eine Eva Kupferschmiedin 100 fl zu einem Altar, und 1720 hätten die beiden Reichsschult-

---

138 Fritz Schleicher, Aus der Geschichte eines Pfarrhauses (Oberweier) — Geroldsecker Land, Heft 16/1974, S. 143

139 Wie Anm. 103, Jahrgang 1719

140 Wie Anm. 70, S. 629: „facit nova Janua Ecclesiae“

141 Wie Anm. 99, S. 14

heiße und Brüder Joachim und Johann Caspar Bender im St. Anna-Chörlein den Altar aufstellen lassen, den ihre Mutter Anna Maria Hillerin stiftete. Deshalb sei dort das Dach erneuert und der Fußboden mit Platten belegt worden<sup>142</sup>. Daß für die Anfertigung eines solchen Kleinaltares (heute in der Bergle-Kapelle?) auf Kosten der Familie Bender nur Philipp Winterhalder in Frage kam, ist nicht zu bestreiten.

Pater Augustin Dornblüth geißelte in seinen Aufzeichnungen die Mißwirtschaft des Klosters Gengenbach während der ersten beiden Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts mit scharfen Worten. Als 1721 eine Kommission die finanzielle Notlage der Abtei feststellen wollte, hätten mündliche Befragungen die gewaltige Summe von 25 000 Gulden Schulden ergeben<sup>143</sup>. „Daß aber derer nicht Einmahl alle Beschriben worden seyen, mußte ich aus dem abnehmen, dass da ich Bald darauf von Zell anhero came und aus Commission P. Joachimi den Bildhaweren seinen Schwageren Besuchte, derselbe mir proprio motu sagte: Er hätte vernohmen, man hätte der schulden halber herum geschickht, wäre dazumahl nicht zu Hauß gewest, hätte auch noch yber 100 fl zu fordern, sich aber das gottshauß nach der Hand deßwegen zu Yberlaufen und zu prostituiren gescheuet.“<sup>144</sup> Ob dem Meister die Rechnung für die Portaltüre noch nicht beglichen worden war?

Nachdem die Stadt Gengenbach am 12. Juni 1722 den Vorarlberger Stukkateuren Joseph und Bartholomaeus Mayer, „beeden Gebrüderer von Schwartzenberg aus dem Bregentzer Wald gebürthig,“<sup>145</sup> und „Johann Bintz von Constantz nach gegebenem Abriss“ die Stukkatorarbeit zu einem neuen Hochaltar in die Pfarrkirche verdingt hatte<sup>146</sup>, erschienen am 3. Juli in der Klosterkanzlei Reichsschultheiß Joachim Bender und der alte Stättmeister Marx Joseph Pistorius, um vorzutragen, daß „S. Hochw. et gnaden Zu dem newen, in form deßen in der Closter Kirche Vorhabenden Chor altar in der pfarrkirch alß Collator et Decimator, auch das Ihrige guthwillig beytragen“ möge<sup>147</sup>. Man wollte demzufolge den Hochaltar des Klosters nachahmen, ein Unternehmen, das der Abt nach anfänglichen Rechtsvorbehalten unterstützte. Kein Wunder, daß auch der Ratsherr Philipp Winterhalder in das Geschäft miteinbezogen wurde. Ihm fiel die Aufgabe zu, „die Capitael, gehenkher, rahmen“ und ein Kreuz zu schnitzen, wofür ihm die Stadt am 11. August 1723 „lt. Conto 50 fl“ bezahlte<sup>148</sup>. Das Altarblatt mit dem Kirchenpatron St. Martin wird allgemein dem Wolfacher Maler Johann Georg Hildebrand zugeschrieben. Winterhalders

---

142 Wie Anm. 55, S. 664

143 Karlleopold Hitzfeld, Der Haushalt der Abteiherrschaft Gengenbach — Die Ortenau 44 (1964), S. 173

144 Wie Anm. 70, S. 645

145 Wie Anm. 78, S. 119

146 Wie Anm. 94, Heft 1722

147 GLA Karlsruhe, 61/5734 Kanzleiprotokolle der Abtei Gengenbach 1715—1723, S. 145

148 Wie Anm. 94, Heft 1722, S. 24, und Heft 1723, S. 20 — Ausgaben — Baw Unkhösten





Statue des Evangelisten Johannes (1722) vom ehem. Hochaltar der Abteikirche Gengenbach.  
Photo: Hermann Brommer

Lorbeerblatt- und Blütengirlanden („gehenkher“) umschlingen den Altarauszug in dekorativer Weise. Ein für ihn charakteristisches Puttenköpfchen leitet vom Oberblatt zu dem aus Bandwerk, Blüten und bekröntem Inschriftspiegel geformten oberen Altarabschluß über. Die große Kartusche über dem Hauptbild lieferte der Gengenbacher Rokokobildhauer Peter Schwab erst später hinzu.



Steinkruzifix in der Grabkapelle der Reichsschultheißen-Familie Bender oberhalb der Gengenbacher Martinskirche.

Photo: Stadtarchiv Gengenbach (Rudi Frisch)

Eine Woche nach der Verpflichtung der beiden Vorarlberger Stukkateure durch die Stadt vollendeten diese am 19. Juni 1722 ihren neuen Hochaltar für die Klosterkirche, an dem sie ein Jahr gearbeitet hatten. „Die Statuen /: außer der S. Joannis Evglstae Bildnuß welche H. philipp Winter Halder Bildthauer Undt rathß herr dahier sambt den Zieraden gemacht :/ seind alle Von demjenigen Künstler, welchem iuxta Prot: de Ao 1687 od. 1688 der Choraltar verdingt ware, annoch gemacht Undt durch den Brandt Salvirt worden.“<sup>149</sup> Das „Altarblatt Nativitatem Beatae Virginis“, das am Fest des hl. Matthias 1723 erstmals zu sehen war, steuerte der Konventuale

<sup>149</sup> Wie Anm. 84, S. 144/145 („Joseph Antonio von Diffel/Niederl.“)

Pater Paulus Seeger<sup>150</sup> bei. Wie sehr die Schnitzarbeiten Philipp Winterhalders dem Altarschmuck des Hochaltars in der Martinskirche geöhnet haben müssen, verrät der Arbeitsvertrag mit dem Faßmaler und Vergolder Johann Bintz vom 7. März 1722, in dem „4 Capitel, die glori mit 6 wolcken, die Rahmen, die steblin sambt denen darahn gehenckhten Zieraden und die Bluohmen gehäng in dem oberen aufsaz“ aufgezählt werden<sup>151</sup>. Der Altar mit sieben großen und kleinen Statuen, worunter man „die bildnus immaculatae Conceptionis“ (Unbefl. Empfängn.) besonders erwähnte, wurde „nachmahlen in Anno 1730. weegen der Newen orgel, und commoditaet des neuen Chors, abgebrochen, nachher Ettenheimb=Münster Verhandel, und daß Altarblatt nebst dem Fasten=platt auf die beeden seithen gehenckht“<sup>152</sup>. Den Evangelisten Johannes von der Hand Philipp Winterhalders behielten die Benediktiner in Gengenbach zurück; er ist heute im Barocksaal der Reichsstädtischen Sammlungen Gengenbachs ausgestellt. An den großflächigen Gewandfalten und der wulstartigen Verdickung am linken Knie der Statue erkennen wir wieder den Spätstil Philipp Winterhalders, während die Haarbehandlung mit Lockenröllchen und der Aufbau der Figur im gewohnten Rahmen blieben. Dem Johannes vom ehem. Klosterhochaltar möchte man sehr eine Freilegung der originalen Farbfassung wünschen.

In das Jahr 1723 zu datieren ist das große Steinkruzifix Philipp Winterhalders, das die Rückwand der Bender-Grabkapelle oberhalb der Gengenbacher Martinskirche beherrscht. Die Laubwerkenden der massiven Kreuzbalken mit Knopfabschluß begegneten uns schon am Kreuz der kleinen Kapelle des Bergleweges. Leicht sichelförmig gekrümmt, den Kopf auf die Schulter geneigt, bietet sich der Gekreuzigte in ausdrucksvoller Ausarbeitung dem Betrachter dar.

Den guten Beziehungen zur Familie Bender verdankte unser Bildhauer den letzten bedeutenden Auftrag seines Lebens. „Circa Jacobi 1724 hat Herr Reichß Schultheiß Joachim Bender und dessen Schwägerin Frau Lüdgarth Jünglingin Herrn Caspar Benders seel: Fr: Wittib allhier, den von Ihrem respve H: Vatter und Schwiger Vatter in die PfarrKirchen Versprochenen Kostbahr gefertigten St: Sebastiani Altar auf der Epistel Seiten der Kirchen aufrichten lassen.“<sup>153</sup> Wie meist bei privaten Stiftungen

150 Hermann Brommer, Die Orgel der ehem. Gengenbacher Abteikirche im Augustinermuseum zu Freiburg — Kap. Abt und Maler Paulus Seeger — Schauinsland-Jahrbuch 86/1968 des Breisgau-Geschichtsvereins Freiburg, S. 86—88

151 GLA 202/219, Die Kloster-Gebäude zu Gengenbach betr. De Annis 1601—1749, Akkord — Vgl. auch Die Ortenau 6/7 — 1919/20, S. 92—95

152 Adolf Hacker, Ettenheimmünster — Seine Baugeschichte — Ein Beitrag zur Geschichte des Barock am Oberrhein — Dissertation TH Darmstadt 1938 — Verlag Konrad Triltsch, Würzburg, S. 28: „Abt Joh. Bapt. Eck kauft vom Kloster Gengenbach einen Hochaltar für die St.-Landolins-Kirche. Beim späteren Umbau der Kirche wird dieser jedoch zerstört.“

153 Wie Anm. 137, Jahrgang 1724, f. 29

erscheinen auch hier in der amtlichen Rechnung keine Hinweise auf Preis und Künstler des rechten Nebenaltars der Gengenbacher Martinskirche. Gesichert ist nur, daß „das Blatt, so von H. Hildenbrand Mohler zue Wolfach verfertigt worden, einseits SS. Joachim & Anna, anderseits Sebastianus“<sup>154</sup> aus der Werkstatt des Malers Johann Georg Hildebrand<sup>155</sup> hervorging. Die stilistische Eigenart des Altares und die fortdauernden Beziehungen zu der als Wohltäterin der Pfarrkirche sich wiederholt auszeichnenden Familie Bender<sup>156</sup> lassen als Bildhauer jedoch keinen anderen Meister als Philipp Winterhalder zu. An dem massiv gebauten Altarwerk, dessen wuchtige, strenge Form schon mehr den Klassizismus als etwa das Rokoko ahnen läßt, fällt die in Weiß-Gold-Fassung gehaltene überreiche Dekoration auf. Leider wurden vor einigen Jahren die für die Altarkomposition wichtigen „Nebenflügel“ abgenommen und die dort stehenden Putten auf die Gesimse neben den Oberbildern verpflanzt, eine Maßnahme, die das Aussehen der Altäre stark beeinträchtigte, weil deren strenge Bauform jetzt nicht mehr durch das bizarre Spiel des seitlich anschließenden Band- und Blütenwerkes gemildert wird. Voluminös ausbauchendes Laubwerk, Palmetten und Blütengirlanden am Stifterwappen, das Antependium nach dem Muster von Ebersmünster, sowie das von Blättern überlappte und von Blüten umrahmte Bandwerk an den Blindflügeln und Seiten des Altarauszuges werden ergänzt durch neue gitterartige Régence-Dekorationen an den Säulen und stilisierte Muster.

Genau gleich gestaltet ist der andere Nebenaltar auf der Evangelienseite der Kirche. Wer nach den Martinsschaffneirechnungen dort ein Joachim- und Annabild J. G. Hildebrands als Altarblatt erwartet, sieht sich allerdings enttäuscht. Heute schmückt eine Weihnachtsszene in verblaßten Farben den von der Stadt Gengenbach errichteten Altar (Stadtwappen über dem Hauptbild). Möglicherweise wurde ein älteres Gemälde (Joseph Herrenbeck?) als Ersatz für das Joachim- und Annabild verwendet. Auf den Bau des linken Seitenaltars der Martinskirche kann ich nur den einen gefundenen Eintrag beziehen, daß „Ihro Hochwürden Herr Laurentij Schlecht S:S: Theol: Dr. Ertz Priester ruralis Capit: offenburgensis undt rector zu gemeldtem offenburg den 21t Mertzen dieses Jahr (1725) zu dem Vorhabenden Neüen Altar in der Pfarrkirchen 60 fl VerEhrt“ habe<sup>157</sup>.

154 Wie Anm. 55, S. 666/667

155 Aus Literatur und persönlichen Feststellungen kenne ich folgende Arbeiten J. G. Hildebrands: 1696 Großer fürstenbergischer Stammbaum in Zusammenarbeit mit dem Freiburger Barockmaler Johann Caspar Brenzinger; 1703 sieben Figuren aus der Ordensgeschichte für das Refektorium und fünf Figuren für die Krankenstube des Klosters St. Blasien; 1719 Altarblatt Tod des hl. Josef in der Kapuzinerkirche Haslach i. K.; 1723 HAB St. Martin, Gengenbach; 1724 SAB St. Sebastian, Gengenbach; 1726 Tafelbild Sankt Johann Nepomuk, Mühlenkapelle, Haslach i. K.; 1726 Ausmalung der Ecce-homo-Kapelle bei Martinskirche, Gengenbach.

156 Ratsherr Johann Caspar Bender, der am 15. Oktober 1721 verstorbene Vater des Feldmarschalls v. Bender, stiftete z. B. für die Kirche „Zu einer Ewigen Jahr Zeith“ 200 Gulden.

157 Wie Anm. 137, Heft 1725, Einnahmb Geldt — Legaten





Die Nebenaltäre der St. Martinskirche in Gengenbach (Friedhof).  
Photo: Stadtarchiv Gengenbach (Dr. Hell, Reutlingen)

Neben dem Renchener Pfarrer Anastasius Schlecht, der bei drei Winterhalder-Altären eine maßgebliche Rolle gespielt hat, tritt nun auch dessen Verwandter Lorenz Schlecht im Zusammenhang mit einem Altarneubau Philipp Winterhalders in Erscheinung. Daß der Offenburger Stadtpfarrer zu dem Nebenaltarbau der Stadt Gengenbach einen Geldbetrag stiftete, erscheint nicht verwunderlich, wenn man die 1725 bestehenden persönlichen Verbindungen beider Seiten bedenkt. Als nämlich am 7. September 1726 der Turmneubau der Offenburger Hl. Kreuzkirche vollendet wurde, hielt eine in den Turmknauf eingelegte Urkunde fest, daß Herr Lorenz Schlecht (aus Oberkirch/gest. 1751) Pfarrer und Rektor der Offenburger Kirche sei, daß der Offenburger Reichsschultheiß Johann Jakob Geppert (=Vater der Barbara Geppertin, der Taufpatin der Winterhalder-Kinder) den Turmbau verantwortlich geleitet habe und daß unter den bedeutendsten Wohltätern Herr Joachim v. Bender, der Reichsschultheiß in Gengenbach, durch Freigebigkeit und Opferfreude den Bau gefördert habe<sup>158</sup>. Im übrigen ist die Oberkircher Familie Schlecht sehr zu beachten, weil sie der Kirche in der Ortenau während des 17. und 18. Jahrhunderts eine Reihe hervorragender Männer stellte: Neben dem eben genannten Offenburger

158 Otto Kähni, Die Funde im Turmknauf der Pfarrkirche „Hl. Kreuz“ in Offenburg — Die Ortenau 38 (1958), S. 36/38

Pfarrer die Äbte Anastasius Schlecht (1657—95) und Laurentius Schlecht (1746—52) des Schwarzwaldklosters Allerheiligen sowie den mehrfach erwähnten Renchener Pfarrer Anastas Schlecht (1692—1714)<sup>159</sup>.

Als sich der Zwölferrat der Stadt Gengenbach mit dem Abt Augustin Müller und dem Stadtpfarrer am 27. März 1726 in der Ratskanzlei versammelt hatte, um die Jahresrechnung der St. Martins- und St. Erhards-Schaffneien abzuhören, meldete sich der Bürger und Schlosser Bartholomäus Öhler und unterbreitete das Angebot, „Ein Crutzifix Von Holtz in Zimmlicher größe an den Schwibbogen in der Kirch under den Adler aufmachen Zu lassen“<sup>160</sup>. Wegen der großen Kosten wünsche er jedoch, daß für ihn und seine Familienangehörigen jährlich eine Seelenmesse gelesen werde. Sollte das Kreuz nicht so teuer sein, werde er den Rest bis zur Höhe des Stiftungsbetrages von 100 fl der Stadt übergeben. Unter den anwesenden Ratszwölfen saß der Bildhauer Philipp Winterhalder, der das Kreuz, das noch am Chorbogen der Martinskirche unter dem Stadtwappen hängt, als eines seiner letzten Werke schuf. Es entspricht ganz dem Typ der für Winterhalder charakteristischen Kruzifixe.

Noch im selben Jahr trafen den Bildhauer zwei Schläge, die sich sehr ungünstig für den Werkstattbetrieb ausgewirkt haben dürften. Kurz hintereinander entriß ihm der Tod die beiden wichtigsten Förderer seines Schaffens. Am 17. Mai 1726 verschied im Alter von 64 Jahren Pater Joachim Schneider, der von 1723 bis 1725 als Prior der Abtei fungierte, und am 25. September folgte Abt Augustinus Müller im Tode nach<sup>161</sup>.

### *Undatierte Arbeiten*

Der Beschreibung des künstlerischen Werkes Philipp Winterhalders würde etwas von Bedeutung fehlen, wenn ich die nicht genau datierbaren, nur von den geschichtlichen Zusammenhängen und den stilistischen Merkmalen her dem Bildhauer zuzuschreibenden Arbeiten unberücksichtigt ließe.

Wenden wir uns zuerst den Kruzifixen zu! In Gengenbach begegneten wir drei Kreuzdarstellungen (Wegkapelle am Bergle, BenderGrabmal, Sankt Martinskirche), an die sich eine Serie von Kruzifixen anreihet, die von derselben Manier geprägt sind: Am Chorbogen der Bergle-Wallfahrtskapelle sah ich 1967 ein original erhaltenes, ausnehmend schönes Kruzifix Winterhalders hängen, mit überlappendem Laubwerk und Knopfabschluß an den gerade schließenden, geriffelten Kreuzbalken. Um das INRI-Schild

---

159 Rudolf Behrle, Die Pfarrer der Hl.-Kreuz-Kirche zu Renchen — Manuskript im Pfarrarchiv Renchen, S. 4 ff — Eine Abschrift verdanke ich Herrn Pfarrer Manfred Hermann, Neufra.

160 Stadtarchiv Gengenbach, Ratsprotokoll 1720—1726, S. 549

161 Wie Anm. 66

schwingt sich eine füllhornartige Blütendekoration, die ebenso eindeutig für den Gengenbacher Barockmeister spricht wie der Corpus und die beiden gelockten Puttenköpfchen am unteren Kreuzende. Ein zweites Winterhalder-Kreuz, an dem vermutlich nur noch der Corpus ursprünglich ist, hing über dem Portal der Bergle-Kapelle. In der Dekoration der Kreuzbalken dem Gengenbacher Bergle-Chorbogenkreuz sehr ähnlich ist ein Kruzifix, das die rechte Langhauswand der Wallfahrtskirche Zell a. H. schmückt. Die Abtei Gengenbach unterhielt in Reichenbach bei Gengenbach die der außerordentlichen Seelsorge dienende St. Petruskapelle<sup>162</sup>. Auch dort zierte ein typisches Kruzifix, kenntlich an dem leicht sichelförmig gekrümmten Christuskörper und den beiden sich zuwendenden Puttenköpfchen (in Wolken) am unteren Kreuzende, den Chorbogen. Am 1. Dezember 1726 verunglückte ein Spengler aus Oberkirch „in Kinzinga fluvio ob der schneckhen Matt bei Herrn bildhauers Creütz“<sup>163</sup>. Ob dieses mit dem „Creutz Herrn Winterhalders am Neyenberg“, vor dem noch viele Jahre hindurch Wachsoffer für Kerzen niedergelegt wurden<sup>164</sup>, gleichgesetzt werden muß, vermag ich nicht zu beurteilen.

Und wie sieht es mit anderen undatierten Arbeiten Winterhalders aus? Altäre: Zumal sich der Erzpriester Anastas Schlecht so sehr um die Altäre von Sasbach und Unzhurst bemühte, wäre es erstaunlich gewesen, wenn er Philipp Winterhalder nicht auch mit einem Auftrag für seine eigene Renchener Pfarrkirche bedacht hätte. Tatsächlich sind dort noch Reste eines Hl. Kreuzaltars vorhanden. In der Taufkapelle hängt heute ein Gottvater (in falscher Farbfassung), der ohne Zweifel zu der Komposition eines Kreuzaltars gehörte, in die sich auch die Statue der hl. Helena, die nach der Zerstörung des Barockaltars lange die Turmfassade der Kirche schmückte und vor einigen Jahren in halbzerstörtem Zustand in Privatbesitz überging, einfügte. Zwei Figuren auf dem Pfarrhauspeicher, ein hl. Johannes d. T. und ein hl. Sebastian, zählen ebenfalls zu dem Ensemble. Gesichtsschnitt und Gewandbehandlung mit den schlingernden Parallelfalten am vorgewinkelten Spielbein und die pausbackigen Puttenköpfchen (wovon eines als Suppedaneum dient) in Wolkenrahmung rücken den Gottvater in die Nähe der Zeller Seitenaltarfiguren. Die hl. Helena (Kreuzauffindung) mit gerolltem Lockenhaar zeigt in tiefer Kerbung die Schlingerfalten entlang dem Spielbein, wie wir sie bei der Mutter Anna in Zell a. H. wiederfinden. Ihr Pelzkragen über dem bestickten Brokatmieder entspricht genau demselben Kleidungsstück an der König-David-Figur des Zeller Hochaltars. Die vier Skulpturenreste eines Renchener Barockaltars

---

162 Karlleopold Hitzfeld, Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, Die Zehntherrschaft — Die Ortenau 42 (1962), S. 126

163 Wie Anm. 66

164 Wie Anm. 55, S. 670/671 und 676



Gottvater-Skulptur über der Kanzel der Pfarrkirche Stadelhofen bei Renchen.  
Photo: Manfred Hermann, Neufra

stammen ohne Zweifel von der Hand Philipp Winterhalders; den stilistischen Eigenheiten entsprechend möchte ich deren Datierung in die Zeit von 1710—1715 wagen.

Etwas gelockerter in der Haltung und mit heftiger hinter dem Rücken aufwehendem Mantel bietet sich der Gottvater dar, der als Einzelstück über der Kanzel der Pfarrkirche Stadelhofen bei Renchen erhalten blieb<sup>165</sup>. Die bewegtere Haarbehandlung an Bart und Kopfhaar sowie die dickeren Falten am rechten Fuß stellen stilistische Beziehungen zur Statue des hl.

<sup>165</sup> Mitteilung von Pfarrer Manfred Hermann, Neufra, daß nach der Stadelhofer Ortsüberlieferung der „Gottvater“ aus dem Kloster Allerheiligen stammen solle.





Choralaltar der Pfarrkirche  
in Prinzbach.  
Photo: Manfred Hermann,  
Neufra

Benedikt und zu den Engeln des Zeller Hochaltars her. Wiederum dient ein Puttenköpfchen als Stütze für den Erdkugel-beschwerten Fuß des auf Wolken schwebenden Gottvaters. Insgesamt eine qualitätsvolle Arbeit Philipp Winterhalders, die zeitlich um 1715 oder in die Jahre danach einzuordnen sein dürfte.

Zwischen die Arbeiten von Renchen und Stadelhofen schiebt sich der Anastasius-Altar der Pfarrkirche Erlach bei Renchen<sup>166</sup>. Über predellaartiger Tabernakelzone tragen gewundene Säulen (mit Lorbeerblatt- und Blumen-  
girlanden geziert) den torbogenförmigen Abschluß. Aus geriffelten, vom Rand her laubwerküberlappten Bändern geformte Blindflügel und die Altarbekrönung mischen sich mit Blütengirlanden zu einer dem winter-

<sup>166</sup> Mitteilung von Pfarrer Manfred Hermann, Neufra.

halderischen Schaffen um 1715 eigenen überreichen Dekoration. Gesicht und Haarbehandlung der Statue des Kirchenpatrons, des hl. Papstes Anastasius I., sind nahe mit jenen des Königs David vom Hochaltar Zells verwandt, während sich die geneigte Körperhaltung und die Behandlung der liturgischen Gewänder mit entsprechenden Partien an den Augustinus- und Joachimsstatuen des Zeller Maria Freud-Altars vergleichen lassen.

Sowohl wegen enger verwandtschaftlicher Verbindungen des Bildhauers, über die ich vor Jahren schon berichtete<sup>167</sup>, als auch wegen seines stilistischen Gepräges muß der kleine Choraltar der Pfarrkirche in Prinzbach dem künstlerischen Werk Philipp Winterhalders zugeschrieben werden. Nachdem ich wiederholt auf die intensive Förderung des Künstlers durch den einflußreichen Benediktinerpater Joachim Schneider hinweisen mußte, komme ich nicht um die Feststellung herum, daß auch im Fall Prinzbach die Verwandtschaftsbeziehungen maßgeblich auf die Verpflichtung des Gengenbacher Barockmeisters für den Altarbau eingewirkt haben dürften. Pfarrer Joseph Schneider, 1712 von Müllen nach Prinzbach gewechselt, betreute die Pfarrei 19 Jahre lang. Er ist ein Bruder der zweiten Ehefrau Philipp Winterhalders gewesen. Das spricht zwar für sich, aber auch Bau, Statuen und dekorative Aufmachung des Altars stimmen mit den anderen Arbeiten des Bildhauers überein. Breite, fast schmucklose Pilasterbahnen betonen den torförmigen Rahmen um den Kirchenpatron St. Mauritius und geben dem Altärchen eine sehr feste Architektur. Die Blindflügel, ähnlich prunkvoll geschnitzt und angelegt wie in Erlach, zeigen wieder die an einem Band in der oberen Volute hängenden Blütengirlanden und eine große Rosette als unteren Volutenschluß. Trotz schreitender Fußstellung wirken die mit Federbuschhelmen, Brustpanzern, Knieröcken und Schafstiefeln prächtig ausgearbeiteten Statuen des Kirchenpatrons sowie der Altarmitpatrone St. Georg (als Drachentöter) und St. Sebastian wie erstarrt. Statische Strenge und Kraft des kleinen Altars, die Palmettenbekrönung des oberen Altarabschlusses wie auch die prunkvolle Aufmachung der Statuen und des dekorativen Beiwerkes bewegen mich, das Prinzbacher Werk in die Schaffensperiode Philipp Winterhalders nach 1715 einzureihen. Zwei zusammengeschaubte Laubwerk-Blüten-Ornamente (vermutlich Rest eines kleinen Nebenaltars) sah ich an der Rückwand der Kanzel hängen, ein Hinweis darauf, daß Philipp Winterhalder noch andere Arbeiten nach Prinzbach geliefert haben muß.

Seelenwaage und Flammenschwert kennzeichnen den Erzengel Michael, der über einem Beichtstuhl der Wallfahrtskirche Zell a. H. steht. Mit einer ähnlich in der Hüfte eingeknickten Körperhaltung wie der König David des Hochaltars schreitet er auf den Betrachter zu. In allen Einzelheiten

---

167 Hermann Brommer, Bildhauer Philipp Winterhalder und der Choraltar der Pfarrkirche in Prinzbach (Kreis Lahr) — Alemannisches Jahrbuch 1968/69, S. 90—98, mit ausführlichen Quellenangaben.

geht diese Michaelsstatue (ca. 1715) mit den verwandten Prinzbacher Figuren zusammen. Das städtische Museum in Gengenbach bewahrt die kleine Figur eines hl. Kriegers mit Schwert und Märtyrerpalme in den Händen auf. Sie schließt sich in Körperhaltung, Art der römischen Rüstung und Ausarbeitung den vorgenannten Beispielen an.

Ein entzückendes Altärchen der Gengenbacher St. Martinskirche, das in neuerer Zeit nur noch dem Mutterhaus der Franziskanerinnen als Stationsaltar für die Fronleichnamsprozession gedient hatte, wurde 1970 aus der Speicheraufbewahrung befreit, restauriert und bei der sehr verdienstvollen Neugestaltung der Bergle-Kapelle durch Geistl. Rat Helmut Eberwein als Choraltar für das spätgotische Gnadenbild aufgestellt. Altaraufbau, Palmetten unter dem Jesusmonogramm und das bizarrer wirkende Bandwerk auf dem Antependium rücken das Altärlein zeitlich mehr in die Nähe der an den großen Nebenaltären der Martinskirche verwendeten Dekorationen. Ich möchte deswegen nicht ausschließen, daß wir hier jenen kleinen Altar vor uns haben, der 1720 von der Reichsschultheißenfamilie Bender in das Annenchörle der Martinskirche gestiftet und in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch einen etwas größeren Altar des Bildhauers Anton Martin ersetzt worden ist.

Mein Freund Manfred Hermann, mit dem ich bei der Erforschung der Breisgauer Bildhauer-Sippe Hauser-Winterhalder eng zusammenarbeitete, machte mich auf sechs Werke der Winterhalder-Werkstatt in Ulm bei Oberkirch aufmerksam. Auf den vier Beichtstühlen der Pfarrkirche standen 1968 jeweils ein hl. Rochus mit Engel, ein Sebastian, eine sitzende Anna-selbdritt (vgl. mit Zell a. H.) und ein weinender Petrus von teils mäßiger Qualität. Dazu an der rechten Hochschiffwand ein Kruzifix und in einer Fensternische ein Reliquiar in der Form eines kleinen, mit Blütengirlanden überzogenen Altaraufsatzes. Offensichtlich Reste von Bildhauerarbeiten, die wohl den heute noch vorhandenen Rokokoaltären weichen mußten. Die Beziehung Winterhalders nach Ulm wird in der Sasbacher Quittung vom 4. Dezember 1709 faßbar, in der er bescheinigt, von dem Herrn Kämmerer (des Landkapitels Ottersweier) zu Ulm („Von Hodap“) 50 Gulden Kapital empfangen zu haben. Und in die Jahre nach 1710 gehören denn auch die Ulmer Winterhalder-Relikte hinein.

Für die Öffentlichkeit unzugänglich auf dem Speicher des Kapuzinerklosters Zell a. H. abgestellt ist eine kleine Johannes Nepomuk-Statue, die ebenso zu den Werken des Winterhalder-Kreises gezählt werden muß wie ein Benediktinerheiliger (mit einem Drachen zu Füßen und tiefgekerbten Schlingerfalten), wohl ein hl. Magnus, der im Magazin des Augustinermuseums Freiburg verwahrt wird<sup>168</sup>.

---

168 Augustinermuseum Freiburg, Inventar-Nr. 3747

## *Würdigung*

Leben und Werk eines Ortenauer Barockkünstlers, der außerhalb Gengenbachs nur noch wenig Beachtung fand, vor dem Vergessenwerden zu retten, bedurfte umfangreicher Vorarbeit und Darstellung. Für Breisgau, Unterelsaß und Ortenau gleichermaßen bedeutsam, errang Philipp Winterhalder (nach Einbürgerung und Wiederverheiratung in Gengenbach) als Bildhauer eine beherrschende Stellung in der mittelbadischen Landschaft, vor allem im Bereich der Benediktinerklöster Gengenbach und Schuttern. Er war ein Barockmeister, aus dessen Werkstatt im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts wichtige Kunstwerke für die Ortenau hervorgingen, die nicht erlauben, an ihm achtlos vorüberzugehen. Allein die Tatsache, daß er zusammen mit seinem begabten Bruder Clemens den schönsten elsässischen Schnitzaltar des 17. Jahrhunderts in Dambach-la-Ville schuf, reiht ihn unter die bedeutendsten Schwarzwälder Bildhauer seiner Zeit ein. Die Verbindungen zu der für den Straßburger Bischof tätigen Bildhauer-*Equipe* und die erste Ehe mit einer Elsässerin zeigen ihn außerdem in für die Beurteilung seiner Arbeitsweise nicht unerheblichen Zusammenhängen stehend. Obwohl wir die Lehrzeit bei dem wesentlich älteren Stiefbruder Franz Hauser III mit Sicherheit anzunehmen haben, prägte wohl erst der Aufenthalt im Unterelsaß und in Straßburg die Fähigkeiten und stilistischen Eigenheiten aus, die wir an den Arbeiten Philipp Winterhalders in der Ortenau ablesen können. Statischer Kraft und Strenge der Altarbauten stellte er überreiche Band-, Blattwerk- und Blütendekorationen gegenüber; die dichte Oberflächenfältelung der Statuengewänder wich mit fortschreitender Zeit tiefgekerbten Schlingerfalten; gerollte Haarlocken blieben für die dicklichen Engelkinder charakteristisch. Philipp Winterhalder hinterließ ein von unverwechselbarer Manier gezeichnetes Werk, dessen unterschiedliche Qualität auf die verschiedenen, als Hilfskräfte im florierenden Betrieb mitarbeitenden Gesellen und Lehrlinge zurückzuführen ist. Durch seine Kunst errang Philipp Winterhalder im rechtsrheinischen Vorfeld Straßburgs Anerkennung und Bedeutung, die gebieten, ihn — trotz früher entgegengesetzter Bemühungen (Kritik an der Protektion durch die Verwandtschaft) — gerecht zu würdigen.

## *Die Familie nach dem Tod des Meisters*

Fehlende Altersversorgung und der Zwang, die Familie zu ernähren, ließen der Witwe Philipp Winterhalders wohl keinen anderen Ausweg, als den Werkstattbetrieb nach 1727 mit Gesellen weiterzuführen. Zumal in dem Sohn Clemens ein Werkstattnachfolger heranzuwachsen schien, dem das Geschäft erhalten werden mußte. Ein Ereignis veränderte jedoch um 1730 die Lage und leitete das Ende der Winterhalderwerkstatt ein: Der Sohn Clemens zog auf die Wanderschaft, von der er nicht mehr heim-



kehrte. Zum anderen bemühte sich der Bruder der verwitweten Catharina Winterhalder in jener Zeit um die Übertragung der Gengenbacher Sankt Erhartskaplanei, ein Vorgang, den ich nur in Beziehung zur hinterbliebenen Winterhalder-Familie zu bringen vermag. Die Mitteilung der Stadt Gengenbach vom 13. Mai 1729 an den Abt des Benediktinerklosters, daß sie „H. Joseph schneider Cammerer des rural Capituls Lahr, und Pfarrer im Printzbach erkisen hätte, welchen man je Ehenter je lieber Sr Hochwürden und gnaden zu praesentiren bereith, damit Er sothane Pfruendt Bald antretten möchte“<sup>169</sup>, löste aber Streitigkeiten aus, weil der Abt eine Schmälerung der Pfarreirechte des Klosters durch einen solchen Weltpriester befürchtete<sup>170</sup>. Zwei Jahre gingen noch übers Land, ehe man sich gütlich einigte und Pfarrer Schneider (vgl. Choraltar in Prinzbach) das eigens für ihn erbaute Gengenbacher Kaplaneihaus beziehen konnte. Er half in der Seelsorge mit und unterrichtete begabte Knaben in Latein<sup>171</sup>. Als ihn am 20. August 1737 der Tod abberief, trauerten um ihn seine beiden Geschwister Karl und Catharina, des Bildhauers Philipp Winterhalder zweite Ehefrau. Beide setzten ihrem Bruder den Grabstein, der bis heute an der Außenwand der Gengenbacher Martinskirche „negst der Neben oder sog. Seegensthür vom alten Pfarrhof grad herüber, wie man in die Pfarrkirch gehet“, erhalten blieb<sup>172</sup>. Eine Bildhauerarbeit, die in der Manier der Putten noch deutlich vom Stil Winterhalders beeinflusst ist. Deswegen erhebt sich die Frage, ob die Grabplatte von der Hand eines Gesellen in der unter der Leitung der Meisterin weiterbestehenden Werkstatt geschaffen worden sein könne. Wegen mangelhafter Unterlagen läßt sich darauf leider keine klare Antwort geben.

Um 1740 scheint Catharina Winterhalder das Bildhauergeschäft aufgegeben zu haben, denn damals änderten sich die Besitzverhältnisse an Haus und Atelier. Bis zum Jahr 1739 bezahlte sie den auf dem Haus lastenden Zins von 1  $\beta$  sowie „Vom Stattgarthen 1  $\beta$  4 d“, zusammen 2  $\beta$  4 d, so weiter, wie ihn Philipp Winterhalder jährlich entrichtet hatte. „Modo die Wittib 1730 Erstmals:“ lautet die Randbemerkung im Zinsbuch, die das bestätigt<sup>173</sup>. „Das Hauß Hatt Michel Natterer W: 1741 Erstmals“ und „d 16t Junij Zalt Andres geldreich (Schwiegersohn) lauth seines Theil Zeduls diße 4 fl 6  $\beta$  8 d“ sind zwei Notizen in derselben Quelle, aus denen eindeutig eine um 1740 erfolgte Vermögensverteilung und ein Übergang des Hauses auf die mit den Steinmetzen Franz Johann und Michael Natterer verheiratet gewesene Stieftochter Catharina Rümelin hervorgeht. Catharina Winterhalder zog sich auf das Altenteil zurück. Eines ihrer Kinder

169 Wie Anm. 167, S. 91–93

170 Wie Anm. 91, S. 348–352

171 Wie Anm. 89, S. 115/116

172 Wie Anm. 170

173 Stadtarchiv Gengenbach, Zinsbuch 1720–1746, S. 24



Grabmal des Gengenbacher Erhartskaplans Josef Schneider († 1737), des Schwagers Philipp Winterhalders, an der Außenwand der Martinskirche.

Photo: Hermann Brommer

dürfte sie in die Wohnung aufgenommen und versorgt haben. Möglicherweise war sie bei ihrer ältesten Tochter Maria Symphorosa untergekommen, deren Ehemann Johann Friedrich Keim als Bäckermeister und Rats herr im Leben des Städtchens eine Rolle spielte und der beim Tod der Schwiegermutter am 6. Juli 1750 den Sterbeeintrag im Totenbuch unterzeichnete<sup>174</sup>. Zwei Jahre vor dem Lebensende strich Catharina Winterhalder zum letztenmal einen Erlös für eine Bildhauerarbeit ein, als sie am 30. März 1748 „2. groß und 2. Kleine halb fertige Plent flügel zum Altar“ der Stadtverwaltung übergab und dafür 15 fl bezahlt bekam<sup>175</sup>. Die Gengenbacher Martinsschaffnei hatte 1748/49 den Klosterbildhauer Anton

174 Kath. Pfarramt Gengenbach, Totenbuch 1745—1761, S. 140, Nr. 106

175 Stadtarchiv Gengenbach, Martin-Schaffnei-Rechnung 1741—1750, Heft 1748, Außgaab gelt Insgemein

Martin, Schuttern, verpflichtet, für die Pfarrkirche die Hauptportaltüre, 70 Krippenfiguren und in das seitliche Hochchörle einen Altar, der wohl den kleinen Winterhalder-Altar von 1720 (jetzt in der Bergle-Kapelle?) verdrängte, neu zu schnitzen<sup>176</sup>.

Berühmtheit erlangte ein Nachkomme Philipp Winterhalders, und zwar der am 28. November 1737 als viertes Kind des Ehepaars Johann Friedrich Keim und Maria Symphorosa Winterhalder in Gengenbach geborene Enkel Johann Konrad Valentin von Keim, der sich in französischen und österreichischen Militärdiensten durch Zuverlässigkeit, glänzende Tapferkeit und schnelle Urteilsfähigkeit auszeichnete und am 17. Februar 1801 in Udine als Feldmarschalleutnant starb<sup>177</sup>. Er muß seine Großmutter Catharina Winterhalder noch gut gekannt haben. Über die anderen Nachfahren Philipp Winterhalders zu berichten, ist im Rahmen dieser kunstgeschichtlichen Arbeit nicht möglich. Hinweise mögen der Familientafel II entnommen werden.

### *Die Schüler Philipp Winterhalders*

Wohl durch den guten Geschäftsgang nach 1700 gezwungen, zog Philipp Winterhalder immer wieder Hilfskräfte heran, um die Aufträge bewältigen zu können. Beim Abschluß des Sasbacher Altarbaues wird dies 1711 sichtbar, als — dem allgemeinen Brauch entsprechend — „Item deß Bildhauer gesellen zu Ver Ehren 15 ß“ Trinkgeld ausbezahlt wurde<sup>178</sup>. Im Gegensatz zu diesem Fall fehlen jedoch meist die alten Rechnungsbelege, die Aufschluß über mitarbeitende Gesellen geben könnten, und die Gengenbacher Zunftbücher sind ebenfalls nicht mehr vorhanden. Darum kann ich nur Lehrlinge namentlich benennen, soweit sie der Gengenbacher Kanzleischreiber bei Aufdingung und Ledigsprechung in den lückenhaft erhaltenen Contraktenprotokollen verzeichnete.

Über zwei davon berichtete ich schon 1972 im Jahrbuch der Geschichtsgesellschaft Colmar:

Hans Jakob Braun<sup>179</sup>, am 26. Januar 1695 in Balterswil/Thurgau als Sohn des Kirchmaiers Hans Jacob Braun und der Cathrin Schneiderin geboren<sup>180</sup>, wurde vom Vater am Michaelistag 1706 zum Gengenbacher Meister in die

---

176 Wie Anm. 55, S. 675/676

177 Johann Karl Kempf, Feldmarschalleutnant Johann Konrad Valentin von Keim — Die Ortenau 17 (1930), S. 37 ff

178 GLA Karlsruhe, 229/91755 Rechnung der Dreifaltigkeitskapelle Sasbach, Heft 1709—1711, Ausgaben Ao 1711

179 Hermann Brommer, Colmarer Bildhauer des 18. Jahrhunderts — *Annuaire de la Société historique et littéraire de Colmar*, XXII/1972, S. 48-50.

180 Pfarrarchiv Bichelsee/TG (Schweiz), Taufbuch I

fünfjährige Bildhauerlehre gegeben, damit „Er ihme Jungen alles Ordentlich Zaige, was darzue gehörig, Herogegen Verspricht des Jungen Vatter 60 fl lehgelt Zue bezahlen“<sup>181</sup>. Zum Zeugen der am 6. März 1707 protokollierten Abmachung hatte man „H. Joseph Herrenbeckhen den mahler allhier“ bestellt. Sicher war das Verwandtschaftsverhältnis<sup>182</sup> zur zweiten Frau Philipp Winterhalders dafür ausschlaggebend gewesen, daß der elfjährige Knabe Hans Jakob Braun von der Schweiz nach Gengenbach übersiedelte und die Ausbildung begann. „In Beysein Hr Joseph Herrenbeckhs des mahlers“ versammelten sich am 25. Mai 1711 die Parteien wiederum vor der Stadtbehörde, um „Hanß Jacob Brun, des Ehrbaren, Und Beschaidenen Hanß Jacob Brunen Von Balterswyl, Fischinger Herrschaft in der Schweitz, Ehel: Sohn“ von der Lehrzeit freizusprechen, weil er sich „fromb, redlich, Und Ehrlich Verhalten, sondern auch das Versprochene lehgelt 60 fl richtig abbezahlt“ habe, so daß „Er fürterhin Für einen gesellen Zu pahsiren ist.“<sup>183</sup> Noch bis 1716 bei Winterhalder weiterarbeitend, war Hans Jacob Braun an so wichtigen Werken wie den Altären von Sasbach, Unzhurst, Zell a. H. und der Kanzel der Gengenbacher Klosterkirche beteiligt gewesen. Daß zu dem zweimal genannten Maler Joseph Herrenbeckh ebenfalls enge künstlerische Beziehungen bestanden (Faßmaler und Vergolder der Bildhauerwerkstatt?), dürfen wir vermuten, weil Philipp Winterhalder am selben 25. Mai 1711 bei der Ledigsprechung des „Mahler Lehrjungens Joseph Anthoni Geigenbach, weyl: H: Joh: Martin Geigenbachs gewesten Musici zu oberdorf in Schwaben Nachgelaßnen Ehel: Sohn alß sein Herrenbeckhs respve Stief Sohn“ als Zeuge diente<sup>184</sup>. Auf der Wanderschaft geriet Hans Jacob Braun zusammen mit seinem Gengenbacher Werkstattkameraden Anton Ketterer I ins Oberelsaß, wo beide 1719 in ihren neuen Wohnsitzen Türkheim (Turckheim) und Colmar nachweisbar sind. Bei den stilistisch ganz in der Winterhalder-Nachfolge stehenden Altären und der Kanzel in der Stiftskirche Lautenbach bei Gebweiler müssen wir uns Braun und den etwas älteren Ketterer in einer Arbeitsgemeinschaft verbunden denken, die keine Schwierigkeiten bereitete, weil beide jahrelang in Gengenbach gleich geschult worden sind. Das macht aber auch die Schwierigkeit aus, ihre im Umkreis von Colmar vorhandenen Bildhauerwerke als Arbeit des einen oder anderen Meisters zu erkennen. Die Trennung der beiden Schüler Philipp Winterhalders muß um 1720 erfolgt sein, als sich Anton Ketterer in Colmar verheiratet hatte. Im selben Jahr ließ sich Hans Jakob Braun in Turckheim einbürgern und heiratete 1721 die Türkheimer Bürgerstochter Anna Maria Zochtin. Er war ein im Ober- und Unterelsaß gesuchter Künstler („tam in Superiori quam inferiori Alsatia Sculpturae

181 Stadtarchiv Gengenbach, Contraktenprotokoll 1703—1718, fol. 137

182 Wie Anm. 63, S. 95, Sippentafel

183 Wie Anm. 181, fol. 260 b

184 Wie Anm. 181, fol. 261



abundant, praesertim cruces in mihsionibus erectae“). Kruzifixe und Altäre in Wihr-au-Val, Munster, Kientzheim und Turckheim gehen teilweise oder ganz auf sein Konto. Die stilistischen Eigenheiten der Statuen verraten deutlich die Schulung bei Philipp Winterhalder. Daß er eine Reihe elsässischer Bildhauer des 18. Jahrhunderts in seiner Türkheimer Werkstatt ausbildete, verpflichtet zusätzlich, ihn kunstgeschichtlich zu beachten. Von seinen Zeitgenossen als „Sculptor egregius“ hochgeschätzt, starb Hans Jakob Braun am 17. März 1757 in Turckheim<sup>185</sup>.

Anton Ketterer I erblickte am 25. Januar 1692 als Sohn der Eheleute Gallus Ketterer und Christina Hettichin in Schönwald bei Triberg das Licht der Welt<sup>186</sup>. Erst spät, mit zwanzig Jahren, begann der begabte Jüngling seine Lehre bei Philipp Winterhalder, der ihn am 31. Januar 1712 „auf 4 Jahr lang als vom 1ten Feb. 1712 Biss wider dahin 1716“ aufnahm, um ihm „die Bildthauer Kunst zu lehren, und darbey Ihme alles Zu zaigen, Wass deren anhängig“ ist<sup>187</sup>. Nach vier Jahren, am 15. Februar 1716, fand man sich wieder in der Gengenbacher Ratskanzlei ein, denn es galt, Anton Ketterer „wegen Erlehrnter Bildhawer Kunst, unndt wohl aussgeharnten Lehr-jahren“ von allen Verpflichtungen freizusprechen<sup>188</sup>. Der Bildhauergeselle Hans Jakob Braun, bald danach mit ins Oberelsaß abwandernd, und Franz Ketterer, „des ledig Gesprochenen Bruder“, als einer der „Stammväter der Schwarzwälder Uhrenmacherei“ und Erfinder der Kuckucksuhr bekannt geworden<sup>189</sup>, wohnten der Amtshandlung bei. Am 2. November 1719 ließ sich Anton Ketterer seinen Lehrbrief von Gengenbach nach Colmar nachsenden, weil er in der oberelsässischen Stadt die Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung beantragt hatte. Drei Wochen später heiratete er eine Colmarer Bürgerstochter. Von Anfang an selbständig arbeitend, entwickelte sich Anton Ketterer zum bedeutendsten Colmarer Bildhauer des 18. Jahrhunderts<sup>190</sup>. Für seine Werke in Lautenbach bei Gebweiler, Rouffach und Wihr-au-Val müssen wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Mitarbeit Hans Jakob Brauns, der sich erst 1720 in Turckheim bei Colmar fest niederließ und 1721 verheiratete, annehmen. Ketterers Altäre in der Pfarrkirche Niederentzen bei Rouffach sind ebenso von den bei Philipp Winterhalder erlernten Stileigenheiten geprägt wie alle übrigen Arbeiten. Neuerdings wurde noch eine beachtenswerte Madonna Anton Ketterers in den alten Museumsbeständen auf dem Speicher des Kornhauses in Obernai entdeckt<sup>191</sup>, eine Statue, die sich ganz eng an die Marienfigur von Rouffach

185 Archives Municipales de Turckheim, GG 14, Décès 1757-1792, p. 4

186 Pfarrarchiv Schönwald, Taufbuch 1627—1709, S. 315

187 Wie Anm. 181, fol. 273

188 Wie Anm. 181, fol. 365 b

189 Adolf Kistner, Die Schwarzwälder Uhr, Karlsruhe, 1927, S. 14 und 40

190 Ausführliche Angaben siehe wie Anm. 179, S. 33—62

191 Hermann Brommer, Barockmadonna in Obernai — Annuaire de la Société d'histoire de Dambach-Barr-Obernai, Band 8, 1974.

anschließt. Als wohlhabender Bürger, Besitzer von zwei Häusern in der Rue de l'ancienne Poste und der Rue Corberon, segnete Anton Ketterer I am 6. August 1748 in Colmar das Zeitliche<sup>192</sup>. Weil die Söhne Franz Anton (1733—1796) und Franz Augustin Ketterer (1747—1790) für die Nachfolge noch zu jung waren und als Bildhauer später in Straßburg einen größeren Tätigkeitsbereich fanden, ging die Colmarer Werkstatt an den ebenfalls aus Schönwald bei Triberg stammenden, nah verwandten Anton Ketterer II (1711—1785) über.

Franz Leonhard Fivell, geboren am 22. Oktober 1699 in Offenburg<sup>193</sup>, ist Kind des aus Savoyen eingewanderten Salzhändlers und Zeugkrämers Joseph Vivel<sup>194</sup> und der Maria Magdalena Romännin gewesen. Am 31. Januar 1715 schloß der Vater für seinen Sohn „in Beysein Hanß Jacob Brawnen deß Bildthawer gesellens“ zu Gengenbach den Lehrvertrag, durch den sich Philipp Winterhalder verpflichtete, „frantz Lienerth fivel auf 5 Jahr lang à dato die Bildthawer Kunst zue Lehren“, wofür ihm „60 fl Lehrgelt Unndt 1 doucat = id est 3 fl der Lehrfrawen Trinckhgelt Zue bezahlen“ waren<sup>195</sup>. Wohin F. L. Fivell auf die Wanderschaft gezogen, gelang mir bislang nicht festzustellen. Die Tatsache, daß er noch mindestens ein Jahr mit Anton Ketterer und Hans Jakob Braun in der Gengenbacher Werkstatt zusammengearbeitet hat, und daß stilistische Einzelheiten an oberelsässischen Statuen Ketterers mit solchen Fivells in der Ortenau verglichen werden können, zwingt mich, an die Möglichkeit einer Gesellenzeit des Offenburger Barockmeisters bei seinen ehemaligen Werkstattkameraden im Oberelsaß zu denken. Franz Leonhard Fivell wurde am 14. Mai 1723 mit Anna Maria Sibert in Offenburg getraut<sup>196</sup>, nachdem er einige Tage zuvor mit der Tochter des Zunftmeisters Johannes Sibert einen umfanglichen Ehevertrag geschlossen und sich in der Metzgergasse, im Haus des Schwiegervaters, Wohnung und Werkstatt gesichert hatte<sup>197</sup>. Am 22. November 1723 folgte die Einbürgerung nach<sup>198</sup>. Genauere Einzelheiten über Leben und Werk Franz Leonhard Fivells mitzuteilen, muß ich einer zukünftigen Veröffentlichung vorbehalten. Jetzt sei nur herausgegriffen, daß er sich am 21. Februar 1727 mit der Offenburger Schmiedezunft heftig stritt, weil „der von der Zunft zu Ertheilendte Lehr=brief, — weilen die bildthauer profession Eine Kunst, und Kein Handtwerckh wäre, — in dem Reich nicht vor authentisch Erkannt werdtete“ und er aus diesem Grund „wegen Ungehorsams gegen die Zunft, indeme derselbe Lehr Jungen bey

192 Archives de la Ville de Colmar, Décès 1741-1754, p. 92.

193 Freundliche Mitteilungen von Herrn Stadtarchivar Dr. Otto Kähni, Offenburg, weil 1967/68 die Kirchenbücher zu direkten Nachforschungen nicht zugänglich waren.

194 Stadtarchiv Offenburg, Ratsprotokolle 1689—1698, fol. 10 b und 66

195 Wie Anm. 181, fol. 341 b

196 Wie Anm. 193

197 Stadtarchiv Offenburg, Kontraktenprotokolle 1713—1730, S. 1097—1101

198 Stadtarchiv Offenburg, Ratsprotokolle 1721—1729, S. 267

der Zunft aufdingen und sich waigeret, seinen Angenohmenen leedig sprechen zu lassen“ vor den Rat der Stadt zitiert worden war<sup>199</sup>. F. L. Fivell starb im besten Mannesalter am 9. Januar 1737 in Offenburg<sup>200</sup>. Verwandtschaftszusammenhänge (Pater Ildefons Haas, 1735—1791, der begabte Musiker im Kloster Ettenheimmünster, war ein Neffe von ihm<sup>201</sup>) und eine wichtige Beziehung zum St.-Andreas-Hospital werden im Erbschaftsinventarium der nach ihm verstorbenen Mutter Maria Magdalena Romännin vom 8. August 1740 erkennbar. Dort lesen wir folgende aufschlußreiche Sätze: „Item soll Leonhardt Fivell seel: wegen bezahlten lidlohn dessen gesellen lauth zettul, so ihme Von H: Franz Antoni Witschen St: Andreae-Hospital zinßmeisterten zu bezahlen angewießen 6 f“ und „Item derselbe wegen seinem gesellen, welchem /:Titl:/ H. 12er und Stättmstr Witsch bezahlt ahn 10 f, so ihme derselbe schuldig 9 fl“<sup>202</sup>. Das bedeutet nichts anderes als eine Bestätigung künstlerischer Beschäftigung durch den einflußreichen Hospitalzinsmeister Franz Anton Witsch, dem die Stiftung der großen Steinstatue des Erzengels Michael aus dem Jahre 1732 am Chor der Hl. Kreuzkirche<sup>203</sup> zu verdanken ist. Zu deutlich sind dort die Anklänge an die Winterhalder-Vorbilder von Zell, Prinzbach und Gengenbach (Museum), als daß man etwa vom Stilistischen her die Ausführung der großen Sandsteinfigur durch F. L. Fivell bezweifeln könnte. Für die Ausführung der hübschen, 1731 entstandenen Kartusche am St. Andreas-Hospital mit dem Bild des Hauspatrons kommt aus den vorgenannten Gründen ebenso nur F. L. Fivell in Frage wie für zwei holzgeschnitzte, versilberte Altarleuchter aus dem Spitalkirchlein und für die Madonna des Jahres 1727 (mit Savoyardenzeichen und Hausbesitzersignum HM) am Nordsee-Haus gegenüber dem Spital. Die wichtigsten Arbeiten des Offenburger Barockmeisters stehen in der ehemaligen Franziskanerkirche<sup>204</sup>. Über die vier prächtig geschnitzten Nebenaltäre und die Kanzel war bisher nur Allgemeines zu lesen. Wer die zahlreichen Statuen und deren charakteristische Faltengebung an den Gewändern (Musterbeispiel: die Anselbdritt) betrachtet, wird sofort an die entsprechenden Beispiele im Werk Philipp Winterhalders erinnert. Die Form der Altaraufsätze mit überreicher Blütendekoration tut ein übriges, um die Zuschreibung an einen Winterhalder-Schüler zu bekräftigen. Neben dem vom Lehrmeister übernommenen Formengut vermag ich aus den geschichtlichen Zusammenhängen heraus nur F. L. Fivell als Meister einzukreisen, der in manchem

199 Wie Anm. 198, S. 588

200 Wie Anm. 193

201 Bernhard Klär, P. Ildefons Haas — Ein Musiker des Klosters Ettenheimmünster — Freiburger Diözesan-Archiv 82/83, 1962/63, S. 274

202 Stadtarchiv Offenburg, Nachlaßakten — Inventarium und Abtheilung Magdalena Romännin vom 8. 8. 1740

203 Otto Kähni, Die Offenburger Reichsschultheißen — Die Ortenau 44 (1964), S. 102, mit Abbildung S. 103

204 Otto Kähni, Das Kloster U. L. Frau und dessen Lehr- und Erziehungsinstitut in Offenburg — Die Ortenau 46 (1966), S. 120

(wie etwa in den schräg vorschwingenden Volutenrahmen der oberen Auszüge an den großen Nebenaltären) das Altarschema Philipp Winterhalders weiterentwickelt hat.

Vor einigen Jahren entdeckte ich auf der Rückseite der großen Johann Nepomuk-Statue (Sandstein, aus dem Jahre 1733), die auf dem Dorfbrunnen in Hohberg-Hofweier steht, die Signatur „F. L: Fivel Scul.“<sup>205</sup>. Auch die kleine Gallusfigur in der Hofweierer Galluskapelle wird mit Fivell in Verbindung gebracht<sup>206</sup>. — Auf dem Speicher der katholischen Kirche von Diersburg sah ich in miserabler Verfassung eine Annaselbdritt und zwei weibliche Heilige des Offenburger Meisters.

Den großen Nebenaltären der Offenburger Franziskanerkirche ähnlich zeigt sich der vom Stil Winterhalders beeinflusste, mit gewundenen Säulen und überreicher Dekoration gestaltete, aber durch den schräg schwingenden Volutenrahmen des Auszuges abweichende Altarbau im Chorraum der Friedhofskirche Urloffen-Zimmern. Keine Frage, das ist eine Arbeit F. L. Fivells. Verblüffend wirken die Peter- und Paulsstatuen durch ihre starke Ähnlichkeit zu den Parallelfiguren Anton Ketterers in Niederentzen und Lautenbach (Oberelsaß). Die langgezogenen, in Rollenlocken endenden Bartsträhnen des Paulus entsprechen hingegen ganz denen des hl. Andreas in der Kartusche von 1731 an der Offenburger Spitalkirche. Auch die einfachen Nebenaltäre Urloffen-Zimmern mit den ovalen Medaillons als Auszüge (vgl. Ketterer-Altäre in Lautenbach) sowie die Heiligenstatuen an der Wand des Langhauses (Bischof, St. Wendelin) ordnen sich nur in das Werk des Offenburger Barockmeisters ein.

Reste einer Altarausstattung F. L. Fivells entdeckte ich vor sieben Jahren in der Pfarrkirche Nesselried: Statuen des Evangelisten Johannes, Johannes des Täufers, des hl. Sebastian und St. Wendelins sowie eines kleinen Auferstandenen.

Sehr nahe verwandt mit den Schnitzereien des Gengenbacher Klosterkirchenportals (1719), an dem Fivell als Lehrjunge mitgearbeitet hat, ist das Chorgestühl der Pfarr- und Wallfahrtskirche Weingarten bei Offenburg. Dessen stilistische Gegebenheiten sind so schwer zu beurteilen, daß ich vorerst nicht entscheiden möchte, wem die Gestühlsschnitzerei zugewiesen werden muß. Winterhalder oder Fivell kommen in Frage.

Daß der Vater Philipp Winterhalders und der Bildhauer Mathias Faller (1707—1791) aus demselben Oberfallengrundhof der Gemeinde Neukirch

---

205 Otto Kähni, Hofweier in Geschichte und Gegenwart — Verlag der Gemeindeverwaltung, 1972, S. 157

206 Offenburger Tagblatt, 11. November 1971 — (s.) Hofweier, Galluskapelle wieder ein Kleinod der Pfarrgemeinde



bei Furtwangen stammten, bewog sowohl Pfarrer Manfred Hermann<sup>207</sup> als auch Klaus Weber<sup>208</sup>, eine Lehrzeit des berühmten Schwarzwälder Rokoko-meisters bei dem entfernt verwandten Gengenbacher Bildhauer in den Zwanzigerjahren anzunehmen. Leider fehlen aber die Contraktenprotokolle nach 1718, die Aufschluß über eine Grundausbildung Mathias Fallers (und evtl. weiterer Bildhauer) bei Philipp Winterhalder hätten geben können. Ich will die Möglichkeit keineswegs grundsätzlich verneinen, obwohl ich feststellen muß, daß in dieser Frage keinerlei Sicherheit zu gewinnen ist, weil die stilistischen Einflüsse der Winterhalder-Werkstatt, die bei der Kreuzigungsgruppe Mathias Fallers (1736) an der linken Chorwand der Wallfahrtskirche St. Märgen zu spüren sind, auch von Anton Ketterer vermittelt worden sein können<sup>209</sup>. Nach einem Bericht aus dem Jahr 1796 hatte Mathias Fallers als Geselle auf der Wanderschaft zuerst in Colmar Station gemacht<sup>210</sup>.

### *Der Sohn Clemens Winterhalder*

Als Nachfolger in der Werkstatt vorgesehen, hat der am 6. Februar 1712 in Gengenbach geborene Clemens Winterhalder<sup>211</sup> sicher noch die Bildhauerlehre beim Vater begonnen. Dem Lebensalter entsprechend, müssen wir dafür die Jahre 1726 und 1727 in Betracht ziehen. In Gengenbacher Archivalien zum letztenmal in Eheeinträgen vom 14. Juli und 12. September 1727 als Trauzeugen genannt<sup>212</sup>, dürfte Clemens zwar nach dem Tode des Vaters bei einem im Dienst der Mutter die Werkstatt weiterführenden Gesellen die Ausbildung vollendet haben, zog aber danach sofort auf Wanderschaft. Wie Mathias Fallers und wohl auch F. L. Fivell lockte ihn das Oberelsaß an. Die Verbindungen zur Gengenbacher Winterhalder-Familie waren dort über die Jahre hinweg erhalten geblieben, denn ein vor dem Stadtgericht von Türkheim (nahe Colmar) verhandelter Streitfall<sup>213</sup> beweist uns, daß Clemens Winterhalder bei dem verwandten Hans Jakob Braun als Mitarbeiter in die Werkstatt eingetreten war:

„1730 — Den 1t Septembris Zwischen Clemens winterhalter Bilthhawer-gesell Clägeren eines: Contra Anna Maria Zochtin H. Jacob Braunen Bildthawereren alhier Ehefrawen erscheinend in Persohn Verbeyständet durch H. Singler Bekhlagte anderen Theyls.

---

207 Manfred Hermann, *Der Klosterbildhauer von St. Peter* — Beilage der *Badischen Zeitung*, Freiburg, Nr. 37, vom 16. September 1967

208 Wie Anm. 7, Kap. Die Bildhauer vom Oberfallengrund, S. 53

209 Manfred Hermann, *Die Klosterkirche zu St. Märgen* — In *Festschrift 850 Jahre St. Märgen*, 1968, S. 79

210 Wie Anm. 179, S. 52 — P. Franz Steyrer, *Geschichte der Schwarzwälder Uhrenmaderkunst* — Freiburg, 1796, S. 11

211 Kath. Pfarramt Gengenbach, Taufbuch 1683—1726, o. S.

212 Kath. Pfarramt Gengenbach, Ehebuch 1704—1732, o. S.

213 Auguste Scherlen, *Ville de Türkheim, Inventaire Sommaire des Archives Communales antérieures à 1790*, 1925, p. 57

Cläger concludirt, daß Bekhlagte möchte angehalten werden, Ihme die Statuam Herculis so Er ihre aufzueheben geben, widerum einzuehändigen, Und wegen der Verweigerung sie in 12. Livres de dommages Unnd Interesse Unnd in alles zu Unkhösten zue Condemnieren.

Unnd die Bekhlagte zue dero Verandworthung gesagt, daß zwar wahr, daß sie ein garstiges Unnd abscheuliches venusBildt Von dem Clägeren gesehn, mit welchem Er auch hin Unnd wider große ärgernus gegeben, worauf sie die Bekhlagte Umb Verhütung ferneren ärgernuß ein solches in das feür geworffen, Concludirt dahero, daß Cläger Von seinem ohnfermblich Begeren mit abtrag Kostens möchte abgewißen werden mit vorbehalt des procureur fiscals conclusionem.

Cläger sagt replicando, dass obgemelte Statua Herculis ein Kunststuckh seyn Und daß alle Bilthawergesellen dergleichen Bey sich Tragen, Umb Bey denen Herren Unnd Maisteren Zue Zeignus ihrer Kunst Vorzueweyßen, Begert dahero, daß Bekhlagte ein Körperlichen ayd schwören solle, daß sie solches Verbrandt, Unnd wan solches geschehen, sie die Bekhlagte in 15. Thaler Vor quaestionirte Statua ihme Zue Bezahlen condemniren.

Nach angehörten Clag Unnd andworth hat E. E. Gericht die Bekhlagte Condemnirt, Clägerin die quaestionierte Herculis Statua einzuehändigen, womit und nit in erfolg dessen dafür fünf Thaler Zue Bezahlen mit abtrag Kostens so ad 1 Lv 16 ß 8 d liquidirt wordten.“<sup>214</sup>

Clemens Winterhalder wird nach solchem Streit mit der Meistersfrau wohl sein Ränzlein geschnürt haben und weitergezogen sein. Wohin, ist unbekannt. Daß er nicht mehr nach Gengenbach heimkehrte, zwang die Mutter, den Werkstattbetrieb Philipp Winterhalders aufzugeben.

### *Lebensdaten*

- 1667 2. Mai — Philipp Winterhalder in Kirchzarten geboren
- 1692 6. Okt. — Verheiratung in Ebersmünster
- 1693 2. März — Taufe eines Sohnes in Straßburg
- 1695 Aufnahme als Hintersäß in Gengenbach
- 1696 Einbürgerung in Gengenbach
- 1699 6. Juni — Tod der Ehefrau Maria Eva Rümelin
- Um 1700 Wiederverheiratung
- 1701 Hausbau
- 1712 Geburt des Sohnes Clemens
- 1720 Ratsherr im Jungen Rat Gengenbachs
- 1723 Hausneubau
- 1727 18. Dezember — Tod Philipp Winterhalders in Gengenbach
- 1750 6. Juli — Tod der Witwe Catharina Winterhalder geb. Schneider

<sup>214</sup> Archives Municipales de Turckheim, FF 6 — Registres des audiences du tribunal municipal 1705—1754  
Jahrgang 1730, 2. Heft, o. S.

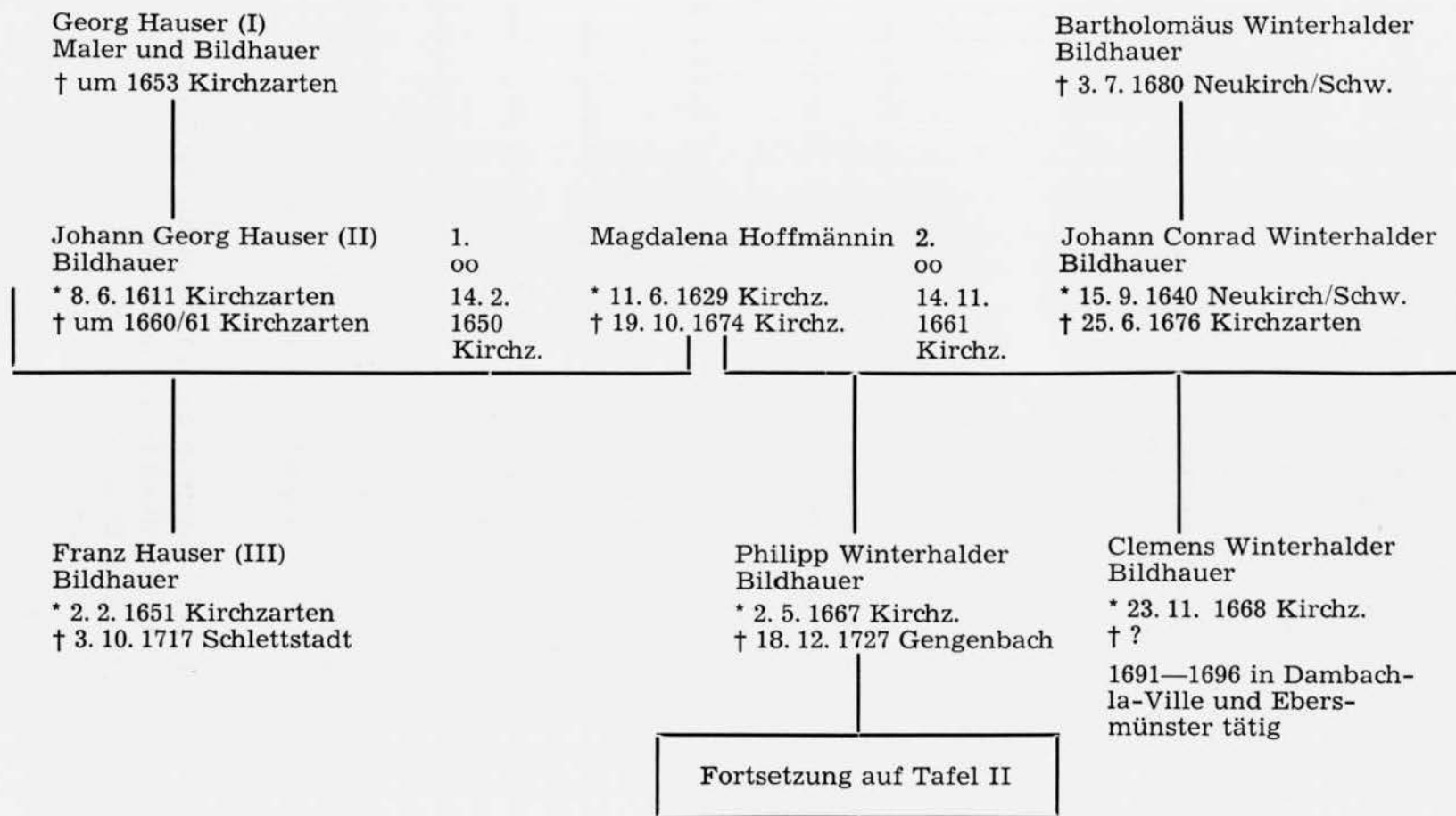
## *Werkliste*

### *Datierte Werke*

- 1691 Beteiligung am Choraltar der Sebastianskapelle Dambach-la-Ville  
1692 Arbeiten in Ebersmünster  
Um 1700 Abtswappen über dem Gengenbacher Klosterportal  
1701 Madonna über dem Portal der Gengenbacher Abteikirche  
1703 Kruzifix für Brückenskapelle Gengenbach  
1704 Choraltar für Oberweier-Friesenheim  
1706 Grabmal des Reichsbarons Johannes von Meyershofen zu Grebern  
in Zell a. H.  
1709 Totenkreuz für Pfarrkirche Gengenbach  
1710 Choraltar und Beichtstuhldekorationen für die Dreifaltigkeits-  
wallfahrtskapelle auf dem Hochfeld bei Sasbach  
1710 Altar für die Pfarrkirche Unzhurst  
1712 Nebenaltar Maria Freud in der Wallfahrtskirche Zell a. H.  
1715 Grabmal Bender in Gengenbach  
1715 Kanzel der Abteikirche Gengenbach  
1715 Hochaltar der Wallfahrtskirche Zell a. H.  
1717 Kruzifix für Bergle-Wegkapelle in Gengenbach  
1717 Ankauf eines älteren Winterhalder-Altars in Schuttern für Pfarr-  
kirche Niederschopfheim (heute Waldprechtsweier)  
1718 Kronen für Madonnenbildnis der Gengenbacher Pfarrkirche  
St. Martin  
1719 Vortragskreuz für Pfarrkirche Gengenbach  
1719 Neuer Altar und „andere anständige Sachen“ für Pfarrkirche  
Oberweier-Friesenheim  
1719 Große Portaltüre für Abteikirche Gengenbach  
1720 Kleinaltar für Annachörlein der Gengenbacher Pfarrkirche (heute  
in Berglekapelle?)  
1722 Evangelist Johannes-Statue und Dekorationen für den neuen  
Hochaltar der Gengenbacher Abteikirche  
1722 Dekorationen für den neuen Hochaltar der Pfarrkirche Gengenbach  
1723 Steinkruzifix in der Grabkapelle Bender, Gengenbach  
1724 Großer Nebenaltar auf der Epistelseite der Pfarrkirche Gengenbach  
1725 Zweiter Nebenaltar der Gengenbacher Pfarrkirche  
1726 Kruzifix an den Chorbogen der Pfarrkirche Gengenbach

### *Undatierte Arbeiten*

- Kruzifix in Berglekapelle Gengenbach, Wallfahrtskirche Zell a. H. und  
Peterskapelle Reichenbach bei Gengenbach  
Altäre in den Pfarrkirchen Erlach und Prinzbach  
Einzelstücke in Renchen, Stadelhofen, Zell a. H., Gengenbach, Ulm bei  
Oberkirch, Unzhurst und Augustinermuseum Freiburg





François Remily Bildhauer aus der Pikardie † 5. 6. 1691 Straßburg	oo 6. 2. 1673 Zabern	(Maria) Eva 1. Fridrichin (Baronin?) verw. Rümelin † 6. 6. 1699 Gengenb.	oo 6. 10. 1692 Ebersmünster	Philipp Winterhalder Bildhauer * 2. 5. 1667 Kirchzarten † 18. 12. 1727 Gengenbach	2. oo um 1700	(Maria) Catharina Schneiderin aus Balterswil/TG † 6. 7. 1750 Gengenbach
---	-------------------------------	--	--------------------------------------	--	------------------------	--

- |  |   |  |   |
|--|---|--|---|
| <p>a. Maria Elisabeth Rimelin<br/>oo 7. 2. 1699<br/>Gengenbach<br/>Hans Jakob Flaig von<br/>Triberg</p> <p>b. Maria Eva Rimelin<br/>* 17. 3. 1686<br/>Zabern<br/>1. oo 9. 5. 1705<br/>Gengenbach<br/>Peter Bender,<br/>Schreiner<br/>2. oo 24. 1. 1722<br/>Gengenbach<br/>Nikolaus Sailer,<br/>Schreiner von Wil</p> <p>c. Catharina Rümelin<br/>1. oo Gengenbach<br/>Franz Johann,<br/>Steinmetz<br/>2. oo 2. 1. 1717<br/>Gengenbach<br/>Michael Natterer,<br/>Steinhauer</p> | <p>1. Johann Philipp<br/>* 2. 3. 1693<br/>Straßburg</p> <p>2. Maria Magdalena<br/>* 1. 1. 1696<br/>Gengenbach</p> | <p>3. Maria Siphorosa<br/>* 18. 7. 1701 Gengenb.<br/>oo 1724 Gengenb.<br/>Bäcker J. F. Kaim<br/>† 25. 7. 1769 Gengenb.<br/>Mutter des Feldmarschalleutn. J. K. V. von Keim</p> <p>4. Joseph Antoni †<br/>* 31. 10. 1702</p> <p>5. Eva Barbara<br/>* 12. 5. 1704 Gengenb.<br/>oo 1726 Gengenb.<br/>Bäcker A. Geldreich<br/>† 13. 3. 1729 Gengenb.</p> <p>6. Franciscus Xaverius<br/>* 1. 12. 1705 Gengenb.</p> <p>7. Maria Anna<br/>* 22. 9. 1707 Gengenb.<br/>oo Schuhmacher<br/>Heinrich Stuber<br/>† 4. 3. 1752 Gengenb.</p> <p>8. Franciscus Sebastian<br/>* 23. 1. 1709 Gengenb.</p> <p>9. Maria Johanna Walpurga<br/>* 29. 9. 1710 Gengenb.<br/>oo 1733 Gengenb.<br/>Faßküfer Franz Hagenauer<br/>† 9. 3. 1784 Gengenb.</p> | <p>10. Clemens<br/>* 6. 2. 1712 Gengenb.<br/>1730 Bildhauer in<br/>Türkheim/Oberelsaß</p> <p>11. Joh. August Barnabas<br/>* 11. 7. 1714 Gengenb.</p> <p>12. Maria Seraphina<br/>* 4. 7. 1715 Gengenb.<br/>1. oo Gengenbach<br/>Schmied Sebastian Oser<br/>2. oo 1756 Gengenbach<br/>Schmied Jakob Oser<br/>† 20. 8. 1759 Gengenbach</p> <p>13. Joseph Antoni<br/>* 8. 1. 1717 Gengenb.</p> <p>14. Maria Anna Catharina<br/>* 27. 10. 1718 Gengenb.</p> <p>15. Anna Magdalena<br/>* 27. 4. 1720 Gengenb.<br/>oo Gengenbach<br/>Küfer Benedikt Schaub<br/>† 6. 12. 1759 Gengenb.</p> <p>16. Maria Salomea<br/>* 2. 3. 1722 Gengenb.</p> |
|--|---|--|---|

Familientafel II

## Ernst P. Huber

Von Thomas Kopp

Im Mai 1974 war die Ausstellung des Offenburger Verkehrsvereins Ernst P. Huber gewidmet. Der Betrachter des Huberschen Gesamtschaffens kann feststellen, wie ein beträchtlicher Teil dieser Werke geschichtliche Motive des heimischen Raumes behandelt, so daß wir den Künstler als einen der „Maler unter den Ortenau-Historikern“ bezeichnen dürfen.

Wenn er dies wurde, ist's kein Zufall. Zell am Harmersbach, sein Geburtsort (1900), war damals noch jenes Städtle, von dem Hansjakob schreiben konnte: „Ich kenne kein Städtchen im badischen Lande, das elegischer und stiller gelegen wäre als dieses Zell. Es liegt an sonnigen Tagen eine solche Ruhe über diesem alten Wald- und Reichsstädtchen, daß man glauben möchte, es wäre eben vom Grabe auferstanden und harre nur der lebendigen Bewohner“<sup>1</sup>. Wer also in diesem ehemaligen Reichsstädtle der Jahrhundertwende das Licht der Welt erblickte und dort bis zum Weltkrieg die ersten 14 Jahre erleben konnte, dem war eine in eine historisch-landschaftlich geprägte Umwelt gebettete „Stille Jugend“ beschieden.

An diesen Grundlinien hatten dann wohl auch die Maler-Lehrjahre in der „Zeller Unteren Fabrik“ während der Kriegszeit kaum etwas geändert. Sicherlich wurde das erst anders, als Huber in Karlsruhe in der Kunstakademie studierte und später in Berlin-Werder selbständig schuf. Daß ihn dabei aber die „laute Welt“ innerlich doch nicht bewältigte, bewies der junge Maler 1932 — nach dem Unfalltod seines Vaters — durch die Rückkehr zu Mutter und Heimat, wo er sich dann weiterhin als freier Künstler (zeitweise als Kirchenmaler) betätigte. Auch die Teilnahme am Zweiten Weltkrieg hat aus dem Schwarzwälder keinen „Lauten“ gemacht.

In den Nachkriegsjahren konnte die kleine Welt der Heimat nicht Raum und Gelegenheit bieten, seine Kunst zu entfalten; Huber aber hat sich mit bewundernswerter Gelassenheit und innerer Überwindung — ein Stiller im Lande — ins Unvermeidliche gefügt: Er arbeitete, nun ein „Handwerker seines Könnens“, wieder dort, wo er als Malerlehrling einst begonnen, in der „Unteren Fabrik“. (U. a. leitete er die Malausbildung der Lehrlinge.)

---

<sup>1</sup> Hansjakob H., Aus meiner Studienzeit, Volksausgabe, Stuttgart, Bonz u. Comp., 1910, S. 172

Als die Zeit des Wirtschaftswunders anfang, die wahrscheinlich auch der reifen Kunst Hubers eine bessere wirtschaftliche Grundlage gegeben hätte, griff das Schicksal — uns unbegreiflich — allzu früh ein und riß den noch nicht Neunundfünfzigjährigen aus der Stille sommerlichen Wirkens heraus (gestorben 29. 6. 1959).

Wenn man Hubers Bilder in größerer Anzahl beisammen sieht, ist diese Schau vorweg ein beglückendes, geistiges Wandern durchs Alemannenland. Damit wollen wir aber nun keineswegs sagen, Hubers Kunst beschränke sich auf die Heimat; zahlreiche Bilder liefern den Beweis von des Malers Fernweh und wie er die Welt draußen zu erfassen vermochte. Bei vielen Werken stoßen wir immer wieder auf ein Lieblingsmotiv Hubers: Baum und Weg. Es drückt — bewußt oder unbewußt, sei dahin gestellt — wohl des Künstlers „Verwurzelung und Fernweh“ aus. Und man möchte es fast tragisch nennen, daß es Huber erst als Soldat des Zweiten Weltkrieges möglich wurde, das Fernweh zu stillen, fremde Landschaften zu erleben und zu gestalten. In den Nachkriegsjahren, da der beginnende Wohlstand es gestattete, drängte es Huber in die Ferne — und sei's nur, um nach der Rückkehr den heimischen Raum durch die Möglichkeiten des Vergleichs noch tiefer zu erkennen und mehr zu lieben.

Aber allen Werken, diesen wie jenen, ist das „typisch Hubersche“ eigen: die stille Größe eines großen Stillen. So wären wir bei seinem „Stil“. Auf der vielbeachteten Huber-Ausstellung im Europahaus Offenburg (1955) fragte bei der Eröffnung der Bürgermeister nach dem „Standpunkt unter den heutigen Kunstschaffenden“, und Huber antwortete schlicht jedoch fest, er habe sich nicht für eine bestimmte Richtung entschieden, er wolle seine eigene persönliche Art bewahren. Und in diesen paar Worten liegt das Wesentliche seines Schaffens, das, was ihn zu einem Innengesteuerten machte. Es war ja schließlich das Gesetz, nach dem er angetreten.

Darin finden wir nun auch die Erklärung, warum Huber zu einem „Künstler unter den Historikern“ wurde. Mit welcher Einfühlungsgabe konnte der Sohn der ehemaligen Reichsstadt die Vergangenheit lebendig machen! Denken wir doch an die 12 Zeichnungen in der Zeller Chronik<sup>2</sup>, u. a.: Nachwächter und Flößer, Schwedenkreuz und Gröbernhofturm, Fachwerkhäuser und die alte Nordracher Kirche. Oder erinnern wir uns an die vielen andern geschichtlichen Darstellungen, die Neujahrskarten mit geschichtlichen Motiven. Oder auch an das papierne Notgeld der Inflation, auf dem der Reichsschultheiß mahnend vor dem Storchenturm steht. Selbst im 1969 erschienenen Ortsführer<sup>3</sup> griff man auf zwei von Hubers Geschichtsbildern zurück, und ebenso finden sich in der Fortsetzung der Zeller Chro-

---

2 Disch F., Chronik der Stadt Zell am Harmersbach, Verlag Schauenburg Lahr, 1937

3 Ortsführer Zell/Harmersbach, Herausgeber: Kur- und Verkehrsverein Zell a. H.

nik von R. Baitsch<sup>4</sup> wieder acht Huber-Zeichnungen. Und wie oft diente die Geroldseck dem Künstler als Vorlage oder der durch Hansjakob bekannt gewordene Mühlstein. Den Vogtsbauernhof von Gutach stellte Huber dar — lange bevor dieses alte Bauernhaus zum „Schwarzwälder Heimatmuseum“ gemacht wurde!

Bei einem Gesamtüberblick könnte man Hubers Werk einteilen in Moll und Dur. Gerade die Bild-Melodien in Moll verleihen vielen Gemälden die Echtheit, das Persönliche, das Alemannische. Doch singt der Alemanne auch gerne mal in Dur. Die Bilder dieser Art haben ebenfalls eine persönliche Note und wirken gerade im Gegensatz zur erstgenannten Gruppe.

Zum Tode Ernst P. Hubers schrieb dortmals Kurt Scheid<sup>5</sup>: „Was unsere Malerei . . . allzufrüh verlor, wird erst dann offenbar werden, wenn wieder ein abgewogeneres Verhältnis zur Sichtung und Einordnung der bildnerischen Werte gefunden sein wird, die auf die Persönlichkeit und nicht auf die Mode gegründet sind.“ 15 Jahre nach Hubers Tod aber — und wir denken dabei v. a. auch an die Bewertung der Offenburger Ausstellung (1974) und an eine Dia-Serie<sup>6</sup> — darf man sich doch abschließend fragen: Ist's nun soweit, daß sich die Zeit andeutet, in der man die „bildnerischen Werte“ wieder sieht, die eine „innengesteuerte Persönlichkeit“ sich abrang, also ein Künstler, der uns mit seinem Leben die große Stille und mit seinem Werke — besonders auch dort, wo es Geschichte darstellt — die stille Größe vermittelt?

## Kultur- und Symbolgeschichtliches zum Verständnis mittelbadischer Apothekennamen

*Von Manfred Lurker*

Die Wurzeln der abendländischen Pharmazie sind in dem Prozeß der Wiederentdeckung des antiken medizinischen und naturkundlichen Wissens verankert, das von den Arabern tradiert und in Süditalien (Salerno) und Spanien (Toledo) vom christlichen Abendland übernommen wurde. Im Oberrheingebiet entstanden die ersten Apotheken im Zusam-

---

4 Baitsch R., Chronik der Stadt Zell a. H. Erweiterung und Fortführung (1938—1969) der Dischschen Chronik, Verlag: Stadtverwaltung Zell a. H., 1970 (darin auch S. 240/2: „In memoriam Ernst Peter Huber“)

5 „Schwarzwälder Post“, Zell a. H., 5. 7. 1959: „Ernst Peter Huber als Maler und Mensch“

6 Bei der Zeller Huber-Ausstellung 1969 machte u. a. Oberschulrat Klein Farbaufnahmen der Bilder. Eine Auswahl, mit Einleitung und Text versehen, wurde zu einer Dia-Serie zusammengestellt und der Heimatreihe der Wolfacher Kreisbildstelle einverleibt, von wo sie jederzeit leihweise bezogen werden kann.



menhang mit klösterlichen Hospitälern. Die ältesten nachweisbaren Apotheken dürfen allerdings nicht mit dem Auftauchen des Wortes *apotheca* verbunden werden; denn dieses hat im mittelalterlichen Latein verschiedene Bedeutungen, vor allem Ablage, Aufbewahrungsort, Warenlager — entsprechend dem griechischen *apothekē* = Niederlage. So mißverstand man die *apotheca* einer Trierer Schenkungsurkunde von 1241 und machte aus ihr — inzwischen einwandfrei als Weinkeller erkannt — die „älteste Apotheke Deutschlands“.<sup>1</sup> Andererseits ist gerade das Jahr 1241 durch das von Kaiser Friedrich II. erlassene Medizinal-Edikt bedeutsam, findet sich darin doch erstmalig eine urkundliche Trennung von Arzt und Apotheker.

In Mitteleuropa erfolgte die Gründung öffentlicher Apotheken im heutigen Sinne in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert mit dem Aufschwung der Städte. Leider ist aus den durch die Wirren der Zeit nur spärlich erhaltenen Urkunden meist nicht zu ersehen, ob die Apotheke, die ja zunächst die einzige am Ort war, einen Namen bekam und welchen. In den folgenden Ausführungen wollen wir uns einem eng begrenzten historischen Gebiet, nämlich der Ortenau, zuwenden und dabei doch den Blick nicht verlieren für die größeren Zusammenhänge, die das Heranziehen von Vergleichsmaterial aus anderen Räumen und Zeiten rechtfertigen.

Bei der Begegnung mit den heutigen Apothekennamen taucht die Frage nach der Motivik ihrer Benennung auf. Da kann man zunächst Namen feststellen, die auf die geographische Lage hinweisen, so z. B. *Schwarzwald-Apotheke* in Gengenbach, *Hanauerland-Apotheke* in Kehl, *Renchtal-Apotheke* in Oppenau. Andere Namen kennzeichnen die Lage innerhalb des Ortes, wie z. B. die *Apotheke am Stadtgarten* in Bühl oder die *Bahnhof-Apotheke* in Haslach. In gewissem Sinne kann hier auch die weitverbreitete *Stadt-Apotheke* (wie in Achern und Kehl) angeschlossen werden, weiter die *Schloß-Apotheke* (Rust) und die *Alte-Hof-Apotheke* (Baden-Baden), wobei bei letzterer nicht untersucht wurde, inwieweit ihr Name auf ein früheres Besitz- bzw. Pachtrecht schließen läßt — so war z. B. die Bamberger Hofapotheke (eine der ältesten Deutschlands) bis 1587 im Besitz der Fürstbischöfe.<sup>2</sup> Die *Kloster-Apotheke* in Schwarzach erinnert an die Apotheke des ehemaligen Benediktiner-Klosters; die schöne barocke Inneneinrichtung des 1724 errichteten Apothekenhauses bildet heute ein Schmuckstück des Deutschen Apotheken-Museums im Heidelberger Schloß.

Von Benennungen nach einer geschichtlichen Persönlichkeit seien hier nur die *Erwin-Apotheke* (in Achern) und die *Meister-Erwin-Apotheke*

1 Rudolf Schmitz: Mörser, Kolben und Phiolen. Aus der Welt der Pharmazie. Stuttgart 1966, S. 83.

2 Siegfried Gutmann: Alte deutsche Apotheken. Ettlingen (Arzneimittelfabrik Spitzner) 1972, S. 16.

(in Steinbach) angeführt, die auf den angeblich in Steinbach geborenen berühmten Baumeister am Straßburger Münster anspielen; der Zusatz „von Steinbach“ ist jedoch nicht ursprünglich, sondern stammt erst aus dem 17. Jahrhundert.

Ungleich größeres Interesse verdienen die Apothekennamen, die auf biblische oder hagiographische Gestalten zurückzuführen sind. Es ist wahrscheinlich öfters vorgekommen, daß mittelalterliche Apothekengründungen unter den Schutz eines Heiligen gestellt wurden; so erhielt eine um 1225/1228 in Venedig gegründete Apotheke den Namen von San Julian. Ohne Zweifel wurden auch in späterer Zeit der Bibel oder Legende entnommene Namen als Sinnträger aufgefaßt und bewußt ausgewählt.

Immer schon suchten die Menschen aus ihrem unruhigen, von Leid und Tod bedrohten Dasein heraus eine andere Welt, eine Welt der Sorglosigkeit, des Friedens, des Heils. Auch glaubten sie zu erkennen, daß einige wenige ihrer Zeitgenossen dieser „heilen“ Welt näher standen, „Heilige“ waren. Der Heilige, in dem sich die göttliche Kraft zu verdichten scheint, wird für den mit dem Gefühl der Hilfsbedürftigkeit behafteten Menschen zum Heiler; Wundererwartung und als wirklich überlieferte Wunder stehen in einer rational nicht erfaßbaren Korrelation. Im folgenden seien einige Apothekennamen angeführt, die von dem tiefen Glauben früherer Jahrhunderte und ihrer heute meist nicht mehr verstandenen Ausstrahlungskraft Zeugnis ablegen.

#### *Bernhardus-Apotheke*

(Baden-Baden)

Der badische Markgraf Bernhard übertrug seine Herrscherrechte an seinen Bruder, um sich ganz der Kirche widmen zu können. 1458 erlag er in Piemont einer schrecklich um sich greifenden Seuche, die angeblich mit seinem Tode plötzlich aufhörte. An seinem Grab sollen zahlreiche Wunderheilungen geschehen sein. Eine Motivtafel in Baden-Baden (Neues Schloß, Zähringer-Museum) zeigt den Seligen mit bartlosem, jugendlichem Gesicht in voller Rüstung, von Engeln umgeben. Als Streiter wider Not und Tod ist Bernhardus durchaus ein würdiger Patron für eine Apotheke, ganz abgesehen davon, daß er in Baden-Baden auch noch zum historischen Lokalkolorit beiträgt.

#### *Engel-Apotheke*

(Lahr)

In unserer säkularisierten Zeit ist es nicht einfach, sich in die mittelalterliche Vorstellungswelt mit ihren Ängsten vor dem Dämonischen

und ihrer Sehnsucht nach dem Himmlischen hineinzudenken. Die Engel galten ganz allgemein als Beschützer des Menschen; im deutschen Sprachraum war besonders der Erzengel Michael vom Volk verehrt.<sup>3</sup> Er war der Töter des höllischen Drachen und damit Überwinder des Bösen; man glaubte, daß ihm nicht nur Gottes Heil zu verkünden obliege, sondern selbst Heilung zu vermitteln. Nach legendärer Überlieferung ließ er zu Chonae bei Kolossae eine heilkräftige Quelle hervorsprudeln, deren Wasser nicht nur von körperlichen Leiden befreite, sondern auch der Seele zum Heil diente.<sup>4</sup> Der mit seinem Schwert vor allem Übel schützende Michael wurde zum Engel schlechthin. Sein anderes Attribut ist die Waage; in mittelalterlichen Bildwerken wird er oft als Seelenwäger beim Jüngsten Gericht dargestellt. In seiner Eigenschaft als Seelengeleiter (häufig sind ihm Friedhofskapellen geweiht!) und als Seelenwäger verhilft der Erzengel den Guten zu einem neuen Leben, frei von Krankheit und Tod.

Als Symbol der Gerechtigkeit und des Heils wurde die Waage zu einem Wahrzeichen der Apotheker; in Spätrenaissance und Barock war der Bildtypus „Christus als Apotheker“ mit der Waage in der Hand weit verbreitet. Der Engel selbst, gemeint ist Michael, wurde zum Patron der Apotheker, von denen früher nicht wenige ihre Offizin nach ihm benannten — eine der ältesten ist um 1420 in Augsburg nachgewiesen. Auch in Goethes Volksepos „Hermann und Dorothea“ heißt die Apotheke „zum Engel“.

### *Johannes-Apotheke*

(Bühlertal; in Offenburg: Johannis-Apotheke)

Johannes der Täufer war Wegbereiter Christi, in dem er das Heil der Welt erkannte. Die große Bedeutung, die Johannes im mitteleuropäischen Brauchtum zum Teil bis in unsere Tage hat, ist weniger durch den biblischen Text oder die Legende begründet als vielmehr durch seinen Geburtstag, der auf den 24. Juni fällt, nach alter germanischer Auffassung ist dies der Tag der Sommersonnenwende. Darauf spielt auch die Inschrift über Johannes auf dem Isenheimer Altar zu Colmar an: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“; gemeint ist, daß Christus als Sonne des Heils sich entfaltet, Johannes aber — mit der absteigenden Sonne — dem Tode entgegengeht. Nach altem Volksglauben soll die Vornahme gewisser Handlungen am Johannistag die Gesundheit fördern

---

<sup>3</sup> Die Gleichsetzung des „Engels“ mit Michael in Anlehnung an H.-D. Schwarz: Symbolik und Symbole in alten deutschen Apothekennamen (Deutsche Apotheker-Zeitung 105/1965, S. 1397).

<sup>4</sup> Alfons Rosenberg: Michael und der Drache. Olten — Freiburg 1956, S. 75 f.

und Krankheiten heilen. Die zu dieser Zeit geschlagene Butter soll heilsam sein und wird deshalb längere Zeit aufbewahrt; beliebt war auch das Essen von in Schmalz gebackenen Holunderstauden, damit man während des Jahres nicht erkrankt.

In vorchristliche Zeit zurück geht der gerade auch in Südwestdeutschland im 15. bis 17. Jahrhundert verbreitete Brauch, in der Johannisnacht unter Schmausen und Zechen ein mehrstündiges Bad zu nehmen, um so das ganze Jahr vor Krankheit bewahrt zu bleiben. Ein anderer, im ganzen Rheingebiet vorkommender Brauch war, daß die an der Johanneskrankheit (Epilepsie) Leidenden in den Kirchen oder auch im Freien unter Musikbegleitung tanzten, um bis zur Wiederkehr des Festtages vor der Krankheit gefeit zu sein.<sup>5</sup> Von Pieter Brueghel d. Ä. gibt es in Wien (Albertina) eine Zeichnung, auf der Tanzkranke auf diese Weise am Johannistag zu ihrer Heilung tanzen — also similia similibus curantur! Das Johanniskraut (Hartheu; *hypericum perforatum*) soll Teufel und Krankheitsgeister vertreiben; selbst der berühmte Arzt Paracelsus von Hohenheim wollte in der Pflanze das „signum“ zur Ausreibung der „Phantasmata“ erkennen.<sup>6</sup> Am Johannistag gesammelte und zu einem Kranz gewundene Heilkräuter sollen Glück und Segen bringen.

### *St. Leonhard-Apotheke*

(Lauf bei Achern)

Der zunächst am Hofe des Merovingerkönigs Chlodwig lebende Edelmann Leonhard besuchte, von Mitleid erfüllt, täglich die Gefangenen, erreichte ihre Freilassung und löste selbst ihre Fesseln. Bald danach zog er sich in die Einsamkeit zurück und heilte die herankommenden Kranken. Mit großer Wunderkraft begabt, ließ er eine Quelle aus einem Stein hervorströmen. Da er der Frankenkönigin in Geburtsnöten geholfen haben soll,<sup>7</sup> wurde er Patron der Gebärenden. Ebenfalls wurde er Schutzheiliger der Geisteskranken; diese waren früher oft angekettet; nach ihrer Heilung brachten sie die Ketten dem Heiligen als Opfergabe dar. Besonders im bayerisch-österreichischen Alpengebiet wurde Leonhard vom Volke verehrt und in die Schar der Vierzehn Nothelfer aufgenommen.

---

5 Alfred Martin: Deutsche Volksmedizin (Handbuch der deutschen Volkskunde, hrsg. von W. Preßler, Bd. 1, S. 272). Potsdam o. J.

6 Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Neu bearbeitet von Richard und Klaus Beitzl. Stuttgart 1974, S. 410.

7 Die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine. Übertragen aus dem Lateinischen von Ernst Benz. Heidelberg 1963, S. 855.



### *Marien-Apotheke*

(Achern, Baden-Baden, Gengenbach, Lahr, Oberkirch, Zell am Harmersbach)

Das häufige Vorkommen von Marien-Apotheken ist nicht von der in katholischen Gegenden anzutreffenden Marienverehrung zu trennen. Auf Befragung, warum für eine nach dem 2. Weltkrieg aufgemachte Apotheke dieser Name gewählt wurde, gab der Besitzer die Antwort, daß er aus persönlichem Erleben heraus eine besondere Beziehung zu Maria habe. So kann die Apotheke aus Dankbarkeit für gewährte Hilfe den Namen der heiligen Fürbitterin erhalten haben, ja selbst zu einer Art Votivgegenstand werden. Häufig ist die aus innerer Religiosität entsprungene Namengebung in einer liturgisch-symbolischen Tradition verankert.

Schon zur Zeit Karls des Großen wurde ein ursprünglich griechisches Gebet in der abendländischen Kirche aufgenommen: „Unter deinen Schutz, heilige Gottesgebälerin, flüchten wir unsere Gebete“. 1219 verfaßte Cäsarius von Heisterbach seine „Miraculi“, in denen der Anruf der Gottesmutter mit zahlreichen Erzählungen erreichter Hilfe verbunden ist. Für alle Krüppel und Siechen wird Maria zum *salus infirmorum*, zum Heil der Kranken. Ein auf das Hohelied (4, 12 und 15) zurückgehendes Mariensymbol ist der „puteus aquarum viventium“, die Jungfrau selbst wird als Brunnen des lebensbringenden Wassers, als Quelle des Heils erschaut. Konrad von Würzburg (1287 †) pries Maria in seiner „Goldenen Schmiede“ regelrecht als „apothekewunniglich“, und der zweihundert Jahre später lebende Heinrich von Laufenberg verherrlichte sie als „der Welte Arznei, die alls Unkraut hat ausgereut“. <sup>8</sup> Durch die spätgotischen Maler wurde diese Symbolik auch dem der Schrift nicht kundigen Volk bildhaft vor Augen geführt, indem sie Maria oft in einen Rasen von Heilkräutern hineinsetzten.

Ein alter Brauch ist die Kräuterweihe vor dem Hochamt am Fest Mariä Himmelfahrt; seit dem 10. Jahrhundert sind Weihegebete verbreitet, in denen zum Segen von Mensch und Vieh durch die Fürbitte Marias von Gott heilende und bewahrende Kraft auf die Kräuter erfleht wird. Im Volksbrauch gelten die geweihten Kräuter als Heiltum gegen Krankheit, Feuer und Blitz, auch werden sie zu Heiltränken verwandt. Mancherorts werden noch in unserem Jahrhundert sogenannte „Eßzettel“ — kleine Gnadenbildchen mit Maria — gedruckt (z. B. für Mariazell) und von den Gläubigen wie Heilmittel in Wasser aufgelöst, in Brot eingebacken oder einfach so verschluckt, obwohl sich das Sanctum Officium 1903 ausdrücklich gegen diese Unsitte ausgesprochen hat. <sup>9</sup> Von kirchlicher Seite wird sehr wohl unterschieden zwischen einem Aberglauben und dem

<sup>8</sup> Lottlisa Behling: Die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei. Weimar 1957, S. 29.

<sup>9</sup> Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg 1959, Bd. 3, Sp. 1114.

Glauben, daß das wahre Heil — das aus der „wunniglichen apotheke“ kommt — eben Christus ist. Aus all dem Gesagten ist es nicht erstaunlich, daß Apotheken den Namen Mariens tragen, besonders seit der Barockzeit, in der selbst ältere Apotheken ihren ursprünglichen Namen änderten; aus der „Offizin zum Mohren“ (damit ist einer der Drei Könige gemeint!) im oberpfälzischen Städtchen Cham wurde z. B. um 1750 eine Marien-Apotheke.

#### *St. Ulrich-Apotheke*

(Baden-Oos)

Der durch sein mutiges Auftreten gegen die belagernden Ungarn bekannte Bischof Ulrich von Augsburg starb im Jahre 973; zwei Jahrzehnte später ist er der erste feierlich vom Papst kanonisierte Heilige. Seine Verehrung breitete sich besonders im schwäbisch-alemannischen Raum aus. An seinem Grab in der St. Afrakirche zu Augsburg legten Fieberkranke Stecken nieder, damit sie gesunden. In der Ulrichslegende wurde die alte germanische Vorstellung, daß übermenschliche Wesen Quellen und Brunnen beschirmen, auf die Gestalt des Heiligen übertragen. Das Wasser der Ulrichsbrunnen soll Augenkrankheiten heilen; mehrere dieser Brunnen sind angeblich durch den Stab des Heiligen oder durch sein Gebet hervorgerufen worden. In Schwaben galt ein Trunk in Liebe und zur Ehre des hl. Ulrich — die sogenannte „Ulrichsminne“ — lange Zeit als wirksames Mittel gegen Widerwärtigkeiten. St. Ulrich ist Patron gegen Fieber und Tollwut.

#### *Walburgis-Apotheke*

(Sandweier)

Die in England geborene Walburga folgte mit anderen Gefährtinnen dem Ruf des hl. Bonifatius und wurde Äbtissin des Klosters Heidenheim, wo sie 779 starb. Die Vita berichtet, wie durch ihre bloße Anwesenheit die schwerkranke Tochter des Burgherrn gesundete; auch sonst nahm sie besonderen Anteil am Schicksal armer und kranker Menschen. Schon bald nach ihrem Tode wurden Krankenheilungen auf ihre Fürbitte hin bekannt. Aus ihrem Reliquienschrein, der sich in der Kirche zu Eichstätt befindet, fließt das sogenannte „Walburgisöl“, eine wasserhelle Flüssigkeit, die wunderbare Heilkraft besitzen soll. Ein Öfläschchen wurde deshalb ab dem 16. Jahrhundert zum ständigen Attribut der Heiligen, von deren Verehrung beim hilfesuchenden Volk noch zahlreiche Gebetszettel, Öfläschchen und Votivtafeln zeugen.<sup>10</sup> In Sandweier war schon im 11. Jahrhundert eine Walburgakapelle, und noch in

---

<sup>10</sup> Lenz Kriss-Rettenbeck: Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1963, Abb. 101—105.

unserer Zeit kommen an jedem ersten Maisonntag zahlreiche Pilger hierher, um die Heilige zu verehren und sich Trost und Hilfe zu holen; dabei wird das zu Eichstätt von Klosterfrauen gesammelte „Öl“ in kleinen Fläschchen an die Wallfahrer ausgegeben.<sup>11</sup>

Über die Herkunft der für unsere Betrachtungen besonders interessanten Apothekenembleme (die auch in pharmaziegeschichtlichen Werken anzutreffende Bezeichnung ist nicht ganz exakt, handelt es sich doch weniger um eigentliche Embleme als einfach um Wahrzeichen) gehen die Meinungen auseinander. Aber sicherlich lassen sich die älteren zum überwiegenden Teil auf die im späten Mittelalter üblichen Hausnamen (und die mit ihnen übereinstimmenden Hauszeichen) zurückführen. In Köln begegnen die ersten Hausnamen um 1150. Die das Haus des Bürgers kennzeichnenden Namen hatten in den wirtschaftlich aufstrebenden Städten die gleiche Bedeutung wie die erst später in der Aufklärungszeit aufkommenden Hausnummern. Es war naheliegend, daß in einem als „Schlüssel“ oder „Greif“ bezeichneten Haus eine hier eröffnete Apotheke den Hausnamen weiterführte; als Beispiel sei auf die Glocken-Apotheke in Freiburg hingewiesen, die in dem Haus „Zer rothen es wissen Glocken“ (Schusterstraße 16) errichtet wurde.

Untersucht man nun alle Namen deutscher Apotheken, von denen es jetzt über 10 000 gibt, so fällt einem auf, daß die Häufigkeit bestimmter Hausnamen in keinem prozentualen Verhältnis steht zu der der gleichlautenden Apothekennamen. Während die Palette der ersteren buntgemischt ist und nahezu alle damals bekannten Spezies der Fauna vertreten sind, finden sich bei letzteren immer wieder die gleichen Namen, während bestimmte Tiernamen — zum Beispiel Eber, Hund Ochse und die als Wahrzeichen der Medizin doch sonst so beliebte Schlange — nicht oder wirklich nur als Ausnahme vorkommen. Auch in unserem Jahrhundert neueröffnete Apotheken greifen — wenn sie sich des alten Onomastikons bedienen — immer nur die gleichen Namen heraus. Die Namen dienen also nicht in jedem Fall nur der Unterscheidung und Kennzeichnung, sondern können gleichzeitig noch eine sinntragende Funktion haben, wenn auch in heutiger Zeit die Kunden der Apotheken sich dessen meist nicht mehr bewußt sind.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier aber nachdrücklich davor gewarnt, in jedem Apothekennamen unserer Zeit einen tieferen Sinn zu suchen. Dafür, daß es mit ein bißchen Symbolkenntnis nicht getan ist, zwei Beispiele aus Mittelbaden. Ein oberflächlicher Betrachter könnte bei dem Namen

---

<sup>11</sup> Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Pfarrer J. Rinderspacher, Sandweiler.

### *Anker-Apotheke*

(Kehl)

leicht zu dem Schluß kommen, daß hier eine bewußte Anspielung auf das christliche Sinnbild des Glaubens und der Hoffnung — in diesem Fall auf Heilung — vorliege. Tatsächlich findet sich der Anker, nachdem er während des Mittelalters aus der christlichen Ikonographie verschwand, seit dem Barock wieder, aber kaum als Apothekenemblem. Auf einem Gemälde „Christus als Apotheker“ (Heidelberg, Deutsches Apotheken-Museum) ist der Anker nur im Zusammenhang mit dem Herzen und dem Kelch zu sehen; es sind die Symbole der Hoffnung, der Liebe und des Glaubens.<sup>12</sup> Der Name der Apotheke, die in Kehl dem Rhein am nächsten liegt, ist einfach ein Hinweis auf den Strom und auf den Hafen (auch die Stadt Kehl hat einen Anker in ihrem Wappen). Darüber hinaus ist wie bei manch anderen zeitgenössischen Namengebungen eine sprachsoziologische Komponente zu berücksichtigen; durch einen Apothekenamen können sich ganz bestimmte Bevölkerungsgruppen angesprochen fühlen. Bei dem Namen der

### *Delphinen-Apotheke*

(Oberkirch)

könnte man sich zunächst dessen erinnern, daß das Meerestier in der Antike in dem Rufe stand, die Schiffe schützend zu begleiten, sie vor dem herannahenden Sturm zu warnen, ja Schiffbrüchige — wie in der Sage den Sänger Arion — auf seinem Rücken ans sichere Land zu tragen. Im frühen Christentum wurde der Delphinus Salvator, der rettende Delphin, auf Christus hin interpretiert. Doch spielte dies alles bei der Namengebung der Oberkircher Apotheke keine primäre Rolle. Das Gebäude der Delphinen-Apotheke wurde 1743 vom Baumeister des Offenburger Rathauses, Mathias Fuchs, als „Stadtschloß“ für den bischöflich-straßburgischen Obervogt Heinrich Fischer im Barockstil erbaut. In Anlehnung an den Familiennamen wurden die beiden den Balkon tragenden Delphine zu einem Wahrzeichen für das Haus — fälschlicherweise, denn der Delphin ist kein Fisch, sondern gehört zur Familie der Wale und damit zu den Säugetieren. Schließlich wurde die bereits 1792 in Oberkirch errichtete Apotheke 1824 (oder kurz danach) in dieses Gebäude verlegt und erhielt wahrscheinlich zur gleichen Zeit den Namen Delphinen-Apotheke. Daß die Namengebung mit Assoziationen an die antichristliche Symbolik verknüpft war, ist durchaus möglich, aber im einzelnen nicht nachweisbar.

Im folgenden seien die Tiere angeführt, die besonders häufig in Apothekenamen zu finden sind. In früherer Zeit dürfte die Namengebung,

---

<sup>12</sup> Abbildung in: Heidelberger Jahrbücher XVI/1972, S. 78.



falls diese nicht einfach durch den noch älteren Hausnamen motiviert war, mit einer bewußten Symbolisierung verknüpft gewesen sein, sei es, daß das betreffende Tier oder Teile von ihm — in mehr paganem Sinn — als Träger von Kraft, Gesundheit, Fruchtbarkeit und Leben galt oder daß es ein christliches Sinnbild von Heil und Auerstehung war.<sup>13</sup> Für die große Bedeutung, die das Mittelalter dem Tier als Symbol beimaß, ist die Heraldik der beste Beweis; und es kann nicht überraschen, daß die gleichen Tierarten wie bei den Apothekenemblemen bevorzugt werden, sollten doch auch die Wappentiere ihren Trägern Schutz, Heil und Leben sichern. Kulturgeschichtlich verlief die Entstehung der Heraldik und der Hausnamen parallel und beeinflusste sich gegenseitig.

### *Adler-Apotheke*

(Offenburg, Rastatt)

Im Mythos und in der religiösen Symbolik spielt der Adler wie kaum ein anderer Vogel eine Rolle. Er weilt bei den Göttern im Himmel, wohin er die auserwählten Menschen trägt. In Syrien war er dem Sonnengott geweiht; die alten Griechen erblickten in ihm den Begleiter des Zeus. Als Vogel des Lichtes und olympischer Höhen ist der Adler ein Feind der Finsternis und der das Übel bringenden Dämonen; nach antikem Volksglauben diente ein im Boden vergrabener Adlerflügel gegen Hagel und Unwetter, und wer seine Krallen bei sich trug, fühlte sich vor Gespenstern sicher.<sup>14</sup> Aus dem germanisch-altdeutschen Volksglauben sei ein Ruppiner Zaubersegen herausgegriffen, in dem der Adler als Mittel gegen die Flechte genannt wird: „Der Adler und die Flechte / Flogen beide zur Rechte / Der Adler der gewann't / Die Flechte, die verschwand.“

Im „Physiologus“, einem bekannten spätantik-frühchristlichen Tierbuch, wird die Erneuerung des Adlers in den Mittelpunkt gestellt; wenn er alt wird und seine Augen trübe, verbrennt er seine Fittiche im Strahlenkranz der Sonne und taucht dann dreimal in eine Quelle reinen Wassers; verjüngt steigt er wieder in die Lüfte. Mit seiner Beziehung zur Sonne und zum Wasser ist er ein Symbol der Auferstehung, der Lebenserneuerung; der schlangenkämpfende Adler der antiken Mythologie wird in Christus wiedererkannt, der die Gläubigen vor den Mächten des Abgründigen schützt. Nach dem Gesagten erscheint ein Übernehmen der Adlersymbolik in den Apothekennamen durchaus gerechtfertigt, sind doch nach christlichem Glauben körperliches und seelisches Leiden miteinander verbunden und bedarf der Mensch nicht nur der irdischen

---

<sup>13</sup> Man vgl. dazu die einzelnen Tierarten im: Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole. Herausgegeben von Manfred Lurker. München 1973.

<sup>14</sup> Eduard Stemplinger: Antiker Volksglaube. Stuttgart 1948, S. 125.



Einhorn-Apotheke Offenburg

Medizin, sondern vor allem der himmlischen Arznei. Apothekennamen, die den Adler mit einem Farbattribut versehen — schwarz, golden oder rot — sind in Anlehnung an die Heraldik entstanden. Nach dem Reichs-apotheken-Register von 1937 diente der Adler insgesamt 729mal zur Benennung von Apotheken.

### *Bären-Apotheke*

(Offenburg)

Bär und Schwan sind die einzigen Tiere in Apothekennamen, die nicht aus dem altorientalisch-christlichen Vorstellungskreis stammen, sondern die sich auf den Glauben unserer germanischen Vorfahren zurückführen lassen. Die religiöse Scheu vor dem Tier zeigt sich schon in dem Umstand seiner Benennung; das Wort für Bär (altnordisch björn) ist eigentlich ein Tabu-Wort und bedeutet „der Braune“. Bedeutsam ist seine Beziehung zu dem Hauptgott Odin, beide haben den Beinamen Jalfadr,<sup>15</sup> d. h. der Allvater. Im ganzen nordeurasischen Raum spielte der Bär eine wichtige Rolle im Vegetationskult; bis in unser Jahrhundert hinein wird deshalb in gewissen Gegenden ein Korngeist „Erbsenbär“ genannt und ist der Bär eine beliebte Maskenfigur bei Fastnachtsumzügen. Altnordische Überlieferungen lassen auf den Glauben schließen, daß durch das Trinken von Bärenblut die Körperkräfte vermehrt werden.<sup>16</sup> Schon in germanischer Zeit dienten Zähne und Klauen des Tieres als Amulette. Besonders geschätzt aber war das Bärenfett; es gehörte zu den wichtigsten Grundsubstanzen mittelalterlicher Arzneien, und noch im 19. Jahrhundert verkaufte ein brandenburgischer Apotheker jährlich 15 bis 20 Zentner davon seinen leichtgläubigen Kunden (in Wirklichkeit handelte es sich um Schweinefett!). Sicher trug die pharmazeutische Verwendung einzelner Teile von Tieren dazu bei, daß diese als Apothekennamen besonders geeignet erschienen, wie dies auch beim Einhorn der Fall war.

### *Einhorn-Apotheke*

(Offenburg)

Eines der verbreitetsten Fabelwesen der Alten Welt ist das Einhorn, das verschieden gestaltet wurde, so als Ziegenbock, Rhinoceros, gehörntes Pferd oder als Gazelle. In der iranischen Überlieferung sinnbildete das Einhorn die Macht, die Ahrimans Herrschaft, also das Böse, vernichtet. Die Antike schrieb dem Trinken aus seinem Horn Heilkräfte gegen allerlei Krankheiten und Immunität gegen Vergiftung zu. Durch die Kirchenväter wurde das Fabeltier in die christliche Symbolik einge-

---

<sup>15</sup> Jan de Vries: *Altgermanische Religionsgeschichte*. Berlin 1956. Bd. I, S. 362 f.

<sup>16</sup> *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. 2. erw. Auflage. Berlin 1973 ff. Bd. 2, S. 47.

führt; Christus selbst ergreift „einem Einhorn gleich die eine Herrschaft über alle Reiche“ (Origenes). Mit seinem Horn reinigt das Tier das von der Schlange vergiftete Wasser und ist somit ein Hinweis auf den Heiland, der die Welt von Sünden erlöst. Als Sinnbild der Reinheit und Keuschheit wurde das Einhorn zu einem Mariensymbol.

Die mittelalterliche Medizin, die mit recht eigenartigen Stoffen, mit Mumienteilen und selbst mit Exkrementen ihre Mixturen bereitete, machte sich den Glauben und Aberglauben vom „unicornis“ zunutze. Ein schwunghafter Handel mit dem Horn indischer Nashörner (in Süd- und Ostasien als Medikament und Aphrodisiacum äußerst geschätzt), mit Bruchstücken ausgegrabener Mammutstoßzähne sowie auch mit den Stoßzähnen des Narwals sorgte dafür, daß den Apotheken das aus dem „Einhorn“ gewonnene und für die Zubereitung von Salben und Heilwässerlein so wichtige Pulver nicht ausging. Als heilkräftiger Gegenstand befand sich so ein Horn im Straßburger Domschatz; von ihm wird berichtet, daß sich der Domherr Rudolf von Schauenburg 1380 heimlich die Spitze als unheilabwehrendes Amulett absägte.<sup>17</sup>

Beim Einhorn zeigt es sich, daß gewisse Namen bestimmte Assoziationen hervorrufen. Für den Menschen der Spätgotik und der Renaissance war dieses Tier eine Realität, auch wenn er es nie zu Gesicht bekam. Der Name allein schon schien ihm das Heil von Leib und Seele zu verkünden. Daran änderte sich zunächst auch nicht viel, als im 17. Jahrhundert im naturwissenschaftlich-medizinischen Schrifttum neben dem weiter fixierten Glauben an die Existenz des Einhorns sich auch unüberhörbar die Skepsis zu Wort meldete. Die älteste nachweisbare Apotheke unter dieser Bezeichnung ist in Speyer und geht auf das Jahr 1457 zurück. Möglicherweise ist die zwischen 1720 und 1740 im Barockstil erbaute Offenburger Einhorn-Apotheke nicht viel jünger, ist sie doch auf älteren Mauerresten errichtet; auch fand man kürzlich bei einer Grabung verschiedene Überreste, u. a. eine Münze, aus spätgotischer Zeit. In der Bundesrepublik gibt es — nach dem Stand von 1968 — immerhin 106 Einhorn-Apotheken.<sup>18</sup>

### *Hirsch-Apotheke*

(Kehl, Lahr-Dinglingen, Offenburg)

Die ältesten Hirsch-Apotheken dürften auf den Namen des die Offizin aufnehmenden Hauses zurückgehen. Als Beispiel diene die 1268 in Straßburg in unmittelbarer Nähe des Spitals im Haus „zum güldinen

<sup>17</sup> Rüdiger Beer: Einhorn. Fabelwelt und Wirklichkeit. München 1972, S. 162 f.

<sup>18</sup> Vgl. dazu S. Gutmann: Deutsche Einhorn-Apotheken. 2 Teile Ettlingen (Arzneimittelfabrik Spitzner) 1968.



Hirschen“ angelegte Apotheke, die später den Namen Hirsch-Apotheke erhielt.<sup>19</sup> Die auffallende Bevorzugung dieses Apothekennamens — nach dem Reichsapothekenregister von 1937 insgesamt 239 mal — läßt aber noch auf eine andere Benennungsmotivik schließen. Auf Grund gewisser symbolischer Vorstellungen erschien der Hirsch als Wahrzeichen für die Apotheke besonders geeignet.

Wenn sich in prähistorischen Gräbern Hirschgeweihe als Grabbeigabe nachweisen lassen, dann sind sie schon zu jener Zeit mit dem Gedanken einer Erneuerung des Lebens verknüpft. Wir haben in einer eigenen Arbeit den Nachweis geführt, wie vertraut dem naturverbundenen Menschen früherer Zeiten eine Analogie zwischen dem abgeworfenen und wieder nachwachsenden Geweih einerseits und Fruchtbarkeit und Leben auf der anderen Seite war.<sup>20</sup> Die Edda weiß von einem mythischen Hirsch zu erzählen, der von dem Laub der Weltesche Yggdrasil frißt; von seinem Geweih tropft es in ein Becken, und da kommen alle Quellen her. Vom alten Persien bis in die europäische Volkskunst hinein sind Darstellungen bekannt, wie Hirsche vom Lebensbaum äsen oder aus einer Quelle Lebenswasser zu sich nehmen. In antiken Naturkunden wird berichtet, daß der Hirsch die Schlangen aufspürt, sie durch seinen Atem her austreibt, niederstampft und verzehrt. Wenn dann das Schlangengift in ihm einen brennenden Durst hervorruft, eilt er zu einer Quelle und vereitelt durch Wassertrinken die gefährlichen Folgen. Das Verlangen nach Wasser als Lebenselixier wird in einem Psalm des Alten Testaments zu einem sprechenden Bild für das Verlangen nach himmlischem, ewigem Leben: „Wie der Hirsch nach Wasserbächen verlangt, so lechzt meine Seele nach dir, o Gott“ (Ps 42/43, 2).

Als Symbol des Lichtes und des Göttlichen — beide Bedeutungen fallen in der Hirscherscheinung des Jägers Hubertus zusammen — vermag das Tier Übel und Krankheit abzuwehren. Um das Jahr 1551 wurden auf den Turmspitzen des Wiener Stephansdomes Hirschgeweihe „wider das Einschlagen des Donners“ aufgesetzt. In den Alpenländern werden die Klauen als Amulett getragen, während Talg, Blut und Horn bis in unser Jahrhundert herein in der Volksmedizin Verwendung finden. Das Gebäude der Offenburger Hirschapotheke wurde 1698 als eines der ersten nach der Zerstörung der Stadt wieder aufgebaut; wann die Apotheke hier eröffnet wurde, ist allerdings nicht mehr bekannt. Die 1898 von Eduard Stritt angefertigten Ornamente und Bilder auf der Giebelseite enthalten als Hauptaussage das Haupt des dem hl. Hubertus

---

<sup>19</sup> Hermann Schelenz: Geschichte der Pharmacie. Hildesheim 1962, S. 372.

<sup>20</sup> Manfred Lurker: Zur Symbolbedeutung von Horn und Geweih (Symbolon. Jahrbuch für wissenschaftl. Symbolforschung. N. F. 2/1974).

erscheinenden Hirsches mit dem Kreuz im Strahlenkranz. Wenn bei der nach dem 2. Weltkrieg in Kehl eröffneten Hirsch-Apotheke der in der Nähe befindliche Hirsch-Graben und das schräg gegenüberliegende Gasthaus „Hirsch“ zu dieser Namensgebung führten, dann dürfte dies durch gewisse Reminiszenzen an die Bedeutung des alten Apothekenemblems nur noch unterstützt worden sein.

### *Löwen-Apotheke*

(Baden-Baden, Lahr)

Als Symbol der Stärke wurde der Löwe im alten Orient zu einem Bild königlicher Macht, ja des Königs selbst. Durch den Schrecken, den das Tier verbreitete, gewann es apotropäische Bedeutung. Man glaubte, daß seine Natur dem Feuer wesensverwandt sei; aus seinen Augen erstrahlt das Feuer der Sonne in gleichsam animalischer Kraft. In Ägypten galt das Tier als Erscheinungsform des Sonnengottes. Zum Verständnis der christlich-mittelalterlichen Löwensymbolik muß auf den Physiologus hingewiesen werden, jenes in Alexandrien entstandene Tierbuch, in dem antike Naturerkenntnis mit der christlichen Heilslehre verknüpft wurde. Da ist zunächst bemerkenswert, daß der Löwe schläft und doch wachsam ist (daher seine Funktion als Wächter bei Türeingängen!). Weiter heißt es, daß die Löwin ihr Junges tot zur Welt bringt, daß es aber sein Vater am dritten Tage durch seinen Atem erweckt, wie auch Jesus Christus von den Toten auferweckt wurde.<sup>21</sup> Wenn in der romanischen Plastik der Löwe als Wasserspeier oder als Träger des Taufbeckens auftritt, so zeigt sich hierin seine Bedeutung als Lebenssymbol. Das Löwengleichnis des Physiologus wird bei Konrad von Würzburg in seiner „Goldenen Schmiede“ geradezu zu einem österlichen Heilsbild: Wie der alte Löwe durch sein Brüllen den jungen Leu ins Leben einführt, so werden die Verstorbenen durch den Todesschrei des am Kreuz sterbenden Heilands auferweckt.

Im Zauber und in der Volksmedizin spielen der Löwe und seine einzelnen Teile eine beachtliche Rolle. Das Löwenfell sollte seinem Träger des Tieres Kraft vermitteln. Der römische Schriftsteller Plinius führt in seiner „Naturalis historia“ Löwengalle als Augenheilmittel an. In Johann Schröders „Chymische Apotheke“ (Nürnberg 1685) wird das in Spiritus destillierte Gehirn eines Löwen gegen Pest und schwere Not empfohlen. Goethe nennt ein zur Herstellung eines Allheilmittels in der Alchemie benutztes Metall den „roten Leu“ — meist als Quecksilberoxyd oder Gold gedeutet.<sup>22</sup>

---

21 Otto Seel: Der Physiologus. Zürich — Stuttgart 1960, S. 3 f.

22 Trübners Deutsches Wörterbuch. Hrsg. von Albrecht Götze. Bd. 4. Berlin 1939, S. 503.

## Schwanen-Apotheke

(Bühl)

Dank seiner imponierenden Gestalt und seiner makellosen weißen Farbe wurde der Schwan schon im Altertum gern als Sinnbild gebraucht. In der indischen Mythologie ist er ein Bild für den Atem des Allgottes; der göttliche Atem aber ist das Lebensprinzip schlechthin. In Griechenland war er der heilige Vogel des Lichtgottes Apollon, von dem er die Gabe der Weissagung empfangen haben soll. Platon berichtet in seiner Überlieferung der Lehren des Sokrates, der ja bekanntlich nichts Schriftliches hinterlassen hat, daß der sterbende Schwan besonders schön singe. Der Römer Aelian baut in seinem Werk „De natura animalium“ (II,32) diese Geschichte weiter aus, nämlich daß der Schwan den Glauben habe, der Tod sei nichts Schmerzliches und Trauriges. „So groß aber ist der frohe Mut des Schwanes, daß er noch kurz vor seinem Lebensende singt und gewissermaßen ein Todeslied anstimmt.“

Während der Schwan in Bibel und Frühchristentum keine Rolle spielt, wird er bei Konrad von Würzburg zum Christussymbol; der Schwanengesang dient zum Gleichnis für Christi letzten Ruf am Kreuz. In dem alten eurasischen Märchengut erscheint der Vogel als ein Symbol für die Sehnsucht nach Lebenserneuerung;<sup>23</sup> hierfür sprechen auch die zahlreichen Sagen der Verwandlung von Jungfrauen und Helden in Schwäne. Die stolzen Tiere sind Erscheinungsträger höherer Wesen, die einen Schatz weisen, Heil bringen oder in eine andere, bessere Welt geleiten. Ein altes volksmedizinisches Rezept war, einen jungen Schwan in Öl zu kochen als wunderbare Arznei für die Nerven und gegen „den Fluß der guldinen Ader“ (Hämorrhoiden).<sup>24</sup> Nicht untersucht wurde die Namensabhängigkeit der Bühler Apotheke mit der sie beherbergenden Schwanenstraße. Eine Beeinflussung des Namens einer Pharmazie durch den Straßennamen ist verschiedentlich nachzuweisen. Daß man damit aber nicht die auffallende Beliebtheit der „Schwanen-Apotheke“ allein erklären kann, beweisen die 113 Apotheken gleichen Namens (nach dem Reichsapotheken-Register von 1937), von denen die meisten nie in einer gleichnamigen Straße untergebracht waren.

Wie unser kultur- und symbolgeschichtlicher Streifzug gezeigt haben dürfte, ist die Auflichtung der Herkunft und Bedeutung unserer Apothekennamen nicht immer ganz einfach. Neben sachlichen Motiven — Herleitung aus Hausnamen, Benennung nach dem Besitzer, Angabe der geographischen oder lokalen Lage — können auch eine mehr oder weniger unreflektierte Übernahme aus dem alten Namensbestand oder schließlich

23 Hedwig von Beit: Symbolik des Märchens. 3. Aufl. Bern 1967, S. 524.

24 Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hrsg. von Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin 1927 ff., Sp. 1404.

eine bewußte Symbolisierung zu dem Apothekennamen geführt haben.<sup>25</sup> Ohne Einblick in die Archive oder sonstiger dafür relevanter Schriften und Urkunden bzw. Befragung des Besitzers bleiben die Erklärungsversuche im einzelnen oft hypothetisch. Im großen und ganzen betrachtet, wird aber doch verständlich, daß ein nicht unerheblicher Teil der Namen durch ganz bestimmte Vorstellungen evoziert wurde. Wenn verschiedentlich — wie bei Bär und Schwan — pagane Überlieferungen zum Durchbruch kommen, so entspringen doch die meisten alten Apothekenembleme christlicher Tradition, was nicht verwundern kann, waren ja zur Zeit ihrer Entstehung alle Lebensbereiche von der Religion durchdrungen. Zu beachten ist, daß alle Tiernamen — ausgenommen der Bär — einen christologischen Bezug haben, daß sie Symbol Christi sind. Christus ist letztlich der wahre Apotheker, Arzt, Heiland, Retter und Erlöser der Menschen. Hier wäre dann auch die *Sonnen-Apotheke* (Ottersweier bei Bühl) anzuschließen. Christus ist der sol salutis, die Sonne des Heils, die die Finsternis des Totenreiches überwindet und den Menschen Licht und Leben schenkt.

Sicher bedeuteten dem Menschen vor der Aufklärungszeit Name und Bild mehr als uns heute. So wurde in den Vornamen den Kindern ein Segenswunsch mitgegeben, oder sie wurden unter den Schutz eines Heiligen gestellt. Der Name war nicht bloß ein äußeres Etikett, sondern hatte einen Sinn, indem er das Wesen des Benannten kennzeichnen sollte. Pythagoras und Platon hatten darin die höchste Weisheit erkannt, daß allen Dingen von Anfang an ein mit ihren inneren Eigenschaften übereinstimmender Name gegeben worden war; ein Gedanke, der auch noch — mit gewissen Einschränkungen — in der Renaissance Geltung hatte, wie der Ausspruch des englischen Philosophen Francis Bacon of Verulam zeigt: „Nomina sunt notae rerum.“ Sehen wir von den eingangs nur kurz gestreiften Namengebungen ab, so erscheinen gerade in die biblisch-hagiographischen Apothekennamen und in die sogenannten Apothekenembleme gewisse Wunsch- und Heilvorstellungen hineinprojiziert. In ihrer Typologie und in ihrer Häufigkeit zeigt sich, daß die Namen unseren Vorfahren — auch im mittelbadischen Raum — mehr bedeuteten als nur Schall und Rauch, auch wenn wir heute beim Betreten einer Apotheke uns dessen meist nicht mehr bewußt sind.

---

<sup>25</sup> Man vgl. auch Monika Hagen: Deutsche Apothekennamen. Topographie, Typologie und Benennungsmotivik (Deutsche Apotheken-Zeitung 109/1969, S. 1655—1665).



# Eine wiederaufgefundene Barockpredigt von Johann Heinrich Schubbaeus zur Willstätter Kirchweihe 1657

Von Hans-Rüdiger Fluck

Bei unseren Nachforschungen zum Leben und Werk des hanauischen Pastors und Schriftstellers Quirin Moscherosch<sup>1</sup> konnten wir auch ein zweites Exemplar der von Erich Batzer als „verloren“<sup>2</sup> betrachteten Predigt des evangelischen Pfarrers Johann Heinrich Schubbaeus zur Einweihung der wiedererbauten Willstätter Kirche im Jahre 1657 entdecken.

Die wiederentdeckte Predigt befindet sich auf der Bibliotheca Bipontina am Staatlichen Herzog-Wolfgang-Gymnasium (Zweibrücken) und ist als Nummer zwei in den Sammelband *Reichsgrävische Leichenpredigten* (Signatur: T 889) eingebunden. Sie umfaßt 28 Seiten in 4<sup>o</sup> und trägt den Titel:

Einweihungs=Predig . . . Straßburg 1658 (siehe Abb. des Originaltitels).

Der Predigt folgt der zweite Abdruck von Quirin Moscheroschs Einweihungsgedichten zur Willstätter Kirchweihe<sup>3</sup>. Sie wurden in dem genannten Zweibrückener Sammelband unter der Nummer drei registriert, bilden aber — wie aus den im Anschluß an Moscheroschs Gedichte abgedruckten Corrigenda zu Schubbes Predigt ersichtlich ist — mit der Predigt einen zusammengehörigen Druck.

Die Landeshistoriker Joseph Schaible und Karl Friedrich Vierordt hatten die wiederaufgefundene Predigt zusammen mit Quirin Moscheroschs Einweihungsgedichten noch in einem Druckexemplar auf der Straßburger Stadtbibliothek einsehen und für ihre Arbeiten benutzen können<sup>4</sup>, dann jedoch „verbrannte dieses Exemplar bei der Beschießung Straßburgs 1870“<sup>5</sup>. Nach Schaible berichtete die 1658 im Druck erschienene

---

1 Hans-Rüdiger Fluck, Ein Hochzeitsgedicht Quirin Moscheroschs an Sigmund v. Birken. In: Die Ortenau 53 (1973), S. 170—175; Ergezligkeit in der Kunst. Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs (1623—1675). In: Daphnis Zeitschr. f. Mittl. Dt. Literatur, 1975.

2 Erich Batzer, Zur Lebensgeschichte Quirin Moscheroschs. In: Die Ortenau 4 (1913), S. 147.

3 Krieges = Sturm/ und Sieges = Thurm . . . Straßburg/ Gedruckt bey Eberhard Welpern/ Anno 1658. Vgl. zum Verhältnis von Erst- und Zweitdruck unseren in Anm. 1 genannten Aufsatz: Ergezligkeit in der Kunst. Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs (1623—1675).

4 Siehe Joseph Schaible, Geschichte des badischen Hanauerlandes. Karlsruhe 1855, S. 67 f. und Karl-Friedrich Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden. Bd. II, Karlsruhe 1856, S. 274 Anm. 3.

5 Erich Batzer, a. a. O., S. 147.

Einweihungs-Predig

Als

Der Hochgebohrne Graff vnd Herz

HERZ

Johan Reinhard /

Graff zu Hanaw / Kieneck / vnd

Zwenbrücken / Herz zu Müntzenberg /

Lichtenberg vnd Dachsenstein / Erb-Marz-

schall vnd Ober-Vogt zu Straßburg / ic.

In Ihrer Hoch-Gräffl. Gn. zuge-

hörigen Marck-Fleckens Willstatt wieder

erhaweten Kirchen das erste mahl den Got-

tes-Dienst verrichten lassen /

Auch in eigener Persohn / beneben aller

Ihro Hoch-Gräfflichen Gnaden Ambtleuthen /

Räthen / Beschlhabern / vnd ganzen Hoff-Stat / wie auch

allen Ihro Hoch-Gräfflichen Gnaden Kirchen-

Dienern solchem Actui beygewohnt /

Den 15. Julii Anno 1657. gehalten / vnd auff

begehren zum Truck übergeben

Durch

M. Johann Heinricum Schubbaum,

Pfarzer zu Willstatt.

Straßburg

Getruckt bey Eberhard Welpern / Im Jahr 1658.

Predigt „über die Leiden des dreißigjährigen Krieges im Hanauerlande“<sup>6</sup>, nach Vierordt enthielt sie „bemerkenswerte Einzelheiten für die Sittengeschichte jener Zeit“ und erzählte, „wie der Marktflecken im Kriege sammt der Kirche, dem Schloß, dem Münzgebäude & bis auf 4 geringe Häuser eingeäschert worden sei“<sup>7</sup>. Die beiden Autoren hatten allerdings, mit Ausnahme von jeweils einer kurzen Textparaphrase<sup>8</sup>, selbst keinen Gebrauch der authentischen Situationsschilderung des Willstätter Pfarrers gemacht.

Der Aufbau, die Stillage und die rhetorischen Grundzüge der Einweihungspredigt entsprechen dem homiletischen Zeitgeschmack<sup>9</sup>, der auf die Erbauung des Hörers (docere) in rhetorisch angemessener, d. h. nicht vorrangig schmucksüchtiger Weise konzentriert war.

Die erste Seite der Einweihungspredigt enthält den von Schubbaeus zugrundegelegten Text aus dem ersten Buch Moses, 28. Kapitel: „Wie heilig ist diese Statt! hie ist nicht anders denn Gottes-Hauß / vnd hie ist die Pfort deß Himmels...“. Auf der zweiten Seite beginnt die Exegese dieses Textes, die 24 Seiten einnimmt. Sie beinhaltet — wie Schaible und Vierordt erwähnt hatten<sup>10</sup> — mehrere Angaben zur Willstätter Kirchengeschichte und zur Kriegsnot des Hanauer Landes, die zuweilen allerdings poetisch überhöht und religiös verbrämt erscheinen. Diese Angaben stehen ausnahmslos in bezug zu den zahlreichen zeittypischen, polyhistorische Gelehrsamkeit ausweisenden und bildhaften Zitaten aus geistlichen und weltlichen Schriften, unter ihnen vor allen die Bibel und die Kirchengeschichte, daneben Petrarca's *Trost-Spiegel* (S. 7) und Sigismund Scherers Sendschreiben an die Prager Evangelische Bürgerschaft *Sion afflictata, sed non derelicta, Die zwar bekümmerte / aber nicht verlassene Zion*.

Einen wichtigen Platz nimmt auch die Danksagung an die Kirchengemeinde und den hanauischen Regenten, Graf Johann Reinhard<sup>11</sup>, ein, der innerhalb von drei Jahren die Kirchen in Rheinbischofsheim, Lichtenau und Willstätt erbauen ließ. An den Schluß der Predigt hat Schubbaeus, liturgischem Brauch gemäß, ein Bittgebet um Gottes Schutz zur Erhaltung der Kirche gestellt.

---

6 Joseph Schaible, a. a. O., S. 67.

7 Karl-Friedrich Vierordt, a. a. O., S. 207 u. 273 f.

8 Joseph Schaible, a. a. O., S. 68; Karl-Friedrich Vierordt, a. a. O., S. 207 und 274 Anm. 3.

9 Vgl. Karl-Friedrich Vierordt, a. a. O., S. 274 Anm. 3 mit einem Predigtbeispiel aus Kork. Zum Stil und zur Rhetorik barocker Predigten siehe vor allem Joachim Dyck, *Ornatus und Decorum im protestantischen Predigtstil des 17. Jahrhunderts*. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 94 (1965), S. 225—236.

10 Siehe unsere Nachweise in den Anmerkungen sechs und sieben.

11 Vgl. zur Persönlichkeit und historischen Bedeutung dieses hanauischen Grafen u. a. Joseph Schaible, a. a. O., S. 83 ff.

Der Autor Johann Heinrich Schubbaeus, geboren in Babenhausen (Hessen)<sup>12</sup>, war 1633 Vikar und Schulmeister in Willstätt. 1634 übernahm er von seinem Vater Johann Georg Schubbaeus, dem er seit seiner Jugend als Vikar behilflich gewesen war, die dortige Pfarrstelle. Das Willstätter Pfarramt bekleidete er dann bis zu seinem Tode 1666. Schubbaeus zählte zu den Freunden der Familie des Satirikers Johann Michael Moscherosch und seines Bruders Quirin, deren Vater in Willstätt das Amt eines Kirchenschaffners innehatte<sup>13</sup>. Schubbaeus' freundschaftliche Verbundenheit zu Quirin Moscherosch zeigt sich in der Übernahme der Patenschaft für Quirins vierte Tochter Johanna, die am 27. Juni 1658 in Bodersweier getauft wurde<sup>14</sup>. Quirin Moscherosch bewies seine Verbundenheit durch die Abfassung eines Hochzeitsgedichtes<sup>15</sup> zur Vermählung von Schubbaeus' Tochter Elisabeth mit Johann Grunelius, der später die Amtsnachfolge von Schubbaeus antrat<sup>16</sup>.

Literarisch scheint Schubbaeus nicht besonders hervorgetreten zu sein. Darauf deutet, neben dem Fehlen weiterer Drucke, auch jene Textstelle in Quirin Moscheroschs gleichzeitig mit der Einweihungspredigt gedrucktem *Krieges=Sturm / und Sieges=Thurm*, in der Schubbaeus vor allem als geistreicher und wortgewaltiger Prediger geschildert wird:

Wie wird Schubbaeus nun / der Mann von scharfen Sinnen /  
 Und überauß geschickt die Seelen zugewinnen /  
     Wie wird er seine Stimm / von Geist vnd Gaben reich /  
     Erheben in dem Hauß / der Feld=Posaunen gleich:  
 Sein Tag mir saget das / daran diß Feste feyret  
 Das frohe Vatterland / und seine Kirch verneuret.  
     Auff Henrich setz' ich um / so komt darauß: Ich nehr.  
     Eya mein grosser Freund / den ich als Lehrer ehr'.  
 Von Kindesbeinen auff / ihr werdt fort freudig lehren  
 Vnd eure Kirchen=Schaff / im Frieden lange nehren  
     Mit süsser Seelen=Speiß / auff Gottes grüner Au /  
     Es fließ fort eure Red' / als fleußt deß Himmels=Tau!  
 Daß ist mein Wunsch für euch . . .<sup>17</sup>

12 Biographische Daten nach Heinrich Neu, Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens von der Reformation bis zur Gegenwart. Teil II. Lahr 1939, S. 552.

13 Johannes Beinert, Johann Michael Moscherosch und sein Geburtsort Willstätt. In: Alemannia 23 (1907), S. 187.

14 Eintrag in dem von Quirin Moscherosch angelegten Taufbuch der Kirchengemeinde Bodersweier.

15 Anakreontischer Liebes-Gesang samt einem Antidaktylischen Nachklang und Vermängten Anhang auff des . . . Herrn Johannis Grunelii von Friedberg auß der Wetterau . . . Grävl. Hanauischen Diaconi zu Willstätt und der . . . Elisabeth Schubbein . . . Hochzeitlichem Freuden-Fest, So gehalten worden in gedachtem Willstätt den 21. Tag des Brachmonats (Juni's) 1664 angestimmt von Quirin Moscherosch von Willstätt, Grävl. hanauischen Pfarrern zu Batterswey. Straßburg, gedruckt bey Eberhard Welpern (4 Bl., 4<sup>o</sup>). Das einzig bisher bekanntgewordene Exemplar dieses Druckes auf der Bayerischen Staatsbibliothek, München, zählt zu den Kriegsverlusten.

16 Siehe Karl-Friedrich Vierordt. a. a. O., S. 275 Anm. 2.

17 Krieges = Sturm/ und Sieges = Thurm . . . Straßburg 1658, S. E ii rf.



Da die Einweihungspredigt von Johann Heinrich Schubbaeus uns nur in einem Exemplar vorliegt<sup>18</sup>, teilen wir nachstehend die sich auf die Kirchengemeinde Willstätt und ihre Situation im Dreißigjährigen Krieg beziehenden Textstellen im Zusammenhang mit:

Wir sind / liebe Freund / durch GOTtes Gnad jetzund das erste mahl bey einander versamlet / an dem Orth / wo weiland vnser Kirch gestanden / den 19. *Septembris Anno* 1634. vnd also nunmehr vor 22. Jahren / vnd zehen Monaten abgebrand: In dem *Februario* deß 1641. Jahrs durch gesprengte Mine die Kirchmauren noch härter erschüttert / der Kirchthurn aber gantz vber einen hauffen geworffen / vnd zerschmettert worden. Nunmehr durch Göttliche Gnad wieder / nach bekanter vnser dürfftigkeit / auffgebawet / vnd zuverrichtung vnser GOTTes = Dienstes zugerichtet worden ist.

Mit was Augen sollen wir diesen vnseren verfertigten Kirch = Baw / vnd angestellten *Actum* ansehen? Zwar so großes Wunder were es nicht / wann schon den ältigsten Innwohneren dieses Orths die Augen schwitzeten / in dem sie warnehmen / daß diese vnser neue Kirch / der weiland auff diesem Platz gestandenen alten Kirchen / an höhe und stärke Steinernen Thurns / wohl schallendem Glocken = Geleüth / sauberen Kirchen = Ornat noch nicht gleicht: zugeschweigen der begabten Männer / die weiland allhie die Cantzel betreten / auch volckreichen Gemein / so wochentlich an gegenwertigem Orth sich versamlet.

Jedoch / in erwegung deß trawrigen Anblicks den der scheützlich außsehende Steinhauffen noch in nechst vergangenem Jahr gehabt / auch der vielfältigen Beschwerlichkeiten / so wir bey vnfreundlicher Witterung in der engen vnd nach gültigen Kirchenhütt bißher erdulden müßen / dadurch oft die Andacht mitten vnter dem Gottesdienst nicht wenig gehindert worden ist / haben wir vns zu frewen vnd frohlocken vrsach genug: Weil nunmehr dieser Baw nicht nur bey allerhand einfalender Witterung / zuverrichtung deß Gottesdienstes bequem / sondern auch ohne beschädigung einigen Menschens / glücklich vollendet worden.

Allermeist frohlocken wir / daß / ob zwar hiesiger gantzer Marck = Fleck / sambt dem Schloß / Kirchen / Pfarrhauß / Schuhl / Mühlen / Müntz vnd anderen schönen Gebäwen mit einander eingeäschert / vnd allein vier / dazu bey nahe die aller geringsten Häuser übrig blieben / gleichwohl die reine Lehr bey vns biß auff diese Stund erhalten worden (S. 2 ff).

...

---

18 Von einer Bibliotheksrundfrage nach weiteren Exemplaren haben wir wegen der Vollständigkeit des vorliegenden Druckes abgesehen.

Sind wir nicht oft genöthigt worden / auß vnsers Vatters Hause zu fliehen? vnd haben vnterdeßen täglich hören müssen / wie Esaus = Gesindlein daheim in vnseren Häusern / Schewren / Kellern / Gülten / Renten / & sich lustig mache / vnd vnser noch dazu spotte? Hat man vns nicht zu dienen gezwungen in allen Ständen? (S. 15).

...

Mit was vnbarhertzen Diensten in dem Nehrstand / Burger vnd Bawersleuthen seyen belegt worden / ist all zubekand / vnd kan niemand widersprechen / daß manchmahl arme Leuth auffgefangen / auch zu schädlicher vnd verderblicher Arbeit / zu der Zeit / da sie in viel Tagen kein Brod gesehen / vnd wie ein Schatten herumb gegangen / dennoch so grausam angestrenget worden / daß man zweiffelt / ob die Egyptischen Frohnvögt so hart verfahren? Wie viel Tausend sind auß ihren Werckstätten / vom Feld / vnd anderen Orthen / von ihrer Arbeit mit gewalt weg gerissen / vnd in dem Krieg zu dienen gezwungen. Wie viel Tausend haben in den Belägerungen vnd geschlagenen Feldlägeren schantzen vnd Frohndienst leisten / auch damit so nahe an die feindliche Posten vnd Wachten rucken müssen / dahin mancher Befehlshaber seine Soldaten nicht gewaget / über welchem Frohndienst = Zwang ein große Meng vnschuldig tod geschossen / oder im heimkehren vom schwarzen Hunger verdorben / vnd verschmachtet.

An teuschen und betriegen hat es nicht gemanglet. Dann ob schon zuzeiten noch aufrichtige Kriegsleuth / so wohl vnter Befehlshabern als gemeinen Knechten sich befunden / die redlich dasjenige gehalten / wozu sie sich bey ihrer Ankunfft verpflichtet / ja auch der armen leuth Seüfftzen vnd Klagen zu Herten gezogen / vnd von ihrer verglichenen Forderung vnd angemäßen Recht etwas gewichen vnd nachgeben. Wie dann vnterschiedene von diesem vnserem Orth das warhaffte Zeugnuß mit genommen. So ist doch der größere theil viel anders gesinnet gewesen: Ists wohl gerahten? so ist man mit den guten Leuthen etwas sannft vnd gelind verfahren / als lang man der Quartier geniesen können / aber zuletzt bey dem Abzug hat man alles zertrümmert vnd zerschmettert / verbrandt vnd eingeäschert / auch die arme Leuth gefänglich weg geführet / vnd vnerschwingliche *Rantzion* vnd Löß = Gelder von ihnen erfordert / alles wider getroffene Vergleichungen / vnd hochverschwohrne Zusagungen.

Hat man nicht gar vnter solchen Trangsallen mit Gideion gefragt: *Ist der Herr mit uns / warumb ist vns dann solches alles widerfahren?* So haben wir doch zum wenigsten manchmahl geseüfftzet mit Jacob: Ach daß doch der HERR mit vns were! Ach daß er vns nur Brod zu essen / vnd Kleider anzuziehen gebe / vnd brächte vns mit Frieden wieder zu Hause! So sollte er vnser GOTT sein / diesen elenden Steinhauften / auff = vnd

hinder welchem wir oft gelegen / vnd vns da verkrochen vnd verborgen / wolten wir wiederumb zu einer Kirch vnd GOTtes=Hauße zurichten.

GOTT hat vns gegeben / was vnser Hertz begehret / vnd erfüllet alle vnser Anschläg. Wir sind bereits in solchem GOTtes=Hause versamlet. Was haben wir aber jetzt weiter zu thun?

Zwar / daß wir den Menschen dancken / die sonderlich diesen vnseren Kirch=Baw bestellt / gefördert vnd vollendet haben / das ist erst billich. Wie ich dann mit wenig Worten auß einfältigem vnd aufrichtigen Herten verrichte.

Dem Hoch=Gebornen / vnserem allerseits Gnädigen Graffen / vnd erwünschten lieben Land Herren dancken wir zuvörderst vor die Land=Väterliche Vorsorg / sonderlich in Bestellung deß GOTtesdienstes. Was GOTT Serubabel / dem Sohn Sealthiel dem Fürsten Juda wegen seines erwiesenen großen Eyffers in Erbauung deß Tempels versprochen / daß wünschen vnd bitten von GOTT mit tieffen Seüfftzen Ich / meine liebe *Collegae* vnd Mit=Brüder / meine anbefohlene Gemein: *Gott halte vnseren Serubabel vnd tewren lieben Land=Herren wie seinen Pittschafftring!*

Den Herren Ambtleuthen / Räten vnd Befehlhaberen / fürnemblich aber Herren Kirchen=*Directori*, sagen wir billich Dank vor erwiesenen hohen Fleiß / als welche nach ertheiltem Gnädigen Befehl eilends alles werckstellig zumachen keine Mühe gespart / vnd ehe nicht geruhet / biß das Werck vollendet.

Der guthertigen Leuth Milte zu rühmen / (die nach ihrem vermögen mit überreichung einiger Geld=Stewer / mühesamen Frohn= vnd anderen Diensten zu diesem Werck geholffen /) werden wir nicht vergeßen: So genaw ist bey unserer Kirchen=Baw=Rechnung nicht auffgeschrieben / was ein jeder beygetragen vnd geleistet / GOTT hats viel genawer in sein Memorial vnd Gedenck=Register eingezeichnet / wird auch dem verhoffentlich bald einbrechenden Jüngsten Tag alles rühmen (S. 16 ff) <sup>19</sup>.

...

---

<sup>19</sup> Der Textabdruck folgt dem Original, mit Ausnahme der Zeichen mit hochgestelltem e, die einheitlich mit ä, ö, ü wiedergegeben werden.

## Die Stiftung einer „Schwedenpredigt“ in Oberkirch aus dem Jahre 1844

*Von Dieter Kauß*

Bei der Durchsicht allgemeiner Literatur zu Bildstöcken und Wegkreuzen stößt man immer wieder auf die Behauptung, daß die Zeit der Schwedenkriege im 17. Jahrhundert in diesen religiösen Malen festgehalten ist. Zu dieser Zeit häufen sich gerade in Mittelbaden die ältesten datierten Bildstöcke, die aber kaum Inschriften tragen. In diesem Zusammenhang sagt man weiter, daß die Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine entscheidende Schwelle innerhalb des Bewußtseins der Bevölkerung darstellt, die aber mehr oder weniger verschwommen bekannt ist. Aus diesem Grunde war man dann im 19. und 20. Jahrhundert leicht geneigt, alles Alte — von dem man nichts Genaues wußte — in Sage und Legende jener weit entfernten, aber doch unheimlichen Zeit zuzuschreiben. Viele Wegkreuze sollen so einfach zu „Schwedenkreuzen“ geworden sein.

In Mittelbaden mag dies vielleicht nicht so ganz zutreffen, weil in dieser Gegend jener Schriftsteller H. J. Christoffel von Grimmelshausen wirkte, der in seinem „Simplicissimus“ ein Bild jener Zeit zeichnete. Dieser Roman war eine der verbreitetsten Erzählungen und trug dazu bei, das Bewußtsein an die Zeit der Schwedenkriege wachzuhalten. Zum anderen ist gerade die Region Mittelbadens im Dreißigjährigen Krieg sehr stark in Mitleidenchaft gezogen worden. Kaum ein Dorf wurde verschont; die meisten Häuser brannten ab, und auch die Kirchen wurden stark zerstört. Die Visitationsprotokolle des 17. Jahrhunderts aus dem Bistum Straßburg geben darüber ein beredtes Zeugnis. Aber diese Wunden heilten. Sie waren oft Anlaß, aus den Trümmern Neues, Großes entstehen zu lassen, wie z. B. die Erneuerung und die Barockisierung der Oberkircher Pfarrkirche sowie deren Ausstattung mit Stuck. Romane werden andererseits nicht immer und überall gelesen. Verschwamm daher vielleicht doch mit der Zeit das Bewußtsein an diese Schreckensperiode? Oder gab es noch andere Mittel, um sich diese Zeit der Erniedrigung im Gedächtnis wachzuhalten?

Zu dieser Frage ergab sich im Pfarrarchiv Oberkirch ein interessanter Fund, der hier in Kürze vor- und dargestellt werden soll. Innerhalb eines Aktenfaszikels über gestiftete Jahrtage vom 17.—20. Jahrhundert befinden





den Montag nach dem ersten Fastensonntag. Die Übersetzung des Vermerkes wird in der Stiftungsurkunde von 1844 wiedergegeben: „Am Montag nach Dominicam invocavit — das ist am Montag nach dem ersten Fastensonntag — wird in Oberkirch eine Jahrzeit für Johann genannt des Krämerhansen Seubert, und seiner Ehefrau und für alle Bürger und Soldaten abgehalten, welche bei der Erstürmung der Stadt gefallen sind.“ Um diese ehrwürdige Stiftung auf eine entsprechende und würdige Weise für alle Zukunft zu feiern, verordneten Gemeinderat, der Bürgerschaft und sämtliche Bürger der Stadt eine feierliche Abhaltung des Jahrgedächtnisses am Montag nach dem ersten Fastensonntag. Eine entsprechende finanzielle Stiftung soll diese Feier für die Zukunft sichern.

Zu dieser Feier wird die Bevölkerung am ersten Fastensonntag sowohl in der Kirche wie auch durch eine Verkündigung vor dem Rathaus öffentlich eingeladen. Am Montag um „dreyviertel auf neun Uhr“ läutet die Rathausglocke, und der Bürgermeister verliest vor der versammelten Bürgerschaft die Stiftungsurkunde. Hierauf begibt sich die Menge — mit dem Bürgermeister, Gemeinderat und Bürgerschaft an der Spitze — in die Kirche zum Trauergottesdienst mit einer „dem Stoffe angemessenen Predigt“.

Der Prediger wird von der Bürgerschaft bestimmt; er erhält ein Honorar von fünf Gulden. Dieser Betrag wird ihm am gleichen Tag ausbezahlt. In der Regel übernimmt der Oberkircher Pfarrer diese Aufgabe, oder er sorgt für einen Prediger. Zugleich wird auch der Organist, der mit einer Trauermesse die Feierlichkeit erhöht, mit einer Summe von einem Gulden und 30 Kreuzern belohnt. Die Honorare werden jeweils aus der Gemeindekasse entnommen. Der damalige Pfarrer J. B. Scheidet und der Lehrer F. J. Knapp erklären sich mit der Entlohnung einverstanden und versprechen, die „ihnen auferlegten Verbindlichkeiten pünktlich nachzukommen“.

Der Stiftungsakt dieser „Schwedenpredigt“ erfolgte am 29. Februar 1844. Es unterschrieben der Bürgermeister Gottfried Braun, fünf Gemeinderäte und sechs Mitglieder des Bürgerschafts sowie der Ratschreiber Gustav Hermann. Es folgen weitere 111 Unterschriften von Oberkircher Männern sowie die des Pfarrers, Lehrers und zweier Zeugen und des Notars.

Aus dieser Stiftung ergibt sich, daß das Bewußtsein an die Schwedenkriege auch auf eine solche Weise festgehalten werden konnte. Der Zweck war, jedes Jahr dieses Gedächtnis zu feiern und in der Predigt die Bevölkerung an diese Ereignisse zu erinnern. Doch in welchem Lichte sollte diese Erinnerung stehen, was sollte eigentlich die Lehre aus diesen Ereignissen für das 19. Jahrhundert sein?

Auch hier sind wir in der glücklichen Lage, eine Predigt aus der Stiftungszeit oder wenigstens deren Unterlage oder Entwurf zu besitzen. Diese Schwedenpredigt soll am Beispiel der Geschichte erweisen, daß Ungehorsam und Ausnutzung der Freiheit durch weltliche und geistliche Regenten sowie deren Beharren auf ihren eigenen Grundsätzen und Weisheiten eine Ausartung nach der anderen nach sich zieht. „Wenn einmahl die Weltordnung aus ihren Bahnen ausgewichen und überstürzt, ist solche nicht so leicht in ihr altes Gleiß zu bringen und verursacht den Zerfall einer ganzen Nation!“ Dieses Schicksal hatte auch das deutsche Vaterland getroffen, wo „lange Jahre zuvor durch allgemeine vermeinte Volksweisheit und Klugheit kein Gesetz und Recht mehr galt, wo eine Empörung die andere verfolgte“ und selbst fremde Völker zur Abwehr herbeigerufen wurden. Es suchte damals „jeder Theil, Deutsche und Schweden, den an Greuel und Marter, an Mord und Brand zu übertreffen, so, daß nach einem sechsjährigen Aufenthalt in unsrer Gegend, auf 20 Stund kein Dorf, Flecken und Haus mehr zu fünden war. Es kam in 6 Jahr kein Pflug ins Feld, dadurch entstand ein Hungersnoth, Pest und Krankheite, und vollends die Menschen hinweggerafft was die Schweden übrig ließen“. Von über 2000 Bewohnern blieben in Oberkirch noch 180 übrig.

Neben diesen Predigtnotizen findet sich eine Skizze der Belagerung aus dem Jahre 1638, die eindrucklich die von zwei Seiten eingeschlossene Stadt Oberkirch zeigt. Der beistehende Text macht mit aller Deutlichkeit darauf aufmerksam, daß die Stadt Oberkirch 1638 mit ungefähr acht- bis zehntausend Bürgern, Soldaten und Bauern aus der Umgebung besetzt war, die mit ihren Habseligkeiten hierher geflüchtet waren, um in der mauerbewehrten Stadt Schutz vor den Schweden zu finden. Dieser Krieg zwang also das Vierfache der normalen Bevölkerung in die Mauern der Stadt.

Aus dieser Predigtunterlage ersehen wir, wie eindrucklich der Bevölkerung des 19. Jahrhunderts die Zeit des Dreißigjährigen Krieges vor Augen gestellt wurde. Dabei brandmarkte man die Schweden als solche nicht zu sehr, sondern vielmehr die weltlichen und geistlichen Gewalten, die ihre Freiheit zu sehr ausnutzten und damit die Weltordnung aus dem Gleis brachten. Dieses Verhalten verursachte schließlich den Zerfall der ganzen Nation. Werden hier vielleicht schon Ideen jener Zeit um die Revolution von 1845 ersichtlich? Denn in den vierziger Jahren wuchs die Unzufriedenheit in Deutschland immer mehr. Soziale und nationale Ursachen sind dabei in gleicher Weise maßgebend. Das aufstrebende Bürgertum verlangt nach Mitbestimmung im Staat und fordert die Bildung eines Nationalstaates. — Gerade diese beiden Forderungen werden in der Predigt angesprochen.

Die Frage nach einem direkten Zusammenhang des soeben als gemeinsam skizzierten Gedankengutes, die hier als solche im Raume belassen werden

soll, verdichtet sich, wenn man das Schicksal dieser Schwedenpredigt-Stiftung aus der Bürgerschaft verfolgt. Am 27. Februar 1874, in der Zeit des Kulturkampfes und einer auch nach innen stark zentralistischen Gewalt, setzt der Oberkircher Gemeinderat das Pfarramt über den Beschluß in Kenntnis, daß „die Ausgabe für die Abhaltung der sogenannten Schwedenpredigt mit darauffolgendem Gottesdienste nicht mehr genehmigt wurde“. Daher kann für die Zukunft eine Bezahlung hierfür von fünf Gulden und einem Gulden 30 nicht mehr geleistet werden. Der Oberkircher Pfarrer Wirnser macht dem Gemeinderat am 4. März 1874 klar, daß die Jahrzeit als solche nicht aufhören kann, da sie vom Heiligenfond der Pfarrei mit 45 Kreuzern getragen wird. Die Gemeindekasse trage nur die Kosten für die Predigt und die musikalische Umrahmung. Der Pfarrer gibt weiter zu bedenken, ob der Gemeinderat als solcher kompetent sei, die Gelder zu verweigern. Man könnte auch der Meinung sein, daß dazu ein Beschluß der Gesamtbürgerschaft notwendig sei.

Ein halbes Jahr später vermerkte Pfarrer Wirnser am 17. August 1874 zu seinem Vorgehen im März, daß keine Antwort vom Gemeinderat erfolgte. „Wir halten also zur gewöhnten Stunde um 7 oder 1/2 8 Uhr morgens das Amt ohne Predigt.“ Etwas bissig vermerkte er noch dazu: „Der Wohlstand des Gemeindevermögens hat durch Sistierung dieser 5 Gulden bedeutende Fortschritte gemacht.“

So verblieb ab 1875 das Bewußtsein an die Schwedenbelagerung Oberkirchs von 1638 nicht mehr so sehr im Kreise der Öffentlichkeit wie in der Zeit von 1844 bis 1874, wo jährlich die gesamte Bevölkerung Anteil an der Schwedenpredigt nehmen konnte. Die Erinnerung an diese schwere Zeit fiel — wie in der Zeit vor 1844 — zurück in den kirchlichen Bereich eines Jahrgedächtnisses. Ähnliches könnte man z. B. aus Kirchhofen im Markgräflerland anführen, wo das Gedächtnis an die Gefallenen im Schwedenkrieg von 1633 ebenfalls im kirchlichen Raum, d. h. durch eine Inschrift am Hochaltar festgehalten ist. Vielleicht aber waren in Oberkirch politische Gedanken aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Anlaß dafür, daß die Schwedenzeit von 1638 durch eine feierliche Jahrzeit mit Predigt und Amt mehr in das öffentliche Bewußtsein der Bevölkerung gerückt wurde.

*Quellen:*

Pfarrarchiv Oberkirch. Abtlg. XXIV a. Stiftungen und Steuern. Blatt 56—59

Libellus anniversariorum in Oberkirch, oberdorff et Lautenbach celebrandorum. 1770

A. Kast, Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622—1770. Bühl 1934

Freiburger Diözesanarchiv 30, 1902, 314/315 (bischöflich-straßburgische Visitationen im 17. Jahrhundert)



## Zur Deutung der Namen „Mortenua“ und „Offenburg“

Von Otto Kähni

Am 1. Januar 1973 wurden auf Grund der Gebietsreform die Kreise Offenburg, Lahr, Kehl, Wolfach und der Bezirk Achern des Kreises Bühl zu einem neuen Kreis integriert, der den Namen „Ortenaukreis“ erhielt. Diese Namengebung ist sehr treffend; denn der neue Kreis im mittelbadischen Raum, flächenmäßig der größte Baden-Württembergs, deckt sich weitgehend mit der geschichtlichen Ortenau, d. h. mit der alemannisch-fränkischen Gaugrafschaft Mortenua, die sich zwischen Rhein und Schwarzwald von der Bleich im Süden bis zur Murg-Oos-Linie im Norden erstreckte.

Immer wieder wurde festgestellt, daß die Bedeutung des Namens Mortenua fragwürdig ist und es bleiben wird, wenn nicht ein glücklicher, sprachlicher Fund das Rätsel lösen wird. Anklang fand eine anschauliche, der Natur der Landschaft entsprechende Deutung: Mor = Moor, Sumpf, ten = abgeschwächtes tunk (= flache Erhebung in sumpfigem Gelände, vergl. die Ortsnamen Kartung, Leiberstung usw. in der Bühler Gegend), Au = von fließendem Wasser umgebene Niederung. Man war der Auffassung, daß die Stammsilbe „Mor“ auf die Bodenbeschaffenheit hinweise; denn nach der letzten Eiszeit hatten sich die vom Schwarzwald kommenden Schmelzwasser am Fuß der Vorberge gesammelt. Ein gewaltiger Strom, dem die Wissenschaft nach den bedeutendsten Zuflüssen den Namen „Kinzig-Murg-Fluß“ gegeben hat, floß dem Rhein parallel nach Norden. Nach seiner Auflösung in Flüsse, die dem Rhein zuströmten, blieb die breite Mulde lange Zeit sumpfig. Zahlreiche Flurnamen wie „Bruch, Wasser, Lache, See und Moor“ bezeugen das.

Diese Deutung ist nun widerlegt worden. In der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 120. Bd. 1972 erschien eine Abhandlung: „Ortenau und Offenburg. Zur Kontinuität eines vorgermanischen Ortsnamens“. Der Verfasser ist Dr. Albert Greule, wissenschaftlicher Assistent am Deutschen Institut der Universität Mainz, ein Sohn der Ortenau. Er knüpft an die seit Leichtlen (1818) vertretene Auffassung an, die den Namen „Mortunouwa“ auf einen vorgermanischen Ortsnamen zurückführt. Die Deutung „Mor-Sumpf“ wird wegen sprachlicher Schwierigkeiten abgelehnt. Dagegen bereite es keine lautlichen Unebenheiten, wenn man von dem Glied „Mordun bzw. Mortun“ auf einen keltischen Ortsnamen „Morodunum“ schließt.

Dieses Wort stellte man neben die überlieferten Namen „Tarodunum“ (Zarten bzw. Kirchzarten bei Freiburg) und „Lopodunum“ (Ladenburg). Das keltische Suffix -dunum bedeutet „befestigte Anhöhe“ bzw. „Burg“. Diese Burg des Moro dachte man sich auf dem Hügel, auf dem das Schloß Ortenberg steht. Greule sieht nun in dem Bestimmungswort „Mor“ keinen Personennamen, sondern setzt es in Beziehung mit dem Ortsnamen „Murten“ (= moridunum). Das keltische „Mori“ sei bedeutungsmäßig und etymologisch gleich „Meer“ (lateinisch mare) und könne sich auch auf Binnengewässer beziehen. Dann dürfte der Name Moridunum „befestigte Siedlung am See“ ausdrücken. Auf die Frage, wo in der Ortenau eine befestigte Siedlung nach einem seeartigen Binnengewässer benannt werden könnte, gibt die vor- und frühgermanische Namenforschung Antwort: Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Kinzig, deren Name keltischen Ursprungs (Quentika) ist, mit ihren Wassermassen im Zusammenhang mit ihrer alten Mündung in die urgeschichtliche Kinzig-Murg-Rinne eine Wasserlandschaft schuf, die mit dem keltischen „Mori“ bezeichnet werden könnte. Was die Lage dieses Moridunum betrifft, so bietet sich Offenburg geradezu an; denn der flache Kinzigschuttkegel, auf dem die Stadt liegt, war im Süden und Westen lange Zeit von einer sumpfigen Niederung umgeben. Darauf weisen noch Flurnamen hin: Obere und untere Schlangenmatten, Schwarzlach, Sinzenlach, Seewinkel.

Man kann mutmaßen, daß die Römer für das Kastell, das sie auf dem Kinzigschuttkegel errichteten, den keltischen Namen übernommen haben. Überliefert ist er nicht; aber die keltische Bedeutung „-dunon = befestigte Siedlung“ träfe für die Lage zu. Die Alemannen haben die Siedlung vermutlich zerstört. Nach Ammianus Marcellinus, dem Geschichtsschreiber der Alemannenkriege, mieden sie ummauerte Plätze, die sie „-burg“ nannten, und siedelten sich neben diesen bei günstigem Ackerland an. Eine solche Siedlung vor den Toren Moridunons könnte im Gewann „Krummer“ gelegen haben. Dafür sprechen die beiden Gräber, die hier im Jahre 1894 freigelegt worden sind, ein Männer- und ein Frauengrab. Die Funde stammen jedoch erst aus der Merowingerzeit (um 700). Die Römersiedlung war aber für die Alemannen so wichtig, daß sie bei der Landnahme die -ouwe (= Au), den wasserreichen Landstrich um Moridunum, mit dem Namen des einstigen Kastells genauer kennzeichneten: *Mortunowe*. Während sich dieser Landschaftsname einbürgerte, verschwand der Siedlungsname Moridunburg mit den keltoromanischen Volksresten. Von diesem dürfte dann nur das Suffix -burg übrig geblieben sein. Ist im Lauf der Zeit an die Stelle des Moro ein Offo getreten? Damit kommen wir zum Ortsnamen „Offenburg“. Wie ist er zu erklären?

Die Stadt trägt den Namen ihres sagenhaften Gründers Offo. In ihrem Wappen aber führt sie die offene Burg. Dazu mag wohl der Gleichklang

des Personennamens „Offo“ und des Eigenschaftswortes „offen“ die Veranlassung gegeben haben. Die Deutung „offene Burg“ wird von den Namenforschern abgelehnt. Eher könne man darin einen Personennamen sehen, zumal der Name Offo in mehreren süddeutschen Ortsnamen wie Offenbach, Offenberg, Offendorf, Offenheim belegt ist. Voraussetzung sei aber, daß man die Entstehung des Namens nicht mit Offenburgs Gründung als Stadt annimmt. Mit Offo, dem Gründer des Klosters Schuttern, könne Offenburg nicht in Beziehung gebracht werden; jener habe erst um 800 gelebt. Der Name „Offinburc“ dürfte wegen seiner durch das Grundwort -burg deutlichen Beziehung zur römischen Siedlung wesentlich älter sein als „Offonivillare“ (Schuttern). Es stelle sich die Frage: Wohnte in diesem Gebiet die Sippe eines Offo, deren Wohnort wegen der Lage beim Römerkastell man „Offin-burg“ nannte, oder haben die Alemannen unter Führung eines Offo das zerfallene Kastell in Besitz genommen? Wann ging der Name Offinburg von der Siedlung vor dem Kastell endgültig auf dieses über? Nur Vermutungen und Fragen, wie Dr. Greule am Schluß seiner Ausführungen selbst sagt. Sie können jedoch zu weiteren Forschungen anregen.

Was die Mortenau betrifft, hatte die weitere geschichtliche Entwicklung eine Namensänderung zur Folge. Nach dem Untergang des staufischen Kaiserhauses entstanden auf dem Boden der Grafschaft Mortenau etwa 20 Herrschaftsgebiete. Was nach dem Interregnum für das Reich zurückgewonnen werden konnte, war außer den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach, Zell a. H. und dem Reichstal Harmersbach die spätere Landvogtei. Auf sie beschränkte sich fortan der Begriff Mortenau. Unter dem Einfluß des Burgnamens Ortenberg — das Schloß war bis zu seiner Zerstörung 1678 die Residenz des Landvogts — schwand das anlautende M. Aus „Mortenau“ wurde „Ortenau“.

Nach dem Untergang des alten Reiches (1806) war der Name Ortenau nur noch ein geographischer Begriff und geriet im Gegensatz zum Breisgau, der immer in Verbindung mit der Anschrift „Freiburg“ genannt wird, immer mehr in Vergessenheit. Das beweist schon die Tatsache, daß die Stadtverwaltung Offenburg den Namen der 1924 eröffneten „Ortenauer Herbstmesse“ im Jahre 1962 in „Oberrheinmesse“ umänderte. Eine Wende brachte die Entscheidung der Landesregierung und des Landtags über die neue Kreiseinteilung. Die Bezeichnung „Ortenaukreis“ wird den Namen „Ortenau“ im Bewußtsein der Bevölkerung in höherem Maße verankern.

## Der Pipelistein, ein Menhir in Ortenberg

Von Josef Naudascher

Vor über 4 000 Jahren, in der jüngeren Steinzeit, gelangte ein Bauernvolk durch die Burgundische Pforte und die Zaberner Steige in das stark bewaldete Oberrheingebiet, um es zu roden und erstmals zu bewirtschaften. Die Michelsberger,<sup>1</sup> so genannt nach einem Fund auf dem Michelsberg von Untergrombach bei Bruchsal, brachten die Pflugkultur und das Hausrind bei ihrer Einwanderung von Osten her nach Frankreich mit. Auf ihren langen Wanderungen dürften sie auch mit den Hochkulturen des Mittelmeerraums in Berührung gekommen sein, und, wenn auch in roher Form, kultische Architektur mitgebracht haben. Daraus würde sich das Auftreten der ersten kolossalen Steinkulturen erklären, die damals längs der Westküste von Frankreich und darüber hinaus in England entstanden sind<sup>2</sup>. Wenn wir davon ausgehen, daß Werkzeuge aus Metall zumindest in der ersten Phase der Entstehung von Steindenkmälern nicht in Frage kommen, dann muß unsere Achtung vor diesen monumentalen Steinen um so größer sein. Aber auch die letzte Phase der Megalith-Kultur, die nicht vor der mittleren Bronzezeit (bis etwa 1500 v. Chr.) entstanden ist, verdient ihre Beachtung. Denn sie zeigt in ihren Details oft eine Technik, die an gute Zimmermannsarbeit erinnert.

Schon lange sind uns die als Menhire bezeichnete Steindenkmäler vom Hochrhein und vom südlichen Oberrhein bekannt.<sup>4</sup> Sie liegen im Ausstrah-

---

1 Ernst Wahle, Vorzeit am Oberrhein, in: Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, Heft 19, 1937.

2 Heinrich B. Siedentopf, Nachrichten aus Frühzeit und Altertum, in: Bild-, Schrift- und Bauwerk der Standard Elektrizität AG, 1971. — In Stonehenge (England) befindet sich eine kultische Anlage, die primär aus einem Kreis stehender Menhire der jüngeren Steinzeit gebildet wird.

3 Heinrich B. Siedentopf, Nachrichten aus Frühzeit und Altertum, in: Bild-, Schrift- und Bauwerk der Standard Elektrizität AG, 1971. — Die zweite Baustufe von Stonehenge reicht bis etwa 1500 v. Chr. und besteht vor allem aus einem Trilithenkreis, dessen Steine wohl geformt und ineinander verzapft sind. Die Anlage bildet einen runden Steintempel, wie er beispielsweise in verfeinerter Form aus dem 6. Jhd. v. Chr. als Orakel von Delphi bekannt ist. Die Kultstätte in Stonehenge diente sowohl blutigen Opferritualen als auch Zeremonien, die dem Totenkult gewidmet waren.

4 Ernst Wahle, Vorzeit am Oberrhein, in: Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, Heft 19, 1937. — In der Schweiz sind Menhire, z. B. von Grandson und Attiswil, bekannt. In Courgenay bei Pruntrut und Niederschwörstadt bei Säkingen stehen bearbeitete Steinplatten im Boden, die über 2 bis 3 m breit sind. Archäologisch gut beobachtet ist die Massenbestattung von Aesch bei Basel, für die man statt der dort fehlenden großen Platten kleineres Steinmaterial verwendet hat.



lungsgebiet der Burgundischen Pforte und erreichen mit der Schweizer Aare, sowie etwa mit gleicher Höhe auf der rechten Rheinseite ihre östliche Grenze. Am Hochrhein sind uns beispielsweise die Menhire von Niederdossenbach, Niederschwörstadt, Tiengen und neuerdings von Degernau<sup>5</sup> bei Waldshut bekannt. Die Ausläufer am südlichen Oberrhein dürften bis hinüber zum Kaiserstuhl und insbesondere an den Tuniberg reichen, wo uns die Michelsberger Höhensiedlung von Munzingen<sup>6</sup> zum Begriff geworden ist.

Ähnlich wie im Strahlungsgebiet der Burgundischen Pforte bahnt sich nun eine jungsteinzeitliche Situation in der Ortenau an. Schon lange waren die Menhire um die Zaberner Steige verdächtigt, die Passage der Einwande-



Der Menhir von Ortenberg

5 Josef Schneider, Die Wiederaufrichtung des Menhirs auf dem „Bühlhölzle“ bei Degernau Ldkrs. Waldshut, in: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 7, Oktober 1971.

6 H. P. Kraft, Flurbereinigung und Denkmalpflege, in: Archäologische Nachrichten aus Baden, April 1969.

rung in der jüngeren Steinzeit zu markieren. Doch die Verbindung über den Rhein in die Ortenau fehlte fast vollständig. Erst mit der Entdeckung der Michelsberger Kulturreste auf dem Fiat-Gelände bei Kippenheim im Jahr 1971<sup>7</sup> und neuerdings mit der Identifizierung des Pipelisteins<sup>8</sup> bei Ortenberg als Menhir, wurde eine neue jungsteinzeitliche Entwicklung auch in der Ortenau eingeleitet. Während bereits die Ausgrabung auf dem Fiat-Gelände die Heimatforscher aufhorchen ließ, dürfte ein Menhir am Ausgang des Kinzigtals neue Perspektiven für die Besiedlung insbesondere der Mittleren Ortenau und des Vorderen Kinzigtals erbringen.

Der Pipelistein liegt dort, wo sich das Tal schon weitet, unmittelbar hinter dem „Stein von Ortenberg“<sup>9</sup>, wie das Ortenberger Schloß im Mittelalter genannt wurde. Obwohl er keine ausgesprochene Spornlage einnimmt und unterhalb der Kammlinie des Berges liegt, befindet er sich in markanter Lage. Denn von dort hat der Beschauer eine herrliche Aussicht hinauf in das Vordere Kinzigtal, und es ist darum nicht ausgeschlossen, daß die Erbauer dieses jungsteinzeitlichen Denkmals weiter in das Tal vorgerückt sind, als wir es vermuten.

Der Menhir selbst stellt eine rohe steinzeitliche Arbeit dar und ist aus grobem Granit, wie er unweit von seinem Aufstellungsort ansteht. Seine Form entspricht einer Spindel, die nicht ganz zwei Meter über die Erde herausragt. Der Verwendungszweck dieser Steindenkmale ist nicht ganz sicher. Wahrscheinlich dienten sie als Grabdenkmäler und Kultsteine über weite Zeiträume.<sup>10</sup> Auch ist eine sekundäre Verwendung in späterer Zeit als Gerichtsstein nicht auszuschließen. Damit wäre der Mittelalterliche Lokalname für den dortigen Gerichtsplatz, am „Stein zu Ortenberg“ erklärlich und er könnte schließlich auf die Burg Ortenberg transmittiert worden sein. Doch der Primärname „Pipelistein“ blieb mit Sicherheit erhalten. Nach etymologischer Gegenüberstellung<sup>11</sup> dürfte er romanischen Ursprungs

---

7 Entdeckt vom archäologischen Grabungstechniker Hietkamp, Bodendenkmalamt Freiburg. Der Verfasser hat mehrer Gruben vermessen und registriert.

8 Oberlehrer Westermann und seine Frau aus Biberach haben den Stein als Menhir verdächtigt und dem Verfasser melden lassen. Er wurde sowohl vom Hauptkonservator Dr. Fingerlin und dem Archäologen Dr. Dehn, Bodendenkmalamt Freiburg, als Menhir identifiziert. Aufgrund der Befürwortung von Landrat Dr. Gamber, Offenburg, konnte der Pipelistein in das Denkmalsbuch eingetragen werden.

9 Karlleopold Hitzfeld, Der Stein zu Ortenberg, in: Die Ortenau 49 (1969).

10 Heinrich B. Siedentopf, Nachrichten aus Frühzeit und Altertum, in: Bild-, Schrift- und Bauwerk der Standard Elektrik Lorenz AG, 1971. — Neben der Totenkultanlage soll Stonehenge eine Art prähistorisches Observatorium und gleichzeitig ein magischer Kreis gewesen sein.

11 W. Meyer — Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch, Seite 534, Nr. 6474 -Pi ist ein Schallwort und heißt piepen. Italienisch heißt es piare oder pire-pire, und gilt soviel wie „Lockruf für die Hühner“. Kleines Vögelchen heißt loguresisch pia-pia. In den Abruzzen und in venezianischer Mundart wird zu kleinem Vögelchen „pipi“ gesagt. Die Spanier und Portugiesen sagen zu piepen „piar“. Außerdem bedeutet dort „pita“ aus pipa abgeleitet der Lockruf für Hühner und Vögel. Küken heißt portugiesisch „pito“, französisch „piailler-piauler“ und lothringisch „piase“. Südfranzösisch bedeutet „piaya“ oder „piana“ -weinen. Katalanisch steht für piepen „pitejar“.

und damit sehr alt sein. Als Schallwort gebildet aus dem Vogellaut „pi-pi“, kommt er in den verschiedensten Varianten beinahe in allen romanischen Sprachen vor. Seine Bedeutung reicht von „piepsen“ bis zum Wort „weinen“, das in diesem Zusammenhang eine besondere Stellung einnimmt.

Es wäre denkbar, daß die Namensgebung des Pipelisteins noch zu einer Zeit geschah, als der tiefere Sinn und die Bedeutung solcher Steine zumindest noch erahnt wurde. Damit könnte er auch aus dieser Sicht, in die Gruppe kultischer Toten- oder Klagesteine eingereiht werden.

## Steinerne Erinnerungen an die frühere Ortenau (nördlicher Teil)

*Von Eugen Beck*

Durch die neue Kreiseinteilung in Baden-Württemberg entstand wieder eine Ortenau, die in mehrfacher Hinsicht an die ehemalige Landvogtei Ortenau erinnert. Die nördliche Grenze liegt wieder bei Achern und seiner Umgebung, wo Jahrhunderte hindurch ein kaiserl. österreichisches Gericht bestand und mit dem Aftergericht Ottersweier an die Markgrafschaft Baden-Baden grenzte.

Als die Landvogtei nach längerer Verpfändung um die Mitte des 16. Jahrhunderts vom Kaiserhaus Habsburg zurückgekauft worden war, amtierte im Gericht Achern Vogt Johann Hyppolit Witterstätter (1559—1585). Er hat zahlreiche Einträge im Dorfbuch von Oberachern unterzeichnet, so auch die Hänferordnung vom 26. Jänner 1578. Auch seine beiden Töchter Katharina und Agatha verewigten sich für die Nachwelt, indem sie 1576 für die hiesige Marienkirche einen Taufstein stifteten. Dieser diente zwar mittlerweile als Blumenkrippe in einem Privatgarten, wurde da aber vom verstorbenen Stadtpfarrer Dr. Ed. Jehle entdeckt und renoviert und steht seit 1947 nun wieder in der Eingangshalle der Liebfrauenkirche. Auf einer 50 cm hohen Achtecksäule ruht das große Taufbecken aus Sandstein, an dessen Seitenflächen neben dem Familienwappen in drei Schriftbändern zu lesen ist:

ZWO JUNGFRUAEN REIN, CATHARINA UND AGATA ICH MEIN,  
STIFTETEN DISEN TAUFBSTEIN. DIS WAPPEN MIT SICH BRINGT,  
DASS SIE WITTERSTETTERINNEN SEINDT. ANNO DOMINI 1576.



Taufstein von 1576

Die Landvogtei Ortenau blieb nun beim Reich, bis sie 1701 an den Markgrafen Ludwig Wilhelm, den Türkenlouis, zum Dank für seine Verdienste um Kaiser und Reich als Lehen verliehen wurde. Nach seinem frühen Tode i. J. 1707 verblieb das Lehen bei seiner Familie, zunächst bei seiner Witwe Augusta Sibylla, dann auch bei ihren beiden Söhnen, die nacheinander zur Regierung kamen. Da der ersehnte Kindersegen ausblieb, erlosch die Baden-Badensche Linie der Markgrafen 1771. Das Lehen fiel



Grenzstein:  
Ortenau/Markgrafschaft  
Baden  
Nordseite



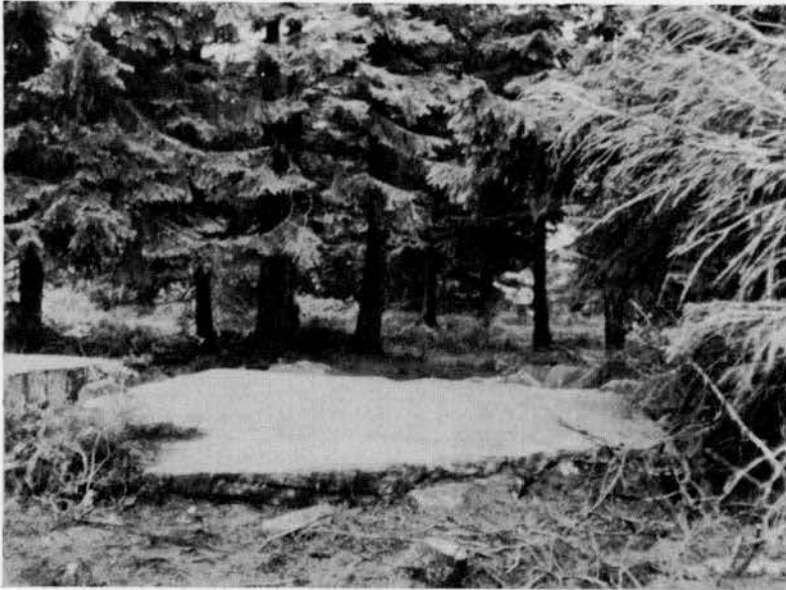
damit an das Reich zurück. Am 22. Oktober des gleichen Jahres wurde die Ortenau durch Landvogt von Axter im Namen Ihrer Kaiserl. Königlichen Apostolischen Majestät übernommen, und Beamte und Bürger leisteten den Eid auf das Kaiserhaus Österreich. Wieder wurden die Grenzen abgeritten und fehlende Grenzsteine ersetzt. Einen solchen aus jener Zeit finden wir noch an der Straße von Unzhurst nach Hatzenweier, wo die Ortenau mit dem Afergericht Ottersweier an die Markgrafschaft Baden grenzte. Die Nordseite des Steines trägt unter dem Namen BADEN das badische Wappen und die Jahreszahl 1779, während die Südseite unter der Aufschrift REICH den österreichischen Doppeladler zeigt.



Grenzstein:  
Ortenau/Markgrafschaft  
Baden  
Südseite

Einen weiteren alten Grenzstein, den DREIFÜRSTENSTEIN, kann man nun wieder im Gebiete der Hornisgrinde erwandern, nachdem die dortigen Stationierungstruppen ihren Zaun auf Bitten des Schwarzwaldvereins zurückversetzt haben. Eine große Sandsteinplatte trägt die Jahreszahl 1722, und drei Wappen bezeichnen die Stelle, wo die Besitztümer dreier Fürsten, nämlich der Markgrafen von Baden, der Bischöfe

von Straßburg und der Herzöge von Württemberg zusammenstießen. (Der Stein ist allerdings in der Zeit, in welcher er innerhalb des gesperrten Militärgebietes lag, auch mit privaten Erinnerungen „geschmückt“ worden, und er bedürfte einer fachmännischen Behandlung, um wieder als historisches Denkmal gelten zu können).



Der Dreifürstenstein auf der Hornisgrinde

Einen gut erhaltenen Wappenstein von 1605 entdeckten Angehörige der Bergwacht oberhalb des Skihangs beim Seibelseck (Schwarzwaldhochstraße) an der ehem. württembergischen Grenze. Der auf einen flachliegenden Felsen eingehauene Schild zeigt das württembergische Wappen, wie es von 1495 an bis in die Regierungszeit des Herzogs Eberhard Ludwig (1677—1733) hinein geführt wurde. Der gevierteilte Schild enthält im ersten Feld das württembergische Stammwappen mit den 3 Hirschstangen, im zweiten daneben die Rauten der Herren von Töck, im dritten die Reichssturmflagge und im vierten die zwei Barben (Fische) von Mömpelgard, der Grafschaft Montbéliard, die von 1409 bis zur Französischen Revolution dem Hause Württemberg gehörte. Die über dem Schild stehenden Buchstaben im Verein mit der darunter eingehauenen Jahreszahl 1605 weisen das Wappen als das von Herzog Friedrich I. (1593—1608), dem Gründer von Freudenstadt, aus.

Über alle diese Steine ist die Geschichte hinweggeschritten; sie markieren heute keine Grenzen mehr, sondern sind steinerne Erinnerungen an die staatliche Zerrissenheit unseres Landes in früherer Zeit.

# Schloß Bernstein im Bühlertal

*Von Karl Schleh*

Im Quellgebiet der Büllot, wo das Wasser des Hammelbrunnens und Wiedenbaches silberklar aus dem moosbedeckten Boden sprudelt, befindet sich ein 35 Meter hoher Felsen, den man seit altersher den Bärfels oder Bärenstein nennt. Der mächtige Felsblock aus Urgestein, dessen tonnenschwere Steine wie von Menschenhand übereinandergesetzt scheinen, steht etwas abseits in diesem engen Tale.

Freiherr Karl von Beust, Großherzoglich Badischer Kammerjunker und Rechtsanwalt, Sohn des gleichnamigen Bühler Amtmannes von Beust, widmete seiner Geburtsstadt Bühl 1857 ein Büchlein: „Die Ritter von Windeck und dessen Fehden mit der Stadt Straßburg.“ Der Verfasser der Burg Alt-Windeck, des Bühlertales und der s. g. Ruine Bärenstein, verbunden mit einer geschichtlichen Darstellung des Geschlechtes von Windeck und dessen Fehden mit der Stadt Straßburg“. Der Verfasser beschreibt darin diese düstere Gegend sehr poesievoll und vergleicht diesen Platz mit jener Stelle im Odenwald, wo Siegfried von Hagen ermordet wurde.<sup>1</sup>

Seit Herausgabe dieser Schrift hat sich bei dem Felsmassiv kaum was verändert. Auf die Plattform des Felsens, von wo man eine herrliche Aussicht ins Bühlertal und die Rheinebene genießt, führt eine Treppe aus Granit, die hie und da mit rotem Sandstein ausgebessert ist. Das eiserne Geländer ist baufällig und bedarf der Erneuerung. Mörtel- und Mauerreste an dem Gestein lassen auf Anbau eines ehemaligen Gebäudes schließen. Um den Stein führt ein tiefer Graben, der mehrmals von Schatzgräbern umgegraben wurde, denn Spitzhacke und Schaufel sind in einer Felsspalte versteckt. Durch die öfteren Umgrabereien traten Scherben von Hohlziegeln, Krügen, Töpfen und Tassen zu Tage, die viele Vitrinen füllen würden.<sup>2</sup> Auffallend erscheint jedoch die nach der Talseite hin abfallende meterhohe Blockhalde, welche von winkelrecht

---

<sup>1</sup> Karl von Beust, Ritter von Windeck, 1857, S. 77.

<sup>2</sup> Nach Feststellungen der Kreispfleger für Ur- und Frühgeschichte Josef Naudascher, Mahlberg und Paul Braun, Baden-Baden, stammen die Tonscherben aus spätmittelalterlicher Zeit. Braun besichtigte den Bärenstein vor einigen Jahren. Vgl. Bad. Tagbl. v. 13.11.62.

behauenen Granit- und ortsfremden Sandsteinen übersät ist. Im Laufe der Jahrhunderte mag von diesen Tür- und Fenstergewändern, Portalen und Treppen manches brauchbare Stück abgefahren worden sein. So hat Fabrikant Massenbach um 1840 einen schön verzierten altgotischen Fensterbogen in sein Haus nach Bühl verbringen lassen. Inschriften oder Jahreszahlen findet man an den Trümmern nicht, lediglich ein in einem Felsblock verklemmter weißer Sandstein zeigt nicht deutbare figürliche Einschläge.



Bärenstein:  
Pyramidenstumpf aus Granit

Freiherr von Beust berichtet weiter: „Einige Minuten entfernt von dem Felsen, finden wir ungefähr 50 Morgen urbar gemachtes und bebautes Feld an einem warmen, fruchtbaren Platze; diese sollen nach der Volks-



sage den Rittern von Bärenstein gehört haben, und heißen das Mittelfeld.“<sup>3</sup> Die Burg sei von einem Geschlecht Bärnstein oder Bernstein bewohnt gewesen.

Noch 1934 schreibt Prof. Dr. Batzer im Ortenauband „Burgen und Schlösser Mittelbadens“: „Im Bühlertal, in der Nähe des heutigen Kurhauses Bärenstein,<sup>4</sup> wurden Steintrümmer entdeckt und in Verbindung gebracht mit einem Schloß Bärenstein. Wohl gibt es nach der Topogra-



Bärenstein:  
sechskantiges Säulenstück aus  
ortsfremden roten Sandstein.  
Buntsandstein kommt in der  
Nähe des Kurhaus Plättig vor.

3 v. Beust, S. 79—81. — Das Mittelfeld war noch 1868 auf der Gemarkungskarte Baden-Baden eingezeichnet. Nach der neuen Waldeinteilung gehört es heute zum Forstamtsbezirk Forbach und liegt hinter dem Kurhaus Sand beim Naturfreundehaus.

4 Das ehemalige Burgstadel Bernstein sucht man irrtümlich an der Stelle des früheren Kurhauses Bärenstein, später Friedrich-Hildaheim und heutigen Erholungsheimes „Straßburger Hof“. Vgl. Bühler Blaue Hefte, 1957, 1.21.

phischen Karte von 1873 einen Felsen Bärenstein, und in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 21, 262, wird ein Bernstein 1533 genannt, aber von einem Schloß Bärenstein fehlen die geschichtlichen Nachrichten“. Nun gibt es tatsächlich einen geschichtlichen Nachweis, und zwar in der „Beschreibung des Gemeinen Stabs und Bezirks des Fleckens Bühell 1598“, wo es heißt: „... allda hören uff zur linken Handt die Steinbacher und Badener und fahen an der Herrschaft Baden Beren-



Bärenstein:  
Abtreppe roter Sandstein

steiner Wäldt. Und da steht allda der Zwei und zwanzigste Marckstein; von dannen geht die Marckung für rechts durchs Thall hinüber bis an Burgstadel Bernstein, da vor Jaren das Schloß Bernstein gestanden ist, zum Theyl ein selbstgewachsener Felsen, zum Theyl aber mit Quaterstückchen gemauert zu sehen, würdt für für den Drey und zwanzigsten

Marckstein gerechnet. Von diesem Burgstadel zeucht die Marckung durch straks für sich hinüber bis an den Widenberg. daselbst steht an einem Weg ein großer Randstein mit der Herrschaft Baden und Windeck Wapen, der schaidet der Herrschaft Bernsteiner und wind(t)rekher wäldt und steht darbey der Vir und zwanzigste Marckstein mit des Fleckens Bühl Zaichen...“ — An anderer Stelle dieser Amtsrenovation steht: „... von dannen geht das markgrafisch Vischwasser die Weydenbach uf bis ins Bernsteiner Bächlü“.<sup>5</sup> Bernsteiner Zins, Eckerich und Waidgang waren nach alten Rechten nur der Herrschaft Baden vorbehalten.<sup>6</sup>

Soweit die urkundlichen Belege, die im Bühlertal ein Schloß oder Burgstadel Bernstein rechtfertigen. Es erhebt sich nun die Frage: wer hat ehemals hier gewohnt?<sup>7</sup> Weder das umfangreiche Urkundenmaterial der Markgrafen von Baden, der Grafen von Eberstein, noch das der Herren von Windeck gibt Hinweise über ein Adelsgeschlecht von Bernstein. Lediglich das Oberbadische Geschlechterbuch vermerkt ein „Jenewein von Berrenstainer“ (von Bernstein), der 1488 Güter in Rheinau bei Laufenburg verkauft.<sup>8</sup> In seinem Wappen führt er einen Bären.

Noch Anfang des 16. Jahrhunderts erscheint ein Geschlecht von Bernstein, und in der Gegend von Schwäbisch-Hall kommen die von Bernoder Mühlstein vor.<sup>9</sup> Das Wappen zeigt ein Mühlstein, genauso wie es die Stadt Steinbach bei Baden-Baden besitzt. Crusius rechnet diese Geschlechter zum Adel der Ortenau. Das in Urkunden von 1228 und 1426 erwähnte Schloß Bernstein,<sup>10</sup> heute Ruine bei Dambach im Unterelsaß, steht wohl in keiner Beziehung zur Ruine Bärenstein im Wiedenbachtale. Die im damaligen Bischöflich-Straßburgischen „Distrikt Bernstein“<sup>11</sup> liegende Burg war im 11. und 12. Jahrhundert im Besitze der Grafen von Egisheim und von Dagsburg. Ein Geschlecht von Bernstein läßt sich dort nicht nachweisen. Inwieweit die Markgrafen von Baden, die erst 1443<sup>12</sup> das Gebiet um den Bärenstein als ihr Eigentum bezeichneten, in Zusammenhang mit dem Ortenauer Geschlecht von Bernstein gebracht werden können, weiß man nicht.

Schloß Bernstein war Anfang des 16. Jahrhunderts noch bewohnt. Nach den vorgefundenen Mauerresten und der heute noch sichtbaren Graben-

5 „Beschreibung des Gemeinen Stabs und Bezirkhs des Flecken Bühell 1598“, GLA. 66/1437.

6 GLA. 66/1432, fol. 295—96.

7 Rudolf Hüpp meint in seinem Aufsatz: „Das Gericht zu Bühl“, Bernstein könnte sich hinter Eberstein (Herrschaft Eberstein) verbergen. Dagegen sprechen aber andere Gründe. Vgl. Acher- u. Bühler Bote v. 22.1.31.

8 Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, 1898, I, 64.

9 M. Crusius, Annales Suivici, 1733, I, 802.

10 Ebenda I, 739; Fester, Regesten der Markgrafen von Baden-Baden 1050—1515, 1892, I, 437. Nach B. Hertzog, Chronic. Elsat. 1592, C 617, pag. 14, soll die Burg ein Herzog Bero erbaut haben.

11 ZGO. N. F. XX, Heft 4, S. 675—76.

12 GLA. 66/1432, fol. 295—96.

anlage, dürfte das Bauwerk nicht groß gewesen sein. An den Steinen findet man keinerlei Brandspuren, darum ist eine gewaltsame Zerstörung der Burg unwahrscheinlich. Ebenso ist die Vermutung, sie könnte ein ehemaliges Kastell der Römer gewesen sein, völlig abwegig.<sup>13</sup>

## Die Nikolauskapelle in Achern

*Von Hugo Schneider*

Die Nikolauskapelle in Achern, im Volksmund das Klauskirchl genannt, ist das Wahrzeichen und das älteste Bauwerk der Stadt. Nach einer gründlichen Renovation wurde sie am 27. April 1974 während der Feierlichkeiten aus Anlaß der Erhebung Acherns zur Großen Kreisstadt benediziert. Seitdem kann das schön gestaltete Innere jederzeit besichtigt werden, nachdem bisher die Kapelle meist geschlossen war.

Sie liegt unmittelbar an der B 3 in der Nähe der Acherbrücke. Diese verkehrsmäßig wichtige Lage hat ihre Entstehung wie auch ihre Geschichte bestimmt.

Die Acher entspringt in 860 m Höhe im Ruhsteinloch am Ruhstein, einem Gebiet mit reichen Niederschlägen. Sie gehört zu jenen Schwarzwaldflüssen, die das stärkste Gefälle haben, denn nach einem Lauf von 16,5 km erreicht sie Achern mit einer Meereshöhe von 145 m. Dieses starke Gefälle hatte zur Folge, daß der Fluß bei Hochwasser oft aus seinem Bett trat, zumal sein Lauf vor der Regulierung im 19. Jahrhundert gewunden und sein Bett nicht tief war. Die rasch daherrießenden Wassermassen rissen Brücken und Stege weg, beschädigten die meist leicht gebauten Häuser und überschwemmten weithin Felder und Wiesen besonders in der Rheinebene. Von solch unheilvollen Überschwemmungen war Achern in den Jahren 1570, 1716, 1756, 1778, 1824 heimgesucht.

Da in dieser Not menschliche Hilfe versagte, suchte sich das gläubige Volk einen himmlischen Beistand gegen die Gefahren des Wassers, und es wandte sich an den hl. Nikolaus, den legendären Helfer in Wassersnot. Sein Kult breitete sich in Deutschland seit dem 10. Jahrhundert aus, vor allem seit seine Gebeine 1087 von Myra in Kleinasien nach Bari in Unteritalien überführt wurden. Ihm sind längs der Acher außer der Nikolauskapelle in Achern die Kirchen in Kappelrodeck und Gamshurst geweiht. Ihn haben auch das Heidenkirchlein bei Freistett und die Kirche von Hausgereut zum Schutzpatron.

Während die Nikolauskapelle heute zum Zentrum der Stadt gehört, lag sie bis ins 18. Jahrhundert an ihrem Ausgang, und noch heute wirkt diese

---

<sup>13</sup> Vgl. Acher- und Bühler Bote v. 20.6.70.





Die Nikolauskapelle von Achern

Aufnahme: J. Lohmüller

frühere Randlage nach, denn bei ihr endet auch jetzt noch das eigentliche Geschäftsviertel der Stadt. Trotz ihres hohen Alters ist die Geschichte der Kapelle weithin unbekannt. Mittelalterliche Urkunden blieben keine erhalten.<sup>1</sup> Die früheste Erwähnung findet sich in der Gerichtsordnung von Unterachern von 1559.<sup>2</sup> In ihr wird bestimmt, daß der Vogt „die gefäll von S. Niclausen capell“ erhält, nämlich 5 Pfund 10 b. Der erste namentlich bekannte Stifter ist der Erzpriester Michael Rümelin,<sup>3</sup> der der Kapelle 1641 30 fl testamentarisch vermachte. Seit dem 18. Jahrhundert liegen Abrechnungen der Kapellenpfleger vor, die über den Stand der Einkünfte und die Ausgaben Auskunft geben, aber nicht über die früheren Verhältnisse.

In der Geschichte Acherns scheint die Nikolauskapelle nur eine untergeordnete Rolle gespielt zu haben. Nicht für sie, sondern für die ebenfalls am Ortsrand gelegene Liebfrauenkapelle vermachte der Priester Adam Geisel 1480 eine Kaplaneipfründe.<sup>4</sup> Und auf diese Liebfrauenkapelle wurden 1535 die pfarrherrlichen Rechte von St. Johann in Oberachern<sup>5</sup> übertragen. Ihre Einkünfte fehlen auch in dem „Corpus über der Pfarrei und Kaplanei zu Niederachern jährliche Gefäll“ von 1603.<sup>6</sup> Nur einmal trat sie aus ihrer Zweitrangigkeit heraus, als in ihr und nicht in der Pfarrkirche von Achern nach örtlicher Überlieferung die Eingeweiden des französischen Marschalls Turenne beigesetzt wurden, der 1675 im Kampf gegen den kaiserlichen General Montecuccoli bei Sasbach gefallen war. Sie wurden allerdings bei den im letzten Jahrhundert von der französischen Regierung durchgeführten Nachforschungen in der Kapelle nicht gefunden; ebenso blieben die Grabungen beim Einbau einer Heizung 1973 ergebnislos. Damit ist die Unrichtigkeit der Überlieferung nicht bewiesen; zu stark ist die Tradition. Die Erklärung bietet O. H. (Hoerth). Er berichtet, daß nach einer Sage Bewohner der Reeb, des an die Nikolauskapelle anschließenden Ortsteils von Achern, den Kupferkessel mit den Eingeweiden bald nach der Beisetzung wieder ausgegraben haben.<sup>7</sup>

Wenn auch jahrhundertlang keine schriftlichen Quellen für die Nikolauskapelle vorliegen, so konnte neuerdings doch durch Grabungen ihre Frühzeit erhellt werden. Da die Schäden des 2. Weltkrieges nach Kriegsende nur notdürftig ausgebessert werden konnten, war eine Renovation des Baues

---

1 W. Müller: Die Ortenau als Chorturmlandschaft, 1965. — Die von W. Müller S. 19 als erste Erwähnung genannte Jahreszahl 1318 bezieht sich nicht auf die Nikolauskapelle in Achern, sondern „in dem Gissen“ zu Straßburg.

2 GLA 67/773.

3 Ph. Ruppert: Kurze Geschichte der Stadt Achern 1880 S. 21.

4 Ph. Ruppert: a. a. O. S. 16.

5 Ph. Ruppert: a. a. O. S. 18.

6 GLA 229/194.

7 O. H. (Hoerth): Die Stadt Achern in Geschichte und Gegenwart in: Katalog der Gewerbe- und Industrieausstellung des Amtsbezirks Achern, 1908.

unbedingt erforderlich geworden. Gleichzeitig mit ihrer Durchführung wurde an der Straßenkreuzung daneben eine Ampelanlage eingebaut. Das hatte eine Neugestaltung des Geländes um die Kapelle zur Folge. Dabei konnten in und außerhalb der Kapelle Grabungen durchgeführt werden, durch die Mauerreste freigelegt wurden. Da die Bauarbeiten drängten, litten die Grabungen unter Zeitdruck, so daß eine vollständige Durchforschung nicht möglich war.

Bei den Grabungen im Innern wurde eine Mauer freigelegt, die unmittelbar vor den Wänden des heutigen Baues liegt, jedoch völlig von ihnen getrennt ist. Sie bildet ein geschlossenes Ganzes und zeigt keine Unterbrechungen. Ihre Breite beträgt durchgehend 0,58/60 m (= 2 römische Fuß). Das Mauerwerk, das 0,45 m unter der heutigen Bodenoberfläche beginnt, besteht aus unbehauenen meist größeren Granitwacken, die wohl aus dem benachbarten Acherbett stammen. Sie sind sorgfältig aufeinander gesetzt und in Kalkmörtel eingebettet. Die Ecken sind durch größere Steine verstärkt und besitzen keine Eckquaderung. Daß das Mauerwerk einst höher gewesen sein muß, wird durch die muldenartigen Vertiefungen des Mörtels an der Oberfläche bezeugt. Der von der ausgegrabenen Mauer umschlossene Raum hat eine Länge von 5,25 m und eine Breite von 4,05 m, bildet also fast ein Quadrat. Er war bis auf 1,10 m Tiefe angefüllt mit einem lockeren Gemenge von grobem Kies und Sand, Ablagerungen der Acher, sowie Bauschutt, der vor allem aus Stücken von ungebrannten gelblichen, aber auch einigen mit roter Farbe bestrichenen Dachziegeln bestand, sowie aus dünneren Ziegelstücken, die wohl als Bodenplatten gedient haben. Diese fanden sich ganz unten auf dem gewachsenen Boden, aber auch in den oberen Schichten des Gemenges. Zu den Funden gehörten auch einige wenige Keramikreste sowie Teile von zwei Skeletten, die an verschiedenen Stellen des Raumes lagen. Vermutlich wurde bei den Grabungen während des letzten Jahrhunderts ihre ursprüngliche Lage verändert.

Größere Mauerreste fanden sich auch außerhalb der Kapelle: ein geringer Rest vor der Nordwand; ein Mauerteil von 0,60 m Breite vor dem rechten vorderen Strebepfeiler; in einiger Entfernung vor der Südwand Reste, die ein kleines Viereck umschließen, das schräg zur Wand liegt. Besonders ergiebig waren die Ausgrabungen auf dem Vorplatz der Kapelle: eine Mauer von 0,58/60 m Breite und 5,75 m Länge, die beim Turm beginnt und abweichend von der Ostrichtung der Kapelle zum Straßenrand sich hinzieht und von dort in einem Bogen sich nach Süden wendet. Nach 4,2 m stößt sie auf eine Mauer von 0,50 m Breite, die am rechten hinteren Strebepfeiler anfängt und eine Länge von vermutlich 5,7 m hat. Vor dem heutigen Eingang konnte ein Mauerrest von 0,58/60 cm Breite ausgegraben werden, der parallel zur Westwand verläuft und am rechten hinteren Strebepfeiler beginnt. In dessen Nähe fanden sich Reste von drei Mauern, die senkrecht zur Westwand stehen. Einer von ihnen sowie das Fundament des Strebepfeilers werden von einem bogenartigen Mauerstück umgrenzt von einer Breite von 0,58/60 m. Sofern es zeitlich möglich gewesen wäre, hätten sicherlich noch mehr Mauerreste freigelegt werden können. Sie sind nicht alle von einheitlicher Struktur und Breite und beginnen etwa bei 0,45 m unter der heutigen Bodenoberfläche. Die meisten sind gebaut aus runden Wacken ähnlich wie die Mauer im Innern der Kapelle. Einige enthalten auch abgeschlagene Steinstücke.

Frage ist, um was handelt es sich bei diesen Fundamenten, aus welcher Zeit stammen sie?

Da hierüber keine schriftlichen Quellen Auskunft geben, auch keine Orts-tradition besteht, muß man sich bei ihrer Deutung auf Vermutungen be-schränken.

Der Raum, den die im Innern freigelegte Mauer<sup>8</sup> umschließt, ist geostet. Er muß dementsprechend ein Sakralraum gewesen sein. Wie die Grabun-gen ergaben, hatte er weder einen rechteckigen noch einen runden Chor. Es handelt sich also um eine kleine rechteckige Saalkirche. Von diesem Kirchentyp behauptet Leonards,<sup>9</sup> er sei der älteste Kleinkirchentyp; er war über die ganze damalige christliche Welt verbreitet, konnte allerdings für das alemannische Gebiet rechts des Rheins bis jetzt nicht nachgewiesen werden.

Eine gewisse Verwandtschaft mit den Mauerresten im Innern zeigen die von K. List freigelegten Fundamente in der Kirche zu Höllstein,<sup>10</sup> Kreis Lörrach, die ebenfalls zu einer Saalkirche ohne Chorabschluß gehören. Nach der Bauchronologie ist dieser Bau vorromanisch und vermutlich im 9. oder 10. Jahrhundert entstanden. Sofern die Verwandtschaft zutrifft, hätten wir es bei dem Vorgängerbau der heutigen Nikolauskapelle mit einer der ältesten Kleinkirchen unserer Gegend zu tun.

Noch schwieriger ist die Deutung der Mauerreste außerhalb der Kapelle. Einige von ihnen lassen sich in eine Umfassungsmauer einordnen. Jene auf dem Platz vor der Kapelle gehören zu einem Bau, der mit dieser in Verbindung gestanden sein muß. Vielleicht handelt es sich dabei um eine Herberge für durchreisende Pilger, wahrscheinlicher um einen Teil einer Anlage zum Schutz des Übergangs über die Acher.

Die hohen unverputzten Wände aus Wackensteinen, das steile Dach, an der Seite der kleine Rundturm geben der heutigen Nikolauskapelle ihr cha-rakteristisches Gepräge.

Das Fundament schließt sich unmittelbar an das des Vorgängerbaues an. Darum ist auch sie eine Saalkirche ohne Chor. Ihre Länge beträgt 6,2 m, ihre Breite 5,25 m und ihre Höhe 6,22 m. Die Mauern haben eine Breite von 0,60 m, das Fundament eine Tiefe von 1,18 m. Das Mauerwerk besteht aus meist kleineren Wackensteinen, außerdem aus einzelnen behauenen und unbehauenen Sand-steinen.

Der Turm hat eine Höhe von 15,75 m und einen Durchmesser von 1,26 m i. K. Im Innern zieht sich um eine Spindel eine Treppe mit Sandsteinplatten bis fast in die Höhe der Fenster hoch. Das Mauerwerk des Turmes besteht in seinen un-teren Schichten aus Wackensteinen; auf diese folgen Schichten aus Backsteinen mit verschiedener Höhe und darüber wieder solche aus Wackensteinen. Das

<sup>8</sup> Die Annahme, es handle sich bei dieser Mauer um eine Stützmauer für die Wände der heutigen Kapelle, ist aus statischen Gründen abzulehnen.

<sup>9</sup> L. Leonards: Frühe Dorfkirchen im alemannischen Oberrheingebiet rechts des Rheins. Diss. Karlsruhe, 1958 (Masch.) S. 136.

<sup>10</sup> Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, hrsg. vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte, 1966 S. 414.



Mauerwerk des oberen Teils scheint weniger sorgfältig gearbeitet zu sein. Vermutlich wurde es später hinzugefügt. Wahrscheinlich diente der Turm als Wacht- und Beobachtungsturm, worauf auch eine kleine Öffnung schließen läßt, die unten in das Kapelleninnere geht.

In der Chorwand der Kapelle sitzt ein zweigeteiltes gotisches Fenster mit einem Dreipaß. Es hat eine Höhe von 3,9 m und eine Breite von 1,5 m ä. K. Das gotische Westportal mißt in der Höhe 4,40 m und in der Breite 2,75 m. Hoch oben, der Chorwand zu, sind in den Seitenwänden je ein schmales hohes Fensterchen eingebaut. In der Chorwand findet sich auf der rechten Seite eine Öffnung mit einem Rundbogen, eine Ausgußnische, und auf der linken Seite ein Sakramentschrein.

Dem Beschauer erscheint die Nikolauskapelle als ein einheitlicher Bau. Eine genauere Untersuchung ergibt jedoch mehrere Bauabschnitte.

Die Struktur des Mauerwerks, der Rundbogen der Ausgußnische, dazu eine rundbogige Öffnung im unteren Teil des Turmes lassen darauf schließen, daß der heutige Bau aus einem ursprünglich romanischen entstanden ist. Dessen Aussehen kann man aus Zumauerungen in den Wänden erschließen. In der Nordwand hatte er wahrscheinlich kein Fenster. Das Chorfenster war kleiner und reichte weiter nach unten als das heutige. Unregelmäßigkeiten in der Südwand weisen darauf hin, daß in ihr ein Fenster und der Eingang war. Da das Mauerwerk des Turmes unten in das der Wand übergeht, ist anzunehmen, daß beide zur gleichen Zeit entstanden sind. Nach W. Müller<sup>11</sup> hatten Kleinkirchen nicht vor 1100 einen Turm. Somit läßt sich die Meinung vertreten, daß die ältesten Teile der heutigen Nikolauskapelle nach 1100 errichtet wurden.

Der romanische Bau wurde in gotischer Zeit verändert. Das bisherige Chorfenster wurde entfernt und das heutige mit seinem schönen Maßwerk eingesetzt, der Eingang an der Westseite mit einem Sandsteinportal versehen. Außerdem beabsichtigte man, den Raum einzuwölben. Dafür errichtete man an drei Ecken Strebepfeiler; den vierten baute man an den Turm an, vermutlich aus Gründen der Symmetrie. Ob der Raum allerdings je eingewölbt wurde, ist fraglich. Es gibt dafür im Innern der Kapelle keine Anzeichen. Trotz seiner Schlichtheit muß der Raum von großem Reiz gewesen sein. Das bewirkten die Malereien, mit denen die Wände vermutlich ringsum bis in halbe Höhe bedeckt waren. Reste von Fresken konnten bei der Renovation neben dem Turm und an seiner Rundung, außerdem an der linken Seite der Chorwand freigelegt werden. Zwar ist ihr Erhaltungszustand schlecht, jedoch kann Größe, Form und Farbe noch erkannt werden. Wahrscheinlich handelt es sich bei den Fresken an der linken Seitenwand um Szenen aus dem Leben Jesu, denn das Bild unmittelbar neben dem Chorfenster zeigt Christus am Kreuz; leider fehlt das Gesicht. Noch

---

11 W. Müller: a. a. O. S. 11.

mehr zerstört ist das Bild links davon, auf dem man u. a. drei Judenhüte sehen kann. Die Vorzeichnung wie auch die Einfassungen der einzelnen Fresken sind mit Ocker rot, der Hintergrund der Szenen mit Azurit blau gemalt.

Während sich bisher bei der Nikolauskapelle alle zeitlichen Fixierungen nur vermuten ließen, gibt es jetzt Anzeichen, die eine genauere Datierung ermöglichen. Das Chorfenster zeigt nämlich die gleiche Gestaltung wie Fenster in der Klosterkirche von Allerheiligen und in der Stiftskirche von Lahr. Von ihnen ist die Zeit der Entstehung bekannt — 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Somit wird man auch diese Zeit (vielleicht um 1270) für den gotischen Umbau der Nikolauskapelle ansetzen dürfen. Auch die Malereien scheinen, nach einigen Stilmerkmalen zu schließen, aus dieser Zeit zu stammen.

Die letzten baulichen Veränderungen erfuhr die Nikolauskapelle Ende des 15. Jahrhunderts. Wie sich aus dem Verputz ersehen läßt, wurden die Malereien übertüncht und Fenster und Portal mit einer roten Fassung umgeben. Damals wurden erst die Konsolen in die drei Ecken eingesetzt, denn sie sind nicht, wie sich beim Abschlagen des Verputzes zeigte, mit der Malerschicht bündig. Die Konsolen tragen unten Reste von plastischem Schmuck, der jedoch infolge Zerstörung kaum zu identifizieren ist. In ihrer Gestalt erinnern sie an Konsolen in der Allerheiligenkapelle der Klosterkirche von Allerheiligen. Ob sie ursprünglich für die Nikolauskapelle bestimmt waren, ist zu bezweifeln, denn an einer von ihnen befindet sich ein weiterer Rippenansatz, der nach außen verläuft. Fraglich ist auch, ob diese Konsolen je ein Gewölbe getragen haben. Es gibt auch hierfür in der Kapelle keine Anzeichen.

Mit diesen Veränderungen hat die Bautätigkeit an der Nikolauskapelle ihr Ende gefunden, und sie hat seitdem jenes uns heute so vertraute Aussehen. Sie überstand den Dreißigjährigen Krieg und die Eroberungskriege Ludwigs XIV. In Durchführung der Erlasse Kaiser Josephs II., des damaligen Landesherrn von Vorderösterreich, wurde 1788 der Gottesdienst in ihr eingestellt; aber sie blieb erhalten und wurde nicht auf Abbruch verkauft. Immer wieder waren Ausbesserungsarbeiten innen und außen erforderlich. So wurde 1779 die schadhafte aus Holzplatten bestehende Decke entfernt und durch eine gewölbte ersetzt. 1858 beseitigte die Stadtverwaltung auf Veranlassung der staatlichen Stellen die Wachstube außen vor dem Chorfenster. Mehrmals wurde die Kapelle im 19. Jahrhundert nach den Vorstellungen jener Zeit restauriert, so 1875 und 1893.

Größeren Schaden richtete der Fliegerangriff auf Achern am 7. Januar 1945 an. Auf Forderung der französischen Besatzungsmacht wurde er bald nach Beendigung des Krieges beseitigt. Inzwischen war eine umfassende Reno-

vation notwendig geworden. Sie sollte auch bei der Ausgestaltung des Raumes die neuen liturgischen Vorschriften berücksichtigen. Mit Unterstützung des Erzbischöflichen Bauamtes und des Staatlichen Denkmalamtes wurde sie 1972/74 durchgeführt. Dabei wurden auch die freigelegten Fresken restauriert. Eine besondere Zierde des neugestalteten Raumes sind die Glasfenster von Peter V. Feuerstein. Auf dem Chorfenster sind in kleinen Medaillons Szenen aus dem Alten und Neuen Testament dargestellt, die sich auf das eucharistische Opfer beziehen. Das Fenster über dem Eingang zeigt den hl. Nikolaus und Ereignisse aus seinem legendären Leben.

Die Nikolauskapelle ist in künstlerischer Hinsicht ein unbedeutender Bau. Auch in kirchlicher Hinsicht nahm sie nie eine besondere Stellung ein. Wegen ihrer Kleinheit war sie nie Pfarrkirche. Damit entfällt auch die Behauptung, der Platz um sie habe einst als Friedhof gedient. Das als Beweis angeführte kleine Steinkreuz am rechten hinteren Strebepfeiler stammt aus dem 17./18. Jahrhundert und ist das Sühnezeichen für einen Mord.<sup>12</sup> Ursprünglich stand es, wie eine Lithographie von F. Piton aus dem frühen 19. Jahrhundert zeigt, an der Landstraße in der Nähe des Turmes. Die Ausgrabungen haben allerdings gezeigt, daß dem Platz, auf dem die Kapelle steht, einst eine größere Bedeutung zukam. Sehr viel spricht dafür, daß sie zu einer Anlage gehörte, die dem Schutz der Acherbrücke und des Eingangs ins Achertal diente.

Auf jeden Fall, die Acherner hängen an diesem ihrem Wahrzeichen.

#### *Literatur:*

- E. Jehle: Die Nikolauskapelle in „Festschrift 900 Jahre Achern-Oberachern“, 1950.  
D. Kauss: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in: Die Ortenau 50, (1970).  
Die Ortenau 40 (1960).  
K. Reinfried: Die Nikolauskapelle zu Achern, Acher und Bühler Bote 1901, Nr. 282.  
Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, bearbeitet von Max Wingenroth, 1908.

---

<sup>12</sup> Vgl. B. Losch: Die Flur-Steinkreuze in Baden-Württemberg in „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“  
1. Jg. Okt.-Dez. 1972.

## Die Schenkenburg

*Ein ergänzender Nachtrag von Hermann Fautz*

Im 50. Jahresband 1970 „Die Ortenau“ habe ich einen Bericht über die Schenkenburg gebracht. Dieser bedarf für die neuere Zeit eines ergänzenden Nachtrags, aufgrund der auf Anfragen beim Bürgermeisteramt Schenkenzell von diesem dankenswert erhaltenen Grundbuchauszügen. Das älteste Grundbuch von Schenkenzell datiert vom 21. Februar 1821. In diesem Jahr, und noch im Jahre 1848, gehörte der Schloßhof mit der Burgruine dem Schenkenzeller Bürger Philipp Kilgus. In meinem Bericht heißt es im Abschnitt „Das Schicksal der Ruine“, Seite 253, Zeile 6 von oben: „Den Hof, der obere Schloßhof genannt, steigerte der Schapbacher Sonnenwirt F. Xaver Armbruster.“ Laut Kaufvertrag vom 29. Mai 1849 hatten Armbruster und der Schenkenzeller Dorfmüller Anton Gruber den Hof gemeinschaftlich erworben und ungeteilt bis zu Grubers Tod im Jahre 1856 besessen.

Laut Grundbucheinträgen änderten sich die Eigentumsverhältnisse am Schloßhof und an der Burgruine folgendermaßen: Durch einen Vertrag vom 22. Juli 1857 verkaufte Xaver Armbruster, Sonnenwirt in Schapbach seinen Anteil an dem in der damaligen Gemeinde Bergzell liegenden Schloßhof an seinen Sohn Willibald Armbruster für 4700 Gulden, verzinslich zu 4 %. Inhaber des Schloßhofes waren jetzt Willibald Armbruster und die Erben des am 7. September 1856 gestorbenen, verwitweten Dorfmüllers Anton Gruber. Zu dem Hof gehörten ein neuerbautes zweistöckiges Leibgedinghaus mit Stallung und Scheuer, ein Speicherhaus mit Wohnung, 2½ Morgen Baumgarten, 7½ Morgen Hausplatz und Feld, 20 Morgen Ackerfeld, 100 Morgen Reutland und Wald. Die Witwe des verstorbenen Hofbesitzers Philipp Kilgus, Justine, geborene Reilinsperger erhielt durch diesen Vertrag das lebenslängliche Leibgedingrecht auf dem Schloßhof.

Am 12. Februar 1868 legten die Erben des verstorbenen Anton Gruber einen mit dem Hofteilhaber Willibald Armbruster, Ochsenwirt in Schenkenzell abgeschlossenen Teilungsvertrag über den Schloßhof dem Grundbuchamt zum Eintrag in das Grundbuch vor. Danach erhielten die Erben Grubers alle auf der rechten Seite der Kinzig und dem Führbach liegenden Teile des Schloßhofes und einen Teil der Wiese links des Führbaches als



alleiniges freies Eigentum. Dieses umfaßte 24 Morgen Wiese, 9 Morgen Ackerfeld und 50 Morgen Wald, Reutberg und Eichbosch, zusammen 83 Morgen. Den auf der linken Kinzig- und Führbachseite liegenden Teil des Schloßhofes, mit 21 Morgen Wiesfeld, 18 Morgen Ackerfeld und 50 Morgen Wald, Reutberg und Eichbosch, erhielt der Ochsenwirt Willibald Armbruster mit zusammen 89 Morgen. Damit wurde im Jahre 1868 der Schloßhof in zwei nahezu gleichgroße Hälften geteilt.

Der Schloßberg mit der Ruine lag in dem Gruberschen Erbteil und gehörte gemeinsam der Erbgemeinschaft bis zum Jahre 1895. Ein Teil derselben beantragte am 19. Februar 1895 die Aufhebung dieser Gemeinschaft und verlangte in einer Verhandlung am 29. März 1895 die ihnen gehörenden Liegenschaften zu parzellieren und öffentlich zu versteigern. Als Los Nr. 1 wurde das „alte Schloß“, Gewann Schloßhof bestimmt. Zu ihm gehörten 2,40 Ar Hofreite, 0,72 Ar Hausgarten, 6,20 Ar und 4,17 Ar Wiese, 205,61 Ar Reutfeld und die Ruine mit 16,10 Ar, zusammen 235,20 Ar, gleich 2,352 Hektar. Dieses Los Nr. 1 steigerte am 16. Dezember 1895 der Schenkzeller Bürger und Küfer Johannes Dieterle und seine Ehefrau Albertine, geborene Gruber für den Betrag von 1150 Mark. Auch der Tagelöhner Josef Dreher von Schenkzell hatte kurze Zeit Anteil an diesen Liegenschaften, die am 19. Februar 1896 zu „einem wahren und unwiderruflichen Eigentum“ an die Eheleute Dieterle übergingen.

Schon im folgenden Jahr, am 22. November 1897, verkauften die Eheleute Johannes und Albertine Dieterle ihren ganzen Besitz im Gewann „Schloßhof“ samt dem daraufstehenden einstöckigen Wohnhaus an die Kaufleute Fritz Heinrich Wever und Eduard Haueisen, beide in Stuttgart, für 10 000 Mark. Die neuen Besitzer bauten, nach der im Jahre 1898 erteilten Baugenehmigung, die im unteren Teil des Südhanges am Schloßberg gelegene sogenannte „Villa“, heute Gasthaus „Schenkenburg“, das jetzt der Gemeinde Schenkzell gehört.

Eduard Haueisen starb im Jahre 1900 in Stuttgart. Seine Erben verkauften durch Vertrag vom 9. März 1901 den von dem Erblasser übernommenen hälftigen Miteigentumsanteil an den Fabrikanten Fritz Wever, der nun Alleinbesitzer des Schloßberges mit der Ruine war. Wever starb am 23. Februar 1926 in der „Villa“ am Schloßberg. Durch das hinterlassene Testament wurden der Zahnarzt Dr. Henri Marmignat und der Notar Wilhelm Höppel, beide in Stuttgart, als Testamentsvollstrecker eingesetzt. Nach dem Tode des Dr. Marmignat am 24. Juni 1940, er hat in der „Villa“ gewohnt, verkaufte Notar Höppel den ganzen Besitz. Dieser hatte sich durch Zuteilung eines Weges am 31. August 1922 um 2,42 Ar vergrößert und bestand nun aus 3,82 Ar Hausgarten, 16,10 Ar Ruine, 175,20 Ar Wald, 41,64 Ar Hofreite mit Anlagen und 0,86 Ar Hausgarten, zusammen 2 ha 37 ar 62 qm.

Käufer war der Pensionfonds der Fürstlich Fürstenbergischen Beamten und Bediensteten in Donaueschingen. Der Kaufpreis betrug 50 000 Reichsmark. So kam die Ruine der Schenkenburg wieder in fürstenbergischen Besitz (Landesstiftung).

Die Gemeinde Schenkenzell erwarb am 13. Mai 1953 von dem F. F. Pensionfonds das 2,3762 Hektar große Grundstück „Schenkenburg“ mit allen Gebäulichkeiten für die Summe von 50 000 DM. Sie ist seither alleiniger Besitzer der „Schenkenburg“. Der dritte Abschnitt auf Seite 253 von „Die Ortenau“ 1970 bildet den Schluß dieses Nachtrages.

## Archäologische Ausgrabungen bei Friesenheim

*Von Josef Naudascher*

Noch während des Sommers 1973 konnten die freigelegten Fundamente des röm. Antentempels zwischen Friesenheim und Schuttern auf Initiative des Friesenheimer Bürgermeisters Ehret und Amtmanns Klem, mit Genehmigung des Hauptkonservators Dr. G. Fingerlin vom Bodendenkmalamt Freiburg, sowie einer Spende der Firma Dykerhoff-Zement, Wiesbaden, vom Verfasser restauriert und zur Besichtigung freigegeben werden. Danach wurde der zweite Grabungsabschnitt durch eine Studiengruppe der Universität Marburg unter der Leitung des Doktoranden Struck, einer Wiesbadener archäologischen Arbeitsgemeinschaft, mit dem Geologen Dr. E. Eisenlohr an der Spitze, und der archäologischen Arbeitsgruppe des Historischen Vereins begonnen.

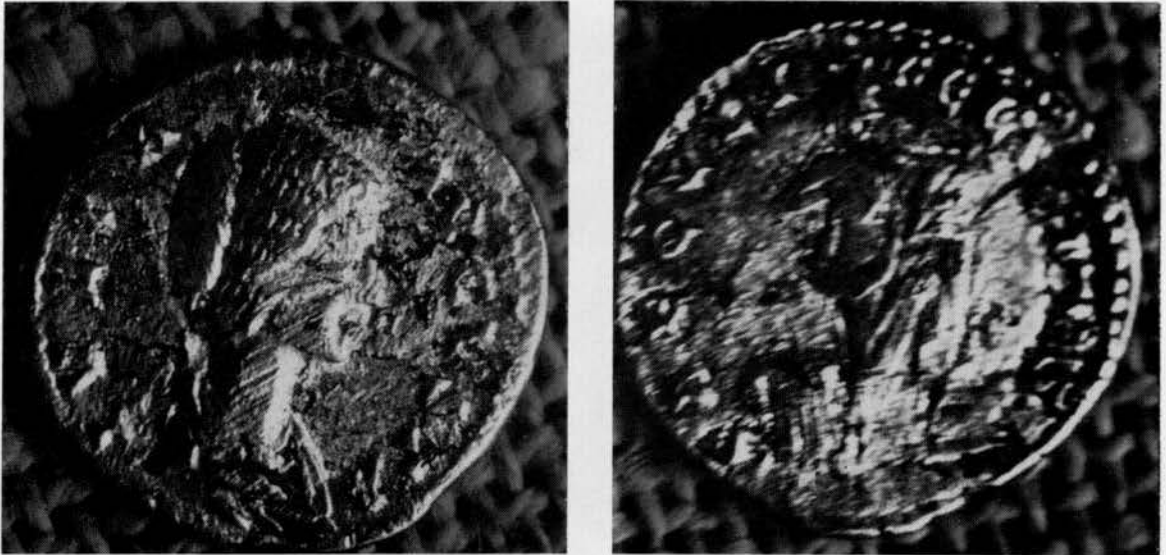
Die mit Spannung erwartete Ausgrabung hat einige aufgestellte Thesen bestätigt und darüber hinaus neue Erkenntnisse zur Situation gebracht. So sollte vor allem während dieser Grabungskampagne ermittelt werden, welcher Gottheit der kleine Haustempel geweiht war und wieweit mit anderen Tempeln auf diesem Areal zu rechnen sei. In diesem Zusammenhang mußte das Gelände um die Tempelfundamente abgetragen und die Erde genau nach Funden durchsucht werden. Nachdem viele Fragmente einer Sandsteinfigur sichergestellt werden konnten, gelang es durch den Fund des gut gearbeiteten Brustfragments, daß Dr. E. Dittler, Kehl-Goldscheuer, im Tempelareal freilegte, den Antentempel der Jagdgöttin DIANA zuzuordnen.



Brustfragment der römischen  
Jagdgöttin DIANA.  
Freigelegt von Dr. Dittler,  
Kehl-Goldscheuer  
Photo: Ell

Bei den Suchgrabungen nach weiteren Tempeln wurde schließlich auch die bereits vermutete Römerstraße geschnitten. Wie beobachtet, verbindet sie die noch nicht freigelegte röm. Siedlung mit der sogenannten Heerstraße Hugsweier—Schuttern und führt außerdem nach Lahr-Dinglingen. Sie ist ca. 4,6 m breit, mit deutlich spitz zulaufenden Straßengräben auf beiden Seiten. Da das heutige Geländenniveau auf dem Fundareal fast der römerzeitlichen Oberfläche entspricht und die Felder bis in die Neuzeit als Weide- und Wiesenland benutzt wurden, war mit keiner bedeutenden strukturellen Bodenveränderung zu rechnen. Obwohl noch deutlich die Straßenwölbung an der Oberfläche zu erkennen war, gab es zuerst keine Anzeichen auf eine befestigte Straßendecke. Doch mehrere Schnitte quer zur Straße ließen bald vermuten, daß die Römerstraße mit Sandsteinen ohne einen besonderen Untergrund gedeckt war. Darauf ließen die Sandsteinreste schließen, die noch während der

Straßenbenutzung in die Straßengräben abgerutscht waren. Es wäre denkbar, daß die Steine der Straße schon frühzeitig für andere Zwecke, vielleicht für den Klosterbau in Schuttern, verwendet wurden.



Silberdenar der JULIA DOMINA, Gattin des römischen Kaisers SEPTIMUS SEVERUS (193—211 n. Chr.). Rückseite Göttin mit Harfe

Ein weiteres Ergebnis der Suchgrabungen waren die Fundamentreste und leeren Fundamentgräben (Geistermauer) eines römischen Gebäudes, die unmittelbar bei der Straße an die Oberfläche kamen. Dieses Objekt ist noch nicht vollständig ausgegraben und kann darum vorerst zeitlich nicht eingeordnet werden. Als weiterer interessanter Fund auf dem römischen Areal wäre ein Silberdenar der JULIA DOMNA (193—211 n. Chr.) zu erwähnen.

Überraschend konnte gegen Ende der zweiten Grabungskampagne eine prähistorische Abfallgrube unmittelbar beim römischen Areal angeschnitten und untersucht werden. Sie weist mit ihren Keramikresten in die frühe Hallstattzeit. Diese Kulturform erhielt ihren Namen nach dem prähistorischen Gräberfeld in Hallstatt, einem Ort im oberösterreichischen Salzkammergut. Im Gegensatz zur vorangegangenen bronzezeitlichen Urnenfelderkultur tritt in der Hallstattzeit, die etwa von 800 bis 500 v. Chr. reicht, erstmals das Eisen auf. Die frühe Hallstattzeit ist in ihrem Formenstil ganz durch die Weiterentwicklung der vorangegangenen Epoche gekennzeichnet. Das dafür typische Merkmal im Dekor der Keramik, mit stark wechselnden Ziermustern, weist in diese Richtung. Als hauptsächlichstes Ausbreitungsgebiet der Hallstattkultur war bisher der Alpenraum und Ostfrankreich bekannt. Darum waren die Forscher nicht wenig erfreut, auch einen Ausläufer in der entlegenen



Ortenau entdeckt zu haben. Die ausgegrabenen Keramikreste, mit einer Spinnwirtel aus gebranntem Ton, weisen auf die frühe Zeit jener Epoche hin. Auch diese Untersuchungen werden fortgesetzt.

## Beethovenstraße oder Mattenhofsiedlung?

Von Thomas Kopp

Zu den Aufgaben unseres „Historischen Vereins“ gehört u. a., Gegenwartsprobleme — soweit es möglich ist — mit Blick auf die Vergangenheit zu lösen. Und ein solches Gegenwartsproblem ist die *Straßennamengebung!*

Durch Erschließung von Baugelände und besonders auch im Zuge der Gemeindereform entsteht da und dort die Notwendigkeit, Straßen neu zu benennen. Verantwortlich dafür sind die Gemeinderäte, die in diesen Fällen die „Pflicht“ hätten, richtige, gute Bezeichnungen zu suchen. Weil dies nicht immer leicht ist, verfällt man gerne auf „Notlösungen“. Hierzu sind u. a. die „*Serien-Namen*“ zu rechnen, wobei dann Dichter- und Musikerviertel entstehen, ferner — wenigstens in der Beschilderung — ganze „botanische Gärten“. Ob Ebert- und Hindenburgstraße gerechtfertigt sind, solange man „wirkliche Straßennamen“ zur Verfügung hätte, sei auf alle Fälle zur Diskussion gestellt.

### „Wirkliche Straßennamen“?

Darunter sind solche zu verstehen, die den ureigentlichen Sinn der Straßenbezeichnung erfüllen. Und damit taucht die Frage auf: Warum gab und gibt man unsern Straßen Namen? Ursprünglich ist es doch sicher so gewesen, daß die Einwohner die Lage ihrer Wohnung angeben wollten. Man übernahm oft einfach die Gewannbenennung oder suchte ein charakteristisches Merkmal der Gegend bzw. Straße. Dabei entstand von frühester Zeit bis in unsere Tage jene Gruppe „*geographischer Bezeichnungen*“, die zu den treffendsten und damit schönsten Straßennamen gehören. Von ihnen sei deshalb eine kleine Auswahl zusammengestellt; die „Vorbilder“ sind dem Bereich der Ortenau entnommen:

Kreuzbühlstraße, Innerer Graben, Rebbergstraße, Winterhalde, Laubengasse, Wiesenweg, Am Winkelbach, Brachfeldstraße, Am Bach, Am Steg,

Im Bruch, Unter den Eichen, Hinter der Mühle, Am Stadtbuckel, Lange Straße, Binzmattstraße, Am Schelmenbach, Brombeermatt, Alte Zollstraße, Rheindammstraße, Weierweg, Hungerbergweg <sup>1</sup>.

Zu den „geographischen Bezeichnungen“ dürfen wir auch jene Namen rechnen, die angeben, wohin die Straße führt, also etwa:

Kirch-, Friedhof-, Schloßberg-, Kinzig-, Bellenwald-, Leutkirchstraße, besonders aber auch Nordracher, Freiburger, Durbacher, Straßburger, Kehler, Hofstetter Straße.

In Neubaugebieten sind es oft — wie angedeutet — die Gewanne, nach denen eine durch sie verlaufende Straße benannt wird, so daß zum geographischen häufig noch das geschichtliche Moment hinzutritt. Dabei werden manchmal alte Gewannbezeichnungen überhaupt erst wieder bekannt und lebendig. Wer wußte beispielsweise in Zell a. H. bis vor wenigen Jahren noch etwas von einem „Lupfen“ oder der „Waagmatt“, die heute als Straßennamen wieder in aller Munde sind! Auch hier soll eine kleine Sammlung solcher „Gewann-Straßennamen“ auf deren Zweckmäßigkeit und Schönheit hinweisen:

Allmendweg, Schulzenmatt, Wintergartenweg, Spießackerstraße, Ellmatenstraße, Kuhläger, Brachfeldstraße, Am Landhaag, Bauerstatt, Ziegelfeld, Heidenschanzweg, Sechssackerstraße, Fuchsmattstraße, Wolfhag, Höllmattstraße, Binzmattstraße, Schneckenmatt, Auf der Bünd, Brunnenbündstraße. Soviel zu den „wirklichen Straßennamen“.

Wenn Gemeinden ihre „berühmten Persönlichkeiten“ durch Straßen ehren, sie der Vergeßlichkeit entreißen bzw. wieder bekannt machen wollen, ist dies verständlich, obwohl man damit vom ursprünglichen Sinn der Namengebung abweicht, sofern die betreffende Straße nicht selbst ganz persönliche Beziehungen zum Geehrten hat (vielleicht weil in ihr sein Wohn-, Geburts- oder Sterbehaus steht). Auch hierzu wieder ein paar Ortenau-Beispiele:

Okentraße, Franz-Schmidt-Straße, Nikolaus-Schwendemann-Straße, Dr.-Kempff-Straße, Franz-Disch-Straße, Ritter-von-Buß-Straße, Scheffelstraße, Viktor-Kretz-Straße, Karl-Isenmann-Straße, August-Ganther-Straße, Abt-Speckle-Straße. Und nicht zuletzt natürlich die Hansjakobstraße. Wo sie aber Hans-Jakob-Straße heißt, ist's für ein Ortenauer Ohr und Aug eine Beleidigung . . .

Nach dem Dargelegten dürfte klar sein, daß Gemeinden, die heute neue Straßennamen brauchen, ihre Aufgabe ernst und verantwortlich nehmen

---

<sup>1</sup> Die Straßennamen — wie auch die übrigen dieser Arbeit — sind entnommen dem „Amtlichen Fernsprechbuch Südbaden“ (1974).

sollten. Vorweg müßte man sich bemühen „*Allerweltsnamen*“ (z. B. Haupt- und Bahnhofstraße) zu meiden und stolz darauf sein, eigene, bodenständige Bezeichnungen zu finden, die es bisher noch nirgends gab. Daß unsere Zeit gar wohl fähig ist, gute, erdkundlich bedingte Namen zu schaffen, zeigen die folgenden Beispiele:

Strandbadweg, Glashüttenstraße, Mattenhofsiedlung.

Ein weiteres schönes Vorbild liefert die Markgräfler Gemeinde Istein. Eine Straße in der dortigen Neusiedlung hat eine etwas eigenartige Form, die einem Bischofsstab gleicht; man wählte für sie deshalb „Im Krummstab“, eine Bezeichnung, die zudem an die einstige Zugehörigkeit zur Baseler Diözese erinnern soll, so daß es gelang, im neuen Straßennamen eine geographische Eigentümlichkeit und eine geschichtliche Gegebenheit harmonisch zu verbinden.

Wenn in der Neuzeit aus einer „Roßgasse“ eine „Turmstraße“ wurde, ist man wohl im ersten Teil der Bezeichnung der heimischen Geschichte treu geblieben; aber „Gasse“ in „Straße“ umzumodeln, das wäre nicht nötig gewesen. Man scheue sich keineswegs — wenn's der Wirklichkeit entspricht —, als Grundwort Weg und Gasse, Wegle und Gäble zu verwenden.

Wer also neue Straßennamen braucht, möge nicht zuerst zu einem Lehrbuch der Botanik, einer Literatur- oder Musikgeschichte greifen, sondern vorher doch lieber das Grundbuch seiner Gemeinde durchsehen, oder die örtliche Chronik, Heimatschriften, Flurnamensammlungen usw. In vielen Fällen wird es möglich sein, geographisch-geschichtlich bedingte Namen zu entdecken. Vielleicht wäre es auch nicht abwegig, in Form von „Ausschreibungen“ die Bürger selbst zur Mithilfe aufzurufen, um dann aus der Fülle ihrer Anregungen zu schöpfen.

Das amtliche Suchen nach Straßennamen — einst entstanden sie im Volke selbst! — darf nicht zu einer bloßen Formsache, zu einer reinen Verwaltungsangelegenheit werden. Von einer Tulpen- und Richard-Wagner-Straße wäre es dann kein weiter Schritt mehr zu den Buchstaben- und Zahlennamen (A 4 - C 6), mit denen besonders Amerika die quadratumsäumenden Straßen — zwar recht leicht auffindbar — „automatisiert“.

Straßen, nach R. und S. Schenda<sup>2</sup> einst „Zellen des Gemeinschaftslebens“, seien uns auch heute noch ein „Stückchen Heimat“. *Beim Lösen des Problems „Neue Straßennamen“ sollte daher jeder, der damit zu tun hat, sich als Mittler zwischen Gegenwart und Vergangenheit fühlen und deshalb mit Liebe und Verantwortung ans Suchen herangehen.*

---

2 Wörterbuch der deutschen Volkskunde, A. Kröner Verlag Stuttgart, 1974, S. 783.

# Offenburger Handelsleute zwischen 1700 und 1860

*Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Ortenau*

*Von Otto Kähni*

Das Wirtschaftsleben der Reichsstadt Offenburg war hauptsächlich durch das Handwerk bestimmt, das in neun Zünften organisiert war. Offenburg bot aber auch das Bild einer Ackerbürgerstadt. Zu den Zünften gehörte die Zunft der Rebleute. Von den 205 Handwerksmeistern lebten in den Jahren 1700—1720 eine beachtliche Zahl in bedrängten Verhältnissen. Vom Ertrag ihrer Gewerbe allein konnten sie nicht leben und bewirtschafteten Grundstücke, die meist gepachtet waren. Daß viele Bürger noch im 18. Jahrh. Landwirtschaft trieben, beweisen zahlreiche Ratsbeschlüsse. Im Jahre 1707 forderte der Rat die Bürger auf, „die in denen Gassen neuerlich gemachten Tunghaufen hinwegzuführen“. Wiederholt nahm er Anstoß daran, daß sie Ziegen, Schweine und Gänse frei herumlaufen ließen. 1749 wurde ihnen befohlen, das Vieh abends um 9 Uhr nach Hause in die Ställe zu treiben.

## *Die „Krempen“ im 17. Jahrhundert*

Handelsleute, die nur von Handelsgeschäften lebten, treten erst im Zug des Wiederaufbaus nach Offenburgs Zerstörung (1689) auf. Die Entfaltungsmöglichkeit auf diesem Gebiet war trotz der günstigen Verkehrslage gering, denn sie litt unter der Nachbarschaft des mächtigen Straßburg. In den Ratsprotokollen des 17. Jahrhunderts ist nur von sogenannten „Krempen“ die Rede. Dies waren mittellose Handwerker, die ihren Lebensunterhalt durch Hausieren verdienen wollten. 1675 klagte die Schneiderzunft gegen einige Handwerker (Schlosser und Seiler) wegen „angefangener Fettwahr und Kremerey, welches gegen der Stadt Polizeyordnung“. Ein Protokoll aus dem Jahre 1677 lautet: „Weilen die Burgerschaft sich mit schädlicher Verlassung ihrer Handwerker zu allerhandt Krempereyen zu nicht geringem Schaden und Confusion des gemeinen Wesens begeben, sollen alle Krempen von den Herren Stettmeistern vor die Regierenden beschieden werden“. Höchstens 3 oder 4 sollten die Erlaubnis zu diesem Brot-erwerb erhalten, und zwar nur solche, die „dem Werk gewachsen“ waren. Allen andern wurde das Hausieren bei hoher Strafe verboten. 1681 wurden



die Meister der Schneiderzunft wieder vorstellig. Sie beschwerten sich: „Demnach durch das unordentlich Krepfen bei allen Handwerken und Zünften allerhandt schädliche Verwirrung zu der Bürger eigenem Verderben entstehen“, wurde bei Strafe von 10 Pfund befohlen, daß „alle und jede so krepfen wollen, dem alten Herkommen gemäß bey der Ehrbaren Schneiderzunft mit dem Leib dienen“. Aus diesem Dekret geht hervor, daß die Krepfen der Schneiderzunft beitreten mußten; denn Ratsbeschlüsse konnten die Bürger nur über die Zünfte erreichen. Es sei nur an die Frondienste erinnert. Und diejenigen, welche bei der Schneiderzunft „legitimiert“ waren, mußten den Rat „umb Erlaubung des Krepfens anhalten und Bescheid erwarten“. Auswärtige Krämer, d. h. Krämer aus der Landvogtei Ortenau, durften nur auf dem Dienstags-Wochenmarkt Waren feil halten.

### *Die zugewanderten Italiener*

Die ersten Handelsleute in Offenburg nach 1689 waren Neubürger, die aus der Fremde, besonders aus Italien, zuzogen. Da die Stadt entvölkert war, nahm sie der Magistrat gern auf. Der Savoyarde Joseph *Fivell*, der schon 1686 das Bürgerrecht erhalten hatte und dessen Sohn Franz Leonhard (1699 — 1737) ein erfolgreicher Bildhauer wurde, war bereits 1699 im Besitz eines „Kaufhauses“, unter welchem der Italiener Magon einen „Laden“ einrichten wollte. Fivells zweiter Sohn Balthasar, der 1705 als Bürger angenommen wurde, war ebenfalls „willens“, eine Krämerei zu betreiben.

Am 19. Sept. 1739 bat der Italiener Johann *Guerra* um das Bürgerrecht und leistete wenige Wochen später den Bürgereid. 1741 erwarb er von dem Adlerwirt Franz Anton Kaa in der Kirchgasse ein Haus mit Hof und Stallung und gründete ein Handelsgeschäft. Sein Landsmann Jacob Magino wurde Mitinhaber. Nach Guerras Tod erhielt dessen Sohn Johann Baptist am 3. Nov. 1764 die Erlaubnis, Maria Anna Göring aus Appenweier zu ehelichen, die über ein Vermögen von 8 000 Gulden verfügte. Von dem Bürgergeld, das für Fremde 50 Gulden betrug, wurden ihm „auf Bitten in Gnaden“ 10 Gulden nachgelassen, weil zwischen der Reichsstadt und der Reichslandvogtei Ortenau, zu der Appenweier gehörte, Freizügigkeit bestand. Für seine Wohlhabenheit spricht die Tatsache, daß er 1792 dem Schwäbischen Kreis den Betrag von 4 500 Gulden lieh. 1786 hatte er die Pflugschaft für zwei Stiefkinder seines Landsmannes Melchior Sartori übernommen. Und als Dominik Hog, Ortenauer Oberamtskanzlist und später in Offenburg Stettmeister und Oberpfleger der St. Andreas-Hospitals, Guerras Tochter Katharina Franziska heiratete, äußerte dieser, daß er von seinen Schwiegereltern „Namhaftes“ erhoffen dürfe. Die Hochzeit hatte ein unerquickliches Nachspiel. Im Oktober 1789 führte J. B. Guerra Klage



Handelsmann  
Joh. Bapt. Guerra, 1749—1807

gegen seinen Bediensteten Joseph Bonzano. Dieser war abends, während Guerra mit Frau und Schwiegersohn abwesend war, in die Wohnung eingedrungen und hatte die Tochter und die Mägde überfallen. Die Tochter schalt er eine „Hure“ und die Hausgemeinschaft eine „Hurenbagage“. Vermutlich hatte er um Franziska Guerra geworben und war abgewiesen worden.

Im Gegensatz zum Magistrat war ein Teil der Bürgerschaft auf die italienischen Kaufleute nicht gut zu sprechen. 1708 klagte Balthasar Fivell gegen Caspar Bauer und die Frau des Zunftmeisters Hopfenstock, weil sie ihn einen „hergeloffenen, wälschen Lumpen und Schelmen“ gescholten hatten. 1760 beschwerten sich beide Apotheker, weil „der Italiener Magino allershand Medicamenta wie Sennenblätter, Manna, Zettlitzer und englisch Salz und andere Materialien in seiner Handlung führe“. Drei Jahre später beschwerte sich der Hirschapothecker Grettler beim Rat über die „hiesigen



Katharina Franziska Hog,  
geb. Guerra, 1765—1837

Italiener, die medizinische Gewürzer führen, derley auch praepariert und ohnpraepariert, wodurch nit nur allein ihm großer Abtrag beschehete, sondern auch vieles Unheil geschehen könnte“. Und 1779 bezichtigten sämtliche Strumpfwirker und Weber den Handelsmann Guerra des unerlaubten Eingriffs in ihr Gewerbe; er handle nicht nur mit Strümpfen, sondern halte auf den Wochenmärkten einen besonderen Stand. Der Beklagte betrieb sich darauf, daß die Handelsleute in Straßburg und in anderen Reichsstädten verkaufen dürften, was sie wollten. In ihrem Abwehrkampf verletzten die Italiener hin und wieder Zollvorschriften. So wurde J. B. Guerra mit seinem Landsmann Barth. Marchetto vor den Rat zitiert, weil sie verkauften Wein nicht verzollt hatten.

Gegen Ende des 18. Jahrh. gesellte sich zu den italienischen Handelsleuten Valentin *Battiany* aus Gresné, Samlinische Herrschaft. 1793 erhielt er das Bürgerrecht, heiratete die Tochter des Handelsmanns Bierling und über-



Haus Battiany, Hauptstraße 69



nahm dessen Geschäft. An der Wende zum 19. Jahrh. — der genaue Termin ist nicht mehr bekannt — ließ er in der Hauptstraße ein dreigeschossiges Haus bauen, das mit seiner schönen Fassade zu den bedeutendsten Bürgerhäusern Offenburgs zählt. In diesem Gebäude (Hauptstr. 69) betrieben seine Nachfahren bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts ein Geschäft, in dem Spielwaren und Musikinstrumente verkauft wurden.

### *Joseph Anton Billet*

Unter den einheimischen Kaufleuten werden gegen Ende des 18. Jahrhunderts genannt: Fortunawirt Anton Gönner, Joh. Georg Kapferer, Joachim Wolf, Joseph Rimel, Anton Lehner, Adam Kleile und Lorenz Hermann.

An der Spitze aller Handelsleute stand Jos. Anton *Billet*. Der Name weist nach Frankreich. Billet war 1759 in Ettenheim als Sohn eines Metzgermeisters geboren. Vermutlich standen seine Vorfahren in den Diensten des Bischofs von Straßburg; denn Ettenheim war seit dem 8. Jahrhundert eine bischöflich Straßburgische Stadt. Am 3. März 1789 stellte der Offenburger Magistrat Billet das Zeugnis über „gute Aufführung und Handlungsfähigkeit“ aus. Vier Wochen später leistete er den Bürgereid. 1790 heiratete er die Frankfurter Kaufmannstochter Maria Johanna Lind. In den folgenden Jahren wirkte er als Salzlieferant der Reichsstadt. Die Bürger durften nämlich ihren Salzbedarf nicht auswärts kaufen. Die Stadtobrigkeit allein hatte das Recht der Salzeinfuhr und überließ diese einem Unternehmer gegen Entrichtung einer Pachtsumme. Im Salzhaus wurde das gelieferte Salz von verordneten Salzmessern verkauft. Aus den Ratsprotokollen geht hervor, daß der Magistrat wiederholt mit Billet Verträge über Salz- und Zuckerlieferungen abschloß. Immer wieder wird auf den „ausgedehnten Billetschen Salzhandel“ hingewiesen. 1796 mußte er den Salzakkord kündigen, weil in der „Verkaufsbude“ Soldaten einquartiert wurden. Trotzdem erklärte sich Billet bereit, die Stadt weiterhin mit Salz zu versorgen. Er hatte es zu einem beachtlichen Wohlstand gebracht. 1793 erstellte er am Marktplatz ein Wohn- und Geschäftshaus; im folgenden Jahr erwarb er von Maurermeister Jakob Fuchs an der Spitalstraße einen Bauplatz.

Die Kriegereignisse brachten Billet in schwere Bedrängnis. Die Französische Republik riß nach dem Einfall ihrer Truppen in die Grafschaft Hanau-Lichtenberg die öffentlichen Gefälle, besonders den Hanauer Zehnten, an sich und ließ sie an den Meistbietenden versteigern. Der Offenburger Bürger Carl Hurtault erhielt den Zuschlag, und Billet leistete Bürgschaft. Später machte das Straßburger Domkapitel seinen Anspruch auf den Zehnten geltend und forderte von Billet dessen Rückerstattung mit Zinsen. Im Mai

1800 befand er sich als Geisel in französischer Gefangenschaft in Straßburg. Da seine Geschäfte unter seiner Abwesenheit sehr litten, beschloß der Rat auf seine Bitte, sich bei dem General Moreau um die Entlassung zu verwenden. Stettmeister Meyer löste ihn ab. Dies spricht auch für das gute Einvernehmen zwischen ihm und der Stadt. Nachdem er 1799 Mitglied des Jungen Rats geworden war, wurde er im Jahr 1800 als „vorzüglich Vereigenschafteter“ mit Joh. Nep. Lihl zum Stettmeister bestellt.

*Kampf der Handelsleute gegen die Konkurrenz und ihre Auseinandersetzungen mit der Schneiderzunft*

Inzwischen hatte sich der Handel in der Reichsstadt erfreulich entwickelt. 1797 waren die Kaufleute stolz darauf, daß in Offenburg 8 Häuser den Handel „so groß betreiben, als es nur immer gefordert werden kann“. Sieben Bürgersöhne befanden sich in der kaufmännischen Lehre. Und man gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Stadt „in Bälde mit lauter ordentlich gelernten und geübten Handelsleuten mehr denn einer anderen Profession besetzt seien“. Daß die Kaufleute zu Wohlstand gelangt waren, beweist die Tatsache, daß sie der Stadt in Notzeiten finanzielle Hilfe leisteten. Zur Beseitigung der durch die französischen Truppen angerichteten Schäden, die sich im Jahre 1796 auf 11 880 Gulden beliefen, streckte Guerra 6 000 und Billet „einige 1 000 Gulden“ vor. Und als am 22. April 1797 die Franzosen wiederum einrückten und von der Stadt 11 000 Gulden forderten, die an diesem Tag bis 12 Uhr bezahlt sein sollten — widrigenfalls mußte sie mit Gewaltanwendung rechnen — schossen die Handelsleute das Geld vor. Guerra verpflichtete sich, für 4 400 Gulden einen Schuldschein zu übernehmen. Für ihren Wohlstand spricht auch der für 1801 festgesetzte Steueransatz. An der Spitze standen J. B. Guerra und J. A. Billet mit je 2 500 Gulden. Es folgten Kapferer (1 600), Battiany (1 100), Wolf (900), Gönner, Rimel und Lehner (je 800).

Die Handelsleute hatten aber auch ihre Sorgen. Einmal glaubten sie, sich gegen Eingriffe in ihre Handelsbefugnisse wehren zu müssen; denn fremde Krämer gingen in der Stadt hausieren, und fremde Handwerker boten auf den Wochenmärkten ihre Erzeugnisse feil. Zum andern litten die Kaufleute unter der Zugehörigkeit zur Schneiderzunft, der sie wie seit dem Mittelalter die Krämer hatten beitreten müssen. Da ihre beruflichen Interessen sich von denjenigen der Schneider sehr unterschieden, wollten sie von dieser Zunft unabhängig sein und ein Eigenleben führen. Das war der Inhalt des Schreibens, das Guerra, Billet, Gönner und Wolf 1792 im Namen sämtlicher Handelsleute an den Rat richteten. Sie baten um Schutz ihres Gewerbes, besonders um Abstellung des „übermäßigen Hausierens“, und um die Genehmigung, sich von der Schneiderzunft trennen und eine eigene

Zunft bilden zu dürfen. Der Rat zeigte zunächst Verständnis für diesen Wunsch und erklärte, die Sache sei als wichtig anzusehen und zu überlegen; jedoch müsse die Schneiderzunft gehört werden. Aber einige Wochen später äußerte er Zweifel und gab zu bedenken, daß der Fall bei anderen Zünften zu Absonderungen führen könne, lehnte das Gesuch ab, räumte jedoch ein, daß die Meinungen der Handelsleute und Schneider in manchen Fragen auseinandergehen könnten, und forderte die ersteren auf, „besondere Artikel für ihre Linie“ vorzulegen. Gegen diesen Ratsbeschluß legten die Handelsleute bei dem Reichskammergericht Berufung ein. Die Schneidermeister protestierten beim Magistrat gegen dieses Vorgehen. Das veranlaßte diesen, bei anderen Städten Erkundigungen einzuziehen. Und es stellte sich heraus, daß in Lahr, Schwäbisch Gmünd und Memmingen die Kaufleute in einer besonderen Zunft zusammengeschlossen waren.

Im Januar 1795 reichten die Handelsleute ein neues Gesuch ein; sie baten dringend um Abstellung des Hausierens und um die Erlaubnis, ein eigenes „Gremium“ errichten zu dürfen. Der Rat verwies sie auf den Beschluß von 1792. Wenige Wochen später aber wurde der Entwurf einer neuen Verordnung besprochen und Abänderungsvorschläge erwogen, jedoch ohne Erfolg. Am 27. Febr. 1795 wurden Billet, Guerra, Gönner und Kapferer aufs neue vorstellig. Ihr Wunsch, zur Förderung des Handels wenigstens eigene Versammlungen abhalten zu dürfen, wurde nun entsprochen. Die Antwort des Magistrats lautete: Die Handelsleute sollten im Zunftverband bleiben und dessen Satzungen befolgen. Es sollte ihnen jedoch „ohnverwehrt“ sein, sich in der Zunftstube zu versammeln und zur Förderung ihrer Bedürfnisse eine Vorsteherschaft zu wählen. Über ihre Beschlüsse sollten sie der Schneiderzunft berichten und ihr eine Entschädigungsgebühr entrichten.

Dem Wunsch, den Handel gegen fremde Eingriffe zu schützen, entsprach der Rat durch folgende Bestimmungen: Nur Bürger sollten Handel treiben dürfen. Wer ein Geschäft eröffnen wollte, sollte eine Gebühr von 15 Gulden bezahlen. Das Hausieren sollte nur an den Jahrmarktstagen erlaubt sein. Der Besuch des Wochenmarktes am Dienstag wurde nur Handelsleuten aus der Landvogtei Ortenau gestattet. Auf dem Samstagmarkt durften nur Offenburger Handelsleute und Handwerker Waren feil bieten. Waren, die in der Stadt gekauft werden konnten, durften von „Kremlern, Fuhrleuten und Boten“ nicht feilgeboten werden.

Wiederum drei Jahre später, am 21. Febr. 1798, führten die Handelsleute beim Magistrat Beschwerde darüber, daß die obrigkeitliche Verordnung vom Jahre 1795, die in den Gasthäusern angeschlagen war, abgerissen worden war und daß die Wirte nach wie vor fremde Kaufleute und Krämer aufnehmen würden, und baten um polizeiliche Unterstützung. Als der Rat nicht reagierte, griffen sie zur Selbsthilfe. Sie erteilten fremden Krämern

gedruckte, mit dem Stadtwappen versehene Erlaubnisscheine zum Hausieren, verhängten Strafen und konfiszierten Waren. Der Magistrat nahm empört Stellung zu diesen „Anmaßungen“ und verbat sich Eingriffe in seine Befugnisse.

Dann kam es zu neuen, schweren Auseinandersetzungen mit der Schneiderzunft. Wie schon erwähnt, war J. A. Billet seit Nov. 1800 Stettmeister des Jungen Rats. Da dieser von den Zünften auf deren Vorschlag gewählt wurde, erwarteten die Schneidermeister begreiflicherweise, daß Billet ihre Belange vertreten würde, und beschlossen, ihn zum Achtmann und Zunftmeister zu wählen. Seine Ablehnung war für sie eine schwere Enttäuschung. Sie erklärten, er habe sich nicht gescheut, Mitglied ihrer Zunft zu werden; infolgedessen brauche er sich auch nicht schämen, dem Zunfteid nachzukommen. Sie bestanden darauf, daß er die Wahl annehme. Obwohl er aufs neue ablehnte, wählten sie ihn auf der Zunftversammlung am 7. Januar 1802 einstimmig. Da erhoben sich die Handelsleute mit der Erklärung, daß keiner von ihnen dieses Amt annehmen könne noch würde. Die Schneider bezichtigten Billet des Eidbruchs nicht nur der Zunft, sondern auch dem Rat gegenüber und warfen ihren Gegnern „Verunglimpfungen und Verletzung der Zunftpflichten“ vor. Die Folge war, daß der entrüstete Billet um Entlassung aus den städtischen Ämtern bat mit der Bemerkung, daß er nie in den Rat eingezogen wäre, wenn das befragte Zunftmeisteramt ein Haupterfordernis gewesen wäre. Die Handelsleute baten um ein „öffentliches Zeugnis über ihre biedereren politischen Gesinnungen und ihr rechtschaffenes Betragen“. Der Magistrat antwortete, daß er in dieser Sache weder Richter noch Zeuge sein könne. Dann schweigen die Quellen. Offenbar trat eine Beruhigung ein. Das dürfte mit den großen politischen Veränderungen Ende 1802 (Verlust der reichsunmittelbaren Stellung und Übergang Offenburgs an Baden) zusammenhängen. Das Zunftwesen verlor an Bedeutung. Der Zunftzwang wurde gelockert. 1808 verkaufte die Schneiderzunft ihr Zunfthaus.

*J. A. Billet als Stettmeister und Franz Guerra,  
der Gründer des Stahlbades in Weierbach*

J. A. Billet blieb im städtischen Dienst. 1804/05 ließ er sich zwischen Mühlbach und Grabenallee ein Wohnhaus bauen, heute „Haus der Jugend“. Der zweistöckige Pavillonbau mit seiner Rokokofassade wird in der Liste der Denkmalobjekte als eines der „schönsten und qualitativsten“ Häuser der Stadt bezeichnet. Der älteren Generation ist der Name „Billet'sches Haus“ noch geläufig. Offenbar vermißte aber der Hausbesitzer die Sonne; denn im Sept. 1808 stellte er, von einigen Mitbürgern unterstützt, den Antrag auf „Wegschaffung der Allee“. Der Gemeinderat gab ihm jedoch zu verstehen, daß ein Spaziergang durch die Allee der Bevölkerung Freude



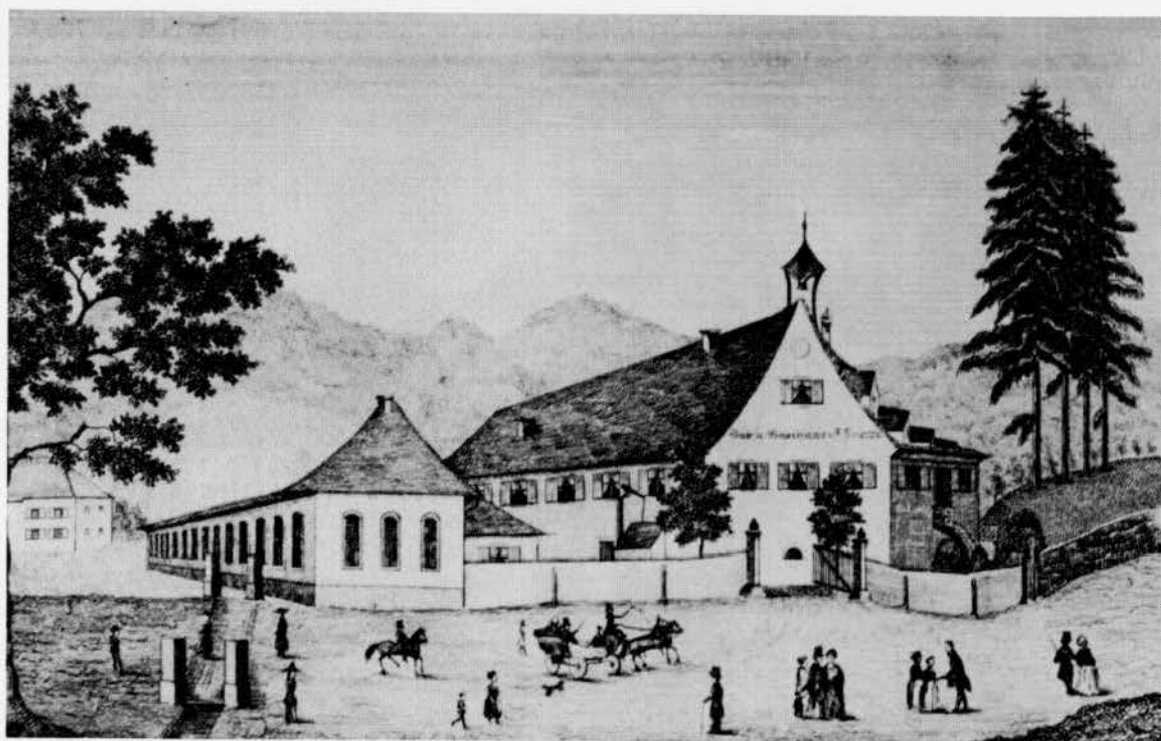


Das Billet'sche Haus (Haus der Jugend), Grabenallee 4

bereite. Nach wie vor vertrat Billet auch die Interessen der Handelsleute. 1802 hatte er gegen die Einführung des Frühjahrsmarktes (Montag und Dienstag nach „Kreuz-Auffindung“) Einspruch erhoben, weil die Kaufleute und Handwerker dadurch Schaden leiden würden. Der Rat entgegnete, daß deren Waren immer genügend Absatz fänden. Daß die Stadt ihm aber ihr volles Vertrauen schenkte, beweist u. a. folgender Vorgang im Jahre 1831. Sie schickte ihn als Deputierten nach Karlsruhe, damit er dem Badischen Landtag ihre Beschwerden vortrage. Schließlich nahm sich Billet der Armen an. 1833 erbot er sich, in das Armenhaus 1 000 Gulden zu geben, wenn für die Armen eine Sparkasse errichtet werde. Der Magistrat bat ihn, das Geld für diesen Zweck der Stadtkasse zu überlassen.

Am 8. März 1834 starb Billet im Alter von 75 Jahren. Ein ergreifender Nachruf im Ortenauer Wochenblatt rief der Bevölkerung die Wohltaten des Heimgegangenen in das Gedächtnis zurück: „Dankbare Erinnerung an den verlebten Städtmeister Billet, Ehre dem Toten und Dank der Lebenden für die unvergeßlichen Wohlthaten, welche der Verstorbene einer Familie erwiesen hat. Ohne seine fortdauernde Nachsicht, seine unermüdbare Unterstützung wäre dieselbe rettungslos verloren und um ihr ganzes Lebensglück gebracht. Durch seine großmuthige Verwendung aber ist nun die Zu-

kunft dieser Familie gesichert. Der Engel des Friedens führte den unvergeßlichen Mann zu schnell in seine ewige Heimath, als daß wir noch unsere dankbaren Gefühle dem Lebenden aussprechen könnten. Mögen die hinterbliebenen Kinder diesen unaussprechlichen Dank für ihren edlen Vater aufnehmen und möge des Himmels Segen ihr ganzes Leben erfüllen. — Eine dankbare Familie“. Ein Gedicht „Auf das Hinscheiden des Handelsmanns und Städtemeister Billet“ ist angeschlossen.



Guerra's Bad- und Gasthaus in Weierbach

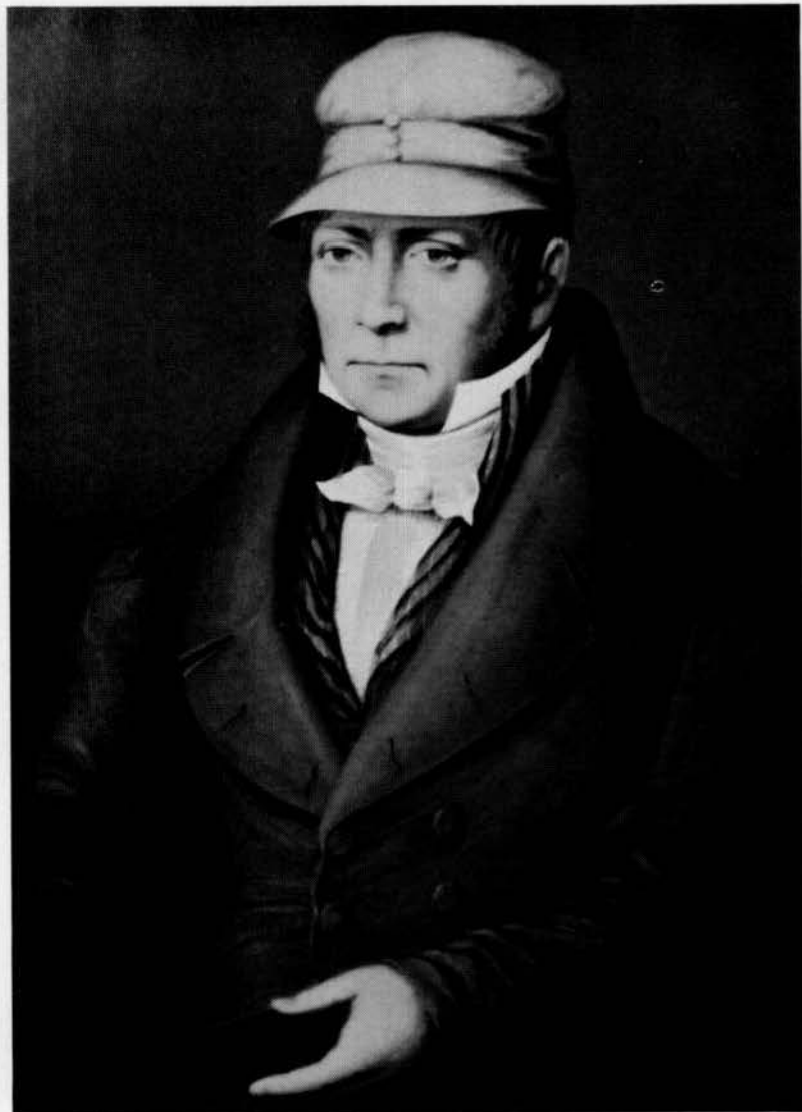
Die Erben des Vermögens, das an Liegenschaften und Fahrnissen 150 000 Gulden betrug, fiel an den Sohn Joh. Baptist, der das väterliche Handelsgeschäft weiterführte, und an zwei Töchter, deren eine mit dem Freiburger Handelsmann Christian Sautier verheiratet war.

Wenige Jahre später drang der Name *Guerra* in die Öffentlichkeit. Der Kaufmann Franz Guerra, der Enkel des 1807 verstorbenen Joh. Bapt. Guerra, gründete in Zell-Weierbach ein Stahlbad. Im Juli 1846 ließ er auf seinem Rebhof in Weierbach einen Brunnen graben, um Süßwasser zu gewinnen. Die Bewohner des Hofes konnten das Wasser jedoch nicht verwenden. Wegen seines „äußerst widerlichen, herben und zusammenziehenden“ Geschmacks war es ungenießbar. Chemische Untersuchungen, die Guerra durch den Apotheker Rehmann durchführen ließ, und weitere Bohrversuche führten zur Entdeckung einer eisenhaltigen Mineralquelle.

Medizinalrat Dr. Schneider, der Vorstand des Physikats Offenburg, stellte bei der großherzogl. Regierung des Mittelrheinkreises den Antrag: dem Kaufmann Guerra möge die Genehmigung erteilt werden, auf seinem Rebhof „eine Kur- und Badeanstalt zum öffentlichen Gebrauch zu errichten“. Am 14. Januar 1848 erfolgte sie durch das Innen-Ministerium. In den eingebauten Badegemächern konnten täglich 90 Bäder verabreicht werden. Da die Quelle allmählich versiegt, wurde der Badebetrieb 1922 geschlossen. Im Jahre 1973 mußte das Badehaus der Gemeindehalle weichen. Franz Guerra war 1867 gestorben.

### *Handelsleute als Fabrikanten*

Die wirtschaftliche Belebung, die in der Reichsstadt im Zug des Wiederaufbaus nach 1700 begonnen hatte, fand in dem badischen Oberamtsstädt-



Handelsmann  
Mathäus Walter,  
1782—1844

chen ihre Fortsetzung. Die Zahl der Handelsleute vermehrte sich. 1802 wurden als solche genannt: Joseph Reif, Joh. Bapt. Maier, Blasius Falbisaner. 1810 erhielt der „Materialist“ Mathäus *Walter*, der Sohn des Ortenauer Revisors Joseph Walter in Ortenberg, das Bürgerrecht und die Erlaubnis zum Handel. Sein Geschäft, das in der Hauptstraße zwischen der Einhornapotheke und der Kornhalle lag, vererbte sich nach seinem Tod (1844) auf seinen Sohn Theodor und den Enkel Joseph und gelangte gegen Ende des Jahrhunderts an die Firma Hauser und Levi. Um die Anerkennung als Handelsmann kämpfen mußte Joh. Albert *Tonoli*. Er war aus Bern gekommen, hatte einige Jahre in Kappel-Windeck verbracht und betreute seit Januar 1832 das Geschäft seines Landsmanns Scalabrini, der in Roveredo (bei Bellinzona) wohnte. Der Offenburger Handelsstand forderte die Schließung des Geschäftes. Der Rat aber beschloß, ihm den Handel zu er- 1843 betrieb der Handelsmann *Schaible* eine Rauch- und Tabakfabrik.



Theresia Walter, geb. Kleyle,  
verw. Göring, 1787—1812



lauben. Das Bürgerrecht wurde ihm erst nach Scalabrinis Tod im Mai 1832 zuerkannt. Seine Söhne Anton und Joh. Albert führten die Putz- und Schmuckwaren-Handlung weiter.

Handelsleute wurden auch die ersten Fabrikanten Offenburgs. Sie kamen aber anfangs aus der Fremde. Am 17. Febr. 1816 bat der Straßburger Handelsmann Joh. Daniel *Manberger* mit seinem Bruder den Rat um die Erlaubnis zur Errichtung einer Tabakfabrik. Das Kinzigkreisdirektorium entsprach dem Gesuch unter der Bedingung, daß in dem Betrieb in erster Linie Inländer beschäftigt würden. Die Gebrüder Manberger erwarben von den Erben des Freiherrn von Ried das Haus Kornstraße 12, seit 1884 Vinzentiushaus, und richteten darin die Fabrik ein, mußten aber infolge Verschuldung das Anwesen an Renouard de Bussierre aus Paris verkaufen, der es 1883 an den Vinzentiusverein abtrat.

Am 23. März 1836 richtete der Handelsmann Sigmund *Klose* aus Straßburg an den Rat das Gesuch um Errichtung einer Raffinerie und Runkelrüben-Zuckerfabrik, und eine Woche später wandten sich der Freiburger Handelsmann Josef *Sautier* und Co, ermutigt durch die neusten Erfindungen in der Fabrikation des Rübenzuckers, mit derselben Bitte an den Rat. Dieser befürwortete beide Gesuche, weil der Feldboden der Ortenau zur Anpflanzung der Runkelrübe geeignet sei. Beide Anträge wurden vom Innen-Ministerium genehmigt. Der Bau der „Freiburger Zuckerfabrik“ erfolgte in der Nordweststadt bei der Gutleutbrücke, fiel aber schon 1839 einem Brand zum Opfer. Die Kloschesche Fabrik wurde in der Nähe des Gasthauses „Zähringer Hof“ zwischen der Ortenberger Straße und dem Gewann „Im Krummer“ errichtet. Die Anwohner beschwerten sich aber bald, weil die Abwasser der Fabrik auf ihren Grundstücken Schaden verursachten. 1863 war die Fabrik nicht mehr in Betrieb.

1847 wollte Alois Martinoli aus Lugano, wohnhaft in Straßburg, in Offen- burg eine „Schokolade- und italienische Mehlspeisefabrik“ ins Leben rufen. Der Handelsstand protestierte dagegen. Der Gemeinderat war aber der Auffassung, daß es für die Stadt nur ersprießlich sein könne, wenn sich möglichst viele „Etablissements“ niederlassen würden. Das Vorhaben wurde jedoch nicht verwirklicht. Da Martinoli wegen des Ausbruchs der französischen Revolution kein Geld flüssig machen konnte, beging der melancholisch Veranlagte Selbstmord. Zwei Jahre später eröffnete Anton Obert eine Stärkefabrik. 1857 begann die Spinnerei und Weberei mit ihrer Produktion. Im folgenden Jahr erhielt der Handelsmann August *Föhrenbach* die Genehmigung zur Gründung einer dritten Tabakfabrik und der Salmenwirt Georg *Trautvetter* zur Errichtung einer Flaschenhalterfabrik. 1859 begann der Handelsmann Christmann *Feßler* mit der fabrikmäßigen Herstellung von Zigarren. Und Gustav *Schweiß*, ebenfalls Handelsmann, konnte seine Hutfabrik eröffnen. In diesem Zeitraum entstanden noch folgende Betriebe: Hutgarniturfabrik *Stöckle*, Herdfabrik Gebr. *Schmidt*,

Nagelfabrik *Zachmann*, Branntweinbrennerei *Hölzlin*, Ziegelbrennerei *Reindle*. All diesen Unternehmern gebot der Gemeinderat, die hergestellten Waren nur im Großhandel zu verkaufen. 1859 beschwerten sich die Hutmacher über den „Handelsmann und Fabrikant“ *Schweiß*, weil er mit Hüten Kleinhandel treibe. Er versicherte jedoch, daß er nur wenige Hüte als Empfehlung des Unternehmens abgegeben habe.

1863 gab es in Offenburg, das damals rund 5 000 Einwohner zählte, 28 Handelsgeschäfte und 14 Fabrikbetriebe. Letztere waren jedoch mit Ausnahme der Spinnerei und Weberei, in der 1861 schon 400 Personen arbeiteten, von kurzer Dauer. Aber der Boden für eine weitere Aufwärtsentwicklung war bereitet. Dann folgte die Zeit, in der die Geschichte der gegenwärtig ältesten Firmen begann.

*Quellen:*

Stadtarchiv Offenburg: Ratsprotokolle 1670—1860. Akten Rubrik 19: Gewerbe und Handel 1810—1860. Generallandesarchiv Karlsruhe: Akten Offenburg-Stadt: Abt. 216: Fasz. 171, 172, 174 (Handel), 509, 510, 513 (Handel und Zunfswesen).

*Literatur:*

A. J. Schneider, *Weierbachs mächtige Stahlquelle auf dem Rebhof des Kaufmanns Franz Guerra*. Freiburg Wagnersche Buchhandlung 1849.

Photos: Hans Dreschner, Offenburg

## 100 Jahre Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach

*Von Otto Kähni*

Im vorderen Kinzigtal, zwischen Gengenbach und Biberach, an der Bundesstraße 33, liegt, eingebettet in die erholsame Schwarzwaldlandschaft, das Kreispflegeheim Bermersbach (Ortsteil Fußbach). Nur wenige von den zahllosen Autofahrern, die an dem Gebäudekomplex vorbeirasen, ahnen etwas von der seelischen und körperlichen Not, die hinter diesen Mauern durch aufopfernde Pflege gelindert wird.

Am 15. Juli 1974 waren seit der Gründung 100 Jahre vergangen. Das Jubiläum ist Anlaß zu einem geschichtlichen Rückblick.

### *Die Gründung der Anstalt*

Die Fürsorge für die Armen und Kranken lag in früheren Zeiten in den Händen der kirchlichen und fürstlichen Caritas. Allmählich bildete sich eine behördliche Fürsorge der Gemeinden und des Staates. Sie war jedoch



Rechts: Verwaltungsgebäude. Im Hintergrund: Frauen-Altbau. Links neben der Kapelle: Frauen-Neubau.

oft ungenügend. Die Pflege in den Gemeinden war da und dort menschenunwürdig. Eine Wandlung zum Guten brachte das badische Verwaltungsgesetz vom 5. Oktober 1863. Das Land Baden wurde in 11 Kreise eingeteilt, deren jeder mehrere Amtsbezirke umfaßte. Zum Kreis Offenburg gehörten die Amtsbezirke Offenburg, Gengenbach (seit 1881 mit Offenburg vereinigt), Kork (seit 1881 Kehl), Lahr, Oberkirch und Wolfach. Er hatte also in etwa den Umfang des heutigen Ortenaukreises. Als Selbstverwaltungskörpern wurden den Kreisen auch die „Einrichtungen und Anstalten zur Fürsorge für Schwache, Bedürftige und Kranke“ zugewiesen. Nach dem Krieg 1870/71 wurde diese Frage immer brennender.

Schon am 18. August 1869 hatte sich der Vorstand des Kreisausschusses, Geometer und Gasdirektor I. A. Nußbaum, an das Ausschußmitglied Dr. med. Schneider aus Oberkirch mit der Bitte gewandt, über die Kreisarmen, die aus öffentlichen Mitteln unterstützt wurden, einen Bericht zusammenzustellen. Es stellte sich heraus, daß sich damals im Kreis Offenburg 401 arme Erwachsene und 490 kranke und arme Kinder unter 14 Jahren befanden. Die Staatsanstalten für gemeinschaftliche Verpflegung armer Erwachsener waren überfüllt. Aber erst drei Jahre später, am 13. Nov. 1872, wurden die Leiter der Amtsbezirke aufgefordert, Berichte

einzusenden. Das Sitzungsprotokoll der Kreisversammlung vom 29. Nov 1872 lautet: „Der Kreis soll sich der Verpflegung von Siechen durch Errichtung einer Siechenanstalt unterziehen.“

Zur Aufnahme von Pflöglingen bot sich zunächst das ehemalige Kapuzinerkloster in Haslach an. Bezirksarzt Dr. Stöhr und Ökonom E. Basler (Fessenbach), die das Gebäude besichtigten, fanden die Räume ungeeignet. Der Offenburger Architekt Th. Armbruster schloß sich diesem Gutachten an. Dagegen empfahl er das Seldenecksche Anwesen in Bermersbach-Fußbach. Dieses war 1835 als Brauerei erbaut worden, wovon noch die geräumigen Keller mit Obst- und Weinfässern zeugen. Offenbar hatte der Unternehmer sein Auskommen nicht gefunden und war gezwungen worden, das Anwesen zu veräußern. 1866 war es von dem Mannheimer Kaufmann Philipp Pfefferle an den Bezirksförster Freiherrn Friedrich von Seldeneck verkauft worden, der es im folgenden Jahr seinem Sohne Rudolf von Seldeneck überließ. Es bestand aus einem zweistöckigen Wohnhaus mit Ökonomiegebäude und 61 Ar Garten und Ackerfeld. Armbruster betonte in seinem Gutachten, daß „das wohlarrondierte Gütchen in jeder Beziehung dem Zweck entsprechen dürfte“. Der Kaufpreis (12 500 Gulden) war bescheiden. Am 17. Oktober 1873 forderte der Kreisausschuß E. Basler auf, Kostenüberschläge über die Verwaltung, die Bauarbeiten und die Verpflegung der Siechen einzureichen. Inzwischen war man auch auf das Badehaus in Zell-Weierbach aufmerksam gemacht worden. 1846 von dem Offenburger Handelsmann Franz Guerra errichtet, befand es sich im Besitz von Alb. Fischer. Die Lage des Anwesens gefiel, aber die Räumlichkeiten erwiesen sich als zu eng. Am 27. Nov. 1873 entschied sich die Kreisversammlung endgültig für das Seldenecksche Gut, bewilligte 19 320 Gulden für die Einrichtung der Anstalt und beauftragte den Ausschuß, Vorschläge zu unterbreiten. Dieser Aufgabe unterzog sich Med.-Rat Dr. Stöhr. Die Baupläne, die Architekt Armbruster einreichte, fanden am 3. März 1874 die Billigung des Kreisausschusses. Die Gesamtkosten für die Umbauarbeiten betragen 5 574 Gulden. Am 15. Juli 1874 konnte die Anstalt, die den gefälligeren Namen „Kreispflegeanstalt“ erhielt, mit 15 Pflöglingen eröffnet werden. Nach Geisingen (1872, Kreis Villingen), Hub bei Ottersweier (1873 für die Kreise Karlsruhe und Baden-Baden) wurde Bermersbach-Fußbach die dritte Anstalt im Lande Baden. Ihr folgten 1876 Jestetten (Kreis Waldshut) und Sinsheim (Kreis Heidelberg), 1885 Weinheim für den Kreis Mannheim.

#### *Die Entwicklung der Anstalt*

Die Anstalt nahm eine erfreuliche Entwicklung. Bis 15. Nov. 1874 stieg die Zahl der Pflöglinge auf 28. Ende 1875 waren es 48, 33 Männer und 15 Frauen. Unter ihnen befanden sich Epileptiker, Hilfsbedürftige mit Gesichtskrebs, halbseitiger Lähmung, veraltetem Rheumatismus, ausgesprochene Krüppel und Altersschwache. Am 1. Dez. 1876 zählte die Anstalt 59



Pfleglinge, am 1. August 1878 bereits 158. Ende des letzten Jahrhunderts war die Zahl auf 200 gestiegen. 1937 hatte sie sich verdoppelt. Bis 1966 blieb es bei 400. 25 % kamen aus dem Landkreis Offenburg, 40 % aus den übrigen Landkreisen des Regierungsbezirks Südbaden, 10 % aus anderen Regierungsbezirken Baden-Württembergs und anderen Ländern der Bundesrepublik. Nach Konfessionen aufgegliedert, waren 75 % katholisch, 25 % evangelisch. Im Zuge der baulichen Sanierungsmaßnahmen wurde die Belegung in den letzten Jahren aufgelockert. Zur Zeit verfügt das Heim über 320 Betten.

Diese Aufwärtsentwicklung beweist schon, daß die Gründung der gemeinnützigen Anstalt einem allseits empfundenen Bedürfnis entsprach. Sie war auch immer besser als ihr Ruf. Früher hing man ihr einen üblen Beigeschmack an. Wenn der Name Fußbach ausgesprochen wurde, dachte man an eine Zwangs- oder Besserungsanstalt, in der Menschen untergebracht wurden, die geistig beschränkt sind oder im Leben irgendwie Schiffbruch gelitten hatten. Eltern drohten ungehorsamen Kindern, Bauern und Geschäftsleute widerspenstigen Knechten und Mägden mit dem „Fueschbe“. Die Verwaltung war aber stets bestrebt, die Kreispflegeanstalt zu einem wohnlichen Heim zu gestalten und den Pfleglingen das Leben nach Maßgabe der vorhandenen Mittel erträglich zu machen. Das bestätigen die jährlichen Geschäftsberichte, welche der Ausschuß der Kreisversammlung vorlegte. Ferner beweist dies das Büchlein „Die Verpflegungsanstalt des Kreises Offenburg nach ihren äußeren und inneren Verhältnissen“, das der Anstaltsarzt Dr. B. Tritschler im Jahre 1888 veröffentlichte und in welchem er über den Zweck der Anstalt, die Verwaltung, die wichtigsten Krankheiten und deren Behandlung ausführlich berichtete.

### *Organisation der Verwaltung*

Die Oberaufsicht über die Anstalt führte zunächst der Kreisausschuß. In dessen Auftrag überwachte eine Kommission die ökonomischen und baulichen Verhältnisse sowie die Fürsorge der Pfleglinge, die Dienstpflichten der Wärter, die Zubereitung der Kost und kontrollierte die Rechnungsbücher. Sie setzte sich zusammen aus Ökonom E. Basler, Altbürgermeister F. Abel (Gengenbach), Anstaltsarzt Dr. Tritschler und wurde 1877 ergänzt durch Apotheker Ries und Major a. D. Seib (beide aus Offenburg). Durch Beschluß der Kreisversammlung vom 4. Dez. 1878 trat an die Stelle der Kommission ein Sonderausschuß. Dieser bestand aus dem Vorstand des Kreisausschusses, einem Respizienten, der die eigentliche Anstaltsleitung als Dauerauftrag übernahm, und dem Anstaltsarzt. Letzterer behandelt die Kranken, überwacht die sanitären und medizin-technischen Angelegenheiten und die Heranbildung des Personals.

Die Liste der Anstaltsärzte ist lückenhaft. Von 1874 bis 1908 war Dr. Bernhard Tritschler erfolgreich tätig, 1908-1910 Bezirksassistentenarzt Dr. Hein-

mann, 21. 4. - 30. 6. 1910 Dr. Hirt, 1. 7. 1910 - 1920 Dr. Jos. Gißler. In den Jahren 1921 - 1939 waren mehrere Ärzte nur vorübergehend eingesetzt, unter ihnen ein Dr. Wössner. Seit 1939 versieht Dr. Wilh. Schaudig dieses Amt. Während seines Kriegsdienstes (1942/45) wurde er durch Dr. Lochmann und Dr. Barck vertreten.

Auch die Liste der Respizienten weist Lücken auf: 1874 - 1905 machte sich Emanuel Basler um den Aufbau des Heims außerordentlich verdient. Zwischen 1905 und 1933 werden Burger und Anton Zapf aus Schwaibach genannt, 1933 - 1945 August Schilli (Schwaibach). 1945 - 1966 erwarb sich der Bermersbacher Bürgermeister Michael Huber als Gestalter des landwirtschaftlichen Betriebs große Verdienste.

Seit 1945 werden die Geschäfte des Respizienten von der Verwaltung des Landratsamts im Einvernehmen mit der Schwester Oberin erledigt. Die Schwestern der Kongregation zum Hl. Kreuz aus dem Mutterhaus in Bingen sorgen seit 1923 für die Heimbewohner und entfalten eine segensreiche Tätigkeit. Zunächst waren es neun. Seit 1948 schwankt die Zahl zwischen 18 und 20. Die Oberinnen seien mit Namen genannt: 1. 4. 1923 - 20. 10. 1925 Schw. Johanna, bis 16. 8. 1926 Schw. Kunibertha, bis 27. 5. 1933 Schw. Katharina, bis 26. 6. 1942 Potania, bis 21. 10. 1951 Hildegard, seitdem Büroschwester, bis 28. 10. 1961 Scholastika, bis 25. 9. 1967 Elisabeth, seit 1967 wieder Schw. Scholastika. Den Schwestern stehen je drei Krankenpfleger und Stationshilfen zur Seite. Zum Personal, das insgesamt 42 Personen zählt, gehören noch 1 Koch und 2 Küchenhilfen, je 1 Maler, Installateur, Schlosser, Schuhmacher, Bäcker, Schreiner, Friseur, Portier und Arbeiter.

### *Die Betreuung der Pfleglinge*

Die Arbeit, die von dem Anstaltsarzt, den Schwestern und Krankenpflegern geleistet wird, ist nicht leicht; denn die Pfleglinge gehören allen Altersstufen an und sind grundverschieden geartet. Das geht schon aus den ärztlichen Berichten hervor, die dem Amt jedes Jahr vorgelegt werden. Als Beispiel sei das Jahr 1920 angeführt. Von den 194 Pfleglingen waren 19 Männer und 15 Frauen zwischen 50 und 60 Jahre alt, 34 Männer und 19 Frauen zwischen 60 und 70 und 37 Männer und 31 Frauen älter als 70. 30 Pfleglinge litten unter chronischen Seelenstörungen, 43 unter körperlichem Siechtum, 15 unter Alkoholismus und 3 unter Epilepsie; 4 waren verstümmelt, 3 taubstumm und 2 blind. Im Jahre 1969 waren 20 % der Insassen pflegebedürftig.

Heute müssen die Kranken mehr als bisher von der psychologischen Seite her behandelt werden. Dies geschieht durch die regelmäßigen Besuche des Arztes Dr. Treher aus dem Psychiatrischen Landeskrankenhaus Emmendingen. Es sei auch an die Seelsorge gedacht. Der katholische Geistliche ist

hauptamtlich tätig; die evangelischen Pfleglinge werden von dem jeweiligen Pfarrer in Gengenbach betreut. Auch sie helfen durch ihre seelsorgerliche Tätigkeit den Insassen, ihr Los leichter zu tragen. Ihre Arbeit kann als seelsorgerliche Form der Psychotherapie angesehen werden. Für beide Konfessionen wird jede Woche ein Gottesdienst gehalten.

Großen Wert legt die Anstaltsleitung auch auf die Arbeitstherapie. Entsprechend ihrer geistigen und körperlichen Kräfte und ihrer Geschicklichkeit werden die Pfleglinge beschäftigt. Schon 1877 arbeiteten sie auf dem Feld, schälten Faulrinde zur Pulverkohlen-Fabrikation, fertigten Besen und Strohteppeiche an, sägten Holz, besserten Kleider und Bettzeug aus und unterstützten in jener Zeit das Wärterpersonal durch häusliche Arbeiten. 1919 leisteten 44 Männer und 23 Frauen Feldarbeit; 12 Männer waren als Handwerker tätig. Die freiwillig geleistete Arbeit gibt den Insassen das Bewußtsein, daß sie nicht überflüssig sind, sondern den Menschen nützlich sein können, und macht sie wieder lebensfroher. Kleine Zulagen an Essen und Getränken und ein Taschengeld spornen sie zur Arbeit an.

Eine Bibliothek sorgt für die geistigen Bedürfnisse. In gärtnerischen Anlagen können Erholungsuchende auf Bänken unter schattigen Bäumen geruhsam verweilen.

#### *Die baulichen und wirtschaftlichen Erweiterungen*

Bei der stets wachsenden Zahl der Pfleglinge erschien eine bauliche Erweiterung der Anstalt immer wieder notwendig. Schon Ende 1876 waren die zur Verfügung stehenden Räume überfüllt, so daß weitere Anmeldungen nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Man errichtete im Anschluß an das Wohnhaus in nördlicher Richtung einen Neubau, in dem nur Männer untergebracht wurden. 1898 erhielt das Frauengebäude einen 3. Stock und ein Dachgeschoß. 1910 erfolgte der Bau des Verwaltungsgebäudes. Es faßt folgende Räume: Im Erdgeschoß Pförtneraum, Pfleglingsbesuchszimmer, Lagerräume, Kühlanlage, Bäckerei, Bügelzimmer, Waschküche, Schlosserei, Kessel- und Heizraum und ein großes Bad; im 1. Stock: Büroräume, Empfangszimmer, Gemeinschaftsraum für Schwestern, Speisesaal für Männer, Küche, Spül- und Speisekammer; im 2. Stock: Wohn- und Schlafzimmer für Pfleglinge und Personal, Nähzimmer, Speise- und Aufenthaltsräume für Frauen. Im Dachgeschoß werden Stoffe und Fertigwaren gelagert. 1925 wurde auf dem im Jahre 1890 erworbenen „Gießlerschen Gütchen“ jenseits der Landstraße ein Wohnhaus für Angestellte errichtet. Ein zweites mit Liegehalle entstand im Hofraum im Anschluß an den Frauenbau. 1927 genehmigte die Kreisversammlung den Bau eines Heims für 84 normale Pfleglinge. 1936 wurden im Speicher des Frauenbaus 10 Zimmer für unruhige weibliche Insassen eingerichtet. Ein Jahr darauf erfolgte der Neubau der Kapelle, die später umgebaut wurde und einen



neuen Altar und Buntglasfenster erhielt. 1965/67 wurde im Zug der Außen- und Innenrenovation der Glockenstuhl mit einer Kupferhaube versehen. Da die andauernde Erhöhung der Pflanzlingszahl immer mehr Todesfälle mit sich bringt, wurde 1921 auf einem von der Stadt Gengenbach gepachteten Waldgelände ein Anstaltsfriedhof angelegt, der 1964 erweitert wurde.

Die Heimleitung ist auch bemüht, die hygienischen Bedürfnisse zu berücksichtigen. Nachdem 1874 die erste Wasserleitung gelegt war, wurden 12 Jahre später sämtliche Räume mit fließendem Wasser versorgt. Da die Wasserleitung in regenarmen Zeiten den Ansprüchen der Anstalt nicht genügen konnte, schritt man 1907 zum Ankauf von 2 Wiesen im Gelände „Branden“, auf denen sich Quellwasser befand. Dieses wurde gefaßt und dem neu erstellten Wasserreservoir und von dort der Anstalt zugeleitet. 1910 ließ man die elektrische Beleuchtung einrichten sowie die Dampfheizung, eine Dampfkocherei, einen elektrischen Speiseaufzug und ein Brausebad. Die 1920 geschaffene Kläranlage wurde 1960 durch eine mechanisch-biologische Anlage vervollkommen. Seit 1970 steht auch in den Außenanlagen ein Brunnen.

Die alten Gebäude wurden laufend modernisiert. Die Krönung dieser Arbeiten waren die in den Jahren 1969/73 durchgeführten Umbauten des Männer- und Frauenaltbaus, der Verbindungsgang, die Terrassen zwischen diesen beiden Gebäuden, der Aufzug, der die Stockwerke miteinander verbindet, der Ausbau der Flure im Dachgeschoß, der die Luft- und Lichtverhältnisse erheblich verbessert, die Einrichtung von Duschen und Bädern und die Hochantenne, welche den Fernsehempfang verbessern soll. Als notwendig erwies sich auch der Einbau einer Apotheke. Die Anlegung eines neuen Parkplatzes, die Verbesserung der Zufahrt und die Einfriedigung des Heims tragen zur Verschönerung des Gesamtbildes bei. Das nächste Bauvorhaben, das verwirklicht wird, ist ein Gemeinschaftshaus.

Wichtig für eine große Anstalt mit ihren weitläufigen Speichern und den zahlreichen unbeholfenen Heimbewohnern ist auch der Feuerschutz. 1876 wurde eine Handfeuerspritze beschafft, und zwei Jahre später schlossen sich die tauglichsten Heimbewohner zu einer Löschmannschaft zusammen. Seit Jahren besitzt das Pflegeheim eine Feuermeldeanlage.

Auch die wirtschaftlichen Einrichtungen mußten immer wieder verbessert und erweitert werden. Die Werkstätten erhielten technische Neuerungen. Die Anstaltsbäckerei ist mit einem Dampfbackofen und einer elektrisch betriebenen Teigknetmaschine ausgestattet. Das Schlachthaus wurde vergrößert. Auch eine Schreinerei, Schlosserei, Blechnerei, Schneiderei arbeiten für die Anstalt und bieten manchem Heimbewohner Gelegenheit, sich zu betätigen.

Ein vielseitig gemischter Anstaltsbetrieb ist die Landwirtschaft. Sie umfaßt 13,2 ha (davon 2,5 ha gepachtet) und erzeugt Milch, Fleisch, Viehfutter,



Getreide, Kartoffeln, Gemüse und Obst. Grünfütter- und Kartoffelsilos ermöglichten eine beachtliche Vermehrung des Viehbestandes, der durchschnittlich 15 Stück Großvieh und 60 Schweine zählt. Erwähnt sei auch die Hühnerzucht. Um die Rohstoffherzeugung zu steigern, wurde 1937 eine Angorazucht eingeführt, die 65 Angorakaninchen umfaßte, aber nur einige Jahre bestand. Wertvolle Arbeit leistet auch die Gärtnerei, die für den Blumenschmuck sorgt und der Küche das Frischgemüse liefert. Diese wirtschaftlichen Einrichtungen bewirken, daß die Anstalt sich in hohem Maße selbst versorgen kann.

### *Schlußwort*

Der geschichtliche Rückblick zeigt, daß sich für die Leitung einer Pflegeanstalt, die mit der Zeit geht, immer wieder neue Probleme und Aufgaben stellen. Jeder Besucher ist beeindruckt von der Größe und hygienischen Sauberkeit. Viele alte arme und kranke Menschen, die sich allein nicht mehr helfen können und die niemand mehr bei sich haben will oder kann, haben hier eine Heimstatt gefunden und werden von den Ordensschwestern und dem anderen Personal liebevoll umsorgt. Deshalb war es auch sinnvoll, den Namen „Kreispflegeanstalt“ in „Kreispflegeheim“ umzuändern. In den Berichten des Kreisausschusses, der das Heim regelmäßig besucht, wird immer wieder betont, daß die Insassen im allgemeinen zufrieden sind. Der Kreisverwaltung, den Herren Landrat Dr. Joachim und Oberverwaltungsrat Westermann, war die Betreuung des Pflegeheims ein Herzensanliegen. Dasselbe gilt auch für die Herren Landrat Dr. Gamber und Verwaltungsdirektor Loritz. Sie können mit ihren Mitarbeitern mit Stolz und Befriedigung auf die 100 Jahre des Bestehens zurückblicken und sind zu diesem Jubiläum zu beglückwünschen. Möge dem Kreispflegeheim Bermersbach eine glückliche Zukunft beschieden sein!

#### *Quellennachweis:*

Akten „Kreispflegeheim Fußbach“ des Landratsamts Ortenaukreis.

B. Tritschler, Die Verpflegungsanstalt des Kreises Offenburg nach ihren inneren und äußeren Verhältnissen. Offenburg 1888.

O. Gerke, Die Hub. Geschichte der Kreispflegeanstalt Hub. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. Offenburg 1933.

## Regesten der Herren von Windeck von 1400-1410<sup>1</sup>

Von Otto Gartner

1400 Mai 14. Ritter Reinhard von Windeck und Hans Reinbold, Sohn des Reinbold von Windeck, versprechen den Erbvergleich, den Reinhard mit Reinbold von Windeck, Hans Reinbolds Vater selig, zu der Zeit abschlossen, „als vnser schloß Windeck und andere Güter noch von der Herrschaft Eberstein zu lehen gingen“, der aber inzwischen verbrannt sei, dem jetzigen neuen Lehensherren, Herrn Markgraf Bernhard von Baden, einzuhändigen, falls er sich noch finden sollte, und erklären ihn für kraftlos. „an dem nechsten fritag nach dem sonntag, so man singet: Jubilate Deo. 1400“. P. Orig. mit zwei Siegeln. Das Siegel des Reinhard v. W. hat als Helmzierde das Jungfernbild und die weiße Vierung im linken oberen Eck des Schildes. Das Siegel des Hans Reinbold zeigt das Jägerhorn über dem geschlossenen Helm und die Vierung im rechten Eck des Schildes. Fester, Bad. Regesten I, Nr. 1936. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts war auf der Burg Altwindeck ein Brand ausgebrochen, dem auch ein Teil des Archivs zum Opfer fiel.

1400 November 5. (Wyle der stat). Graf Eberhard von Württemberg ernennt zu seinem „gemeinen Mann“ für den Tag zu Weil der Stadt (1. Dez.), wo die gegenseitigen Forderungen zwischen dem Markgrafen von Baden und ihm bereinigt werden sollen, den Reinhard von Windeck. Fester, Bad. Reg. I, Nr. 1955.

Ebenso ist Reinhard von Windeck auf einem weiteren Tag zu Weil der Stadt (1402 April 17.) Schiedsrichter des Grafen Eberhard. Fester, Bad. Reg., I, Nr. 2028.

1400 Dezember 10. Heidelberg. König Ruprecht fordert die Stadt Straßburg auf, den Reinhard von Windeck wieder in die Stadt zu lassen: „also begeren wir und bietend ùch, des aber mit ernste, daz also tun und erleuben wellent“ und schickt ihn als einen seiner Räte bei der Unterhandlung mit Herzog Leopold von Österreich. Straßb. Urkb. IV, Nr. 1598.

---

<sup>1</sup> Regesten von 1190—1349 in „Die Ortenau“ 49 (1969), von 1350—1359 in Bd. 51 (1971), von 1360—1373 in Bd. 52 (1972), von 1373—1399 in Bd. 53 (1973).

1401 o. T. Markgraf Bernhard an die Stadt Straßburg. Bittet abermals, daß die Stadt seine und der Windeck Armenleute ledig läßt und ihnen Schadenersatz leistet. Feria 5 post Valentinum.  
Fester, Bad. Reg. I, Nr. 4547.



Burgruine Alt-Windeck auf dem Süd-West-Ausläufer des Klotzberges erbaut über den Rebhügeln von Bühl-Kappelwindeck.  
Aufnahme: Rektor Albrecht Kirschner, Bühl

1401 August 27. (Hagenau). Entscheid der Missehelle zwischen Markgraf Bernhard von Baden und Bischof Wilhelm von Straßburg durch ein Siebengericht. Betrifft unter anderem die Wegnahme armer Leute des Hans Reinbold von Windeck und seiner Vettern zu dem Newen Windecke durch den Bischof, den steinernen Stock und den inneren Zwingel der Feste Rodeck, die der Markgraf dem Bischof „entwältigte“ habe, welchem M. Bernhard widerspricht, da er Rodeck mit allen seinen Zugehörungen nach Landesrecht gekauft habe, den Bann des Kirchhofs zu Sasbach, der dem Bischof zusteht, die Spanne wegen des Ungelds zu Cappel unter

Rodeck und zu Nuwensatz (Neusatz) unter Windecke, die Forderung von Holzgeld, Wachtgeld und Bann gen Sasbach und Ulmburg von markgräflichen Leibeigenen und Leuten des Klosters Reichenbach durch die bischöflichen Amtleute, ferner die neuen Zölle des Bischofs zu Ottersweier und Achern (besonders den Pfundzoll in den Häusern und den Märkten), die Fälle (mortuaria), die Jakob Röbelin (bischöflicher Vogt zu Achern) von den Eigenleuten des Klosters Reichenbach erhoben haben soll, die Besetzung der Ämter in der Mark zu Rodeck und Kappel durch den Bischof, den Wald Grameneck, die Leute zu Rodeck und Untzenhurst, die Klagen der von Staufenberg und Windeck, die Zusage des Bischofs an M. Bernhard bezüglich des Weingeldes zu Kestenholz und der Wildbänne, welche ehemals Wolf von Eberstein vom Straßburger Stift zu Lehen gehabt.

Vierfach ausgefertigt mit den Siegeln der sieben Schiedsleute Hagenowe, Samstag vor Adelfi 1401. Karlsruhe und Darmstadt. Vgl. Lehmann, Gesch. der Grafschaft Hanau-Lichtenberg I, 162, Anm. 439.  
Fester, Bad. Reg. der Markgr. v. Baden I, 1997.

Weil die Urkunde so viele Orte und Gerechtsame berührt und für die ganze untere Ortenau wichtig ist, wurde das Regest ausführlicher gegeben.

*1401 August 31.* Reinhard von Windeck, Ritter, urkundet, daß er seinem ehelichen Wibe Anna von Hattstadt, Tochter des Ritters Friedrich von Hattstadt, des Jungen, 2000 Gulden Wert in Widemsweise verschrieben habe auf nachgeschriebene Güter und Leute, die er zu Lehen trägt von dem edlen Junker Ludwig Herrn zu Lichtenberg, seinem gnädigen Herrn, item auf dem Burglehen zu Lichtenau in der Stadt mit Namen: Haus und Hof mit allem Begriff und dazu Äcker, Matten, Gärten und Zinse, Gült und Geld. Item auf all die Leute, die er auch von ihm zu Lehen hat und die man nennet Kammerlüte. Es siegeln Ludwig von Lichtenberg und Reinhard von Windeck. Feria secunda post Bartholomei Apostoli 1401 Ebnet, v. Gaylingsches Archiv, Wind. Kopialb., f. 200.

*1401 Oktober 30.* Baden. Reinhard von Windeck, Ritter, Gotze von Grosstein, Burkart Hummel von Staufenberg vergleichen die Zweiung zwischen Markgraf Bernhard von Baden und Hans von Remchingen wegen zweier Höfe zu Wössingen. Gotze siegelt nicht, weil er sein Siegel nicht bei sich hat.

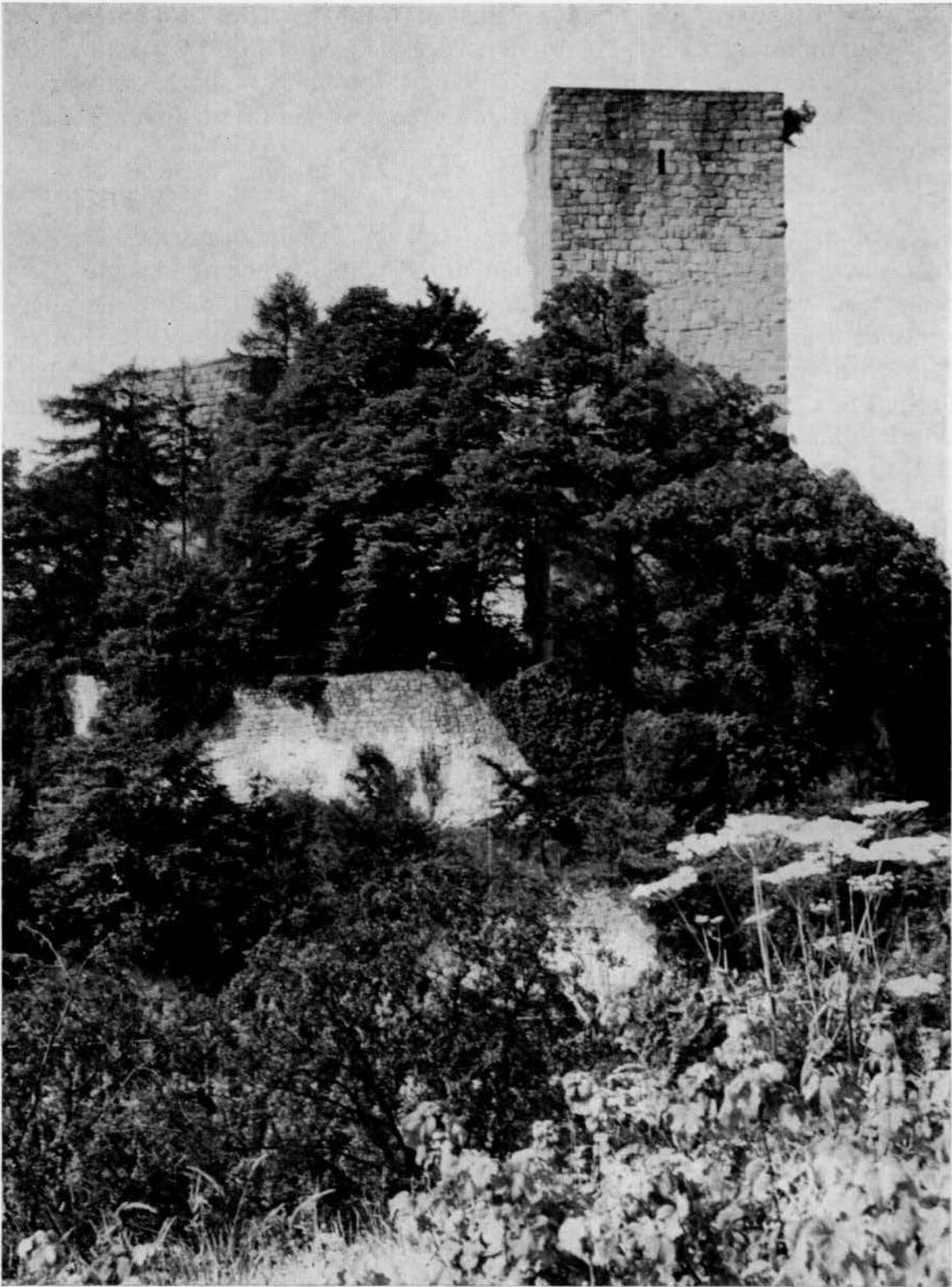
Sonntag vor Allerheiligen 1401.

Fester, Bad. Reg. I, Nr. 2002

*1402.* Reinhard von Windeck ist mit Reinhard von Remchingen Schiedsrichter in einem Vergleich, die Veste Dießen betreffend, die Hans von Ow gehört.

Ruppert, Notizen.





Wart-Turm der Alt-Windeck von Süden, davor Reste der Burgmauer, leicht verdeckt, der kleinere, nicht mehr besteigbare zweite Turm.

Aufnahme: Albrecht Kirschner

1402 o. T. Reinhard von Windeck gibt als Vogt des Klosters Schwarzach seine Zustimmung zu einer Erblehensvergabe des Abtes Kraft und des Konvents zu Schwarzach an Kleinhans Messener, einem Straßburger Bürger, 30 Tauen Matten, die Alt-Ahe genannt, im Drusenheimer Bann gegen 4 Pfund Str. Pfg. jährlich.

G. L. A. 67/1316, 125 f.

1402 August 15. Kraft vom Gamburg, Abt von Schwarzach, und der Konvent sowie Ritter Reinhard als Vogt des Klosters erneuern das Zwölfergericht zu Vimbuch für den dortigen Stab (Kirchspiel), das so herabgekommen war, daß es nur noch aus dem Schultheißen und zwei Schöffen, dem Kuh- und dem Schweinehirten, bestand und setzen „der Schöffel Recht“ fest. Es siegeln der Abt und der Konvent sowie Reinhard von Windeck als Vogt.

G. L. A. 37/Spez. 261, 3433. Perg. Orig. Siegel abgefallen. Abdruck der Urkunde in der Z. G. O. 7, 270 f. (1856).

In diesselbe Zeit dürfte auch ein Statut über die Vogtsrechte im Vimbacher Gericht fallen. Es lautet: Item man spricht ouch zu recht wenn ein Schultheis zu Vintbuch will und sölle gericht haben so soll ein fryer vogt von Windecke nebens Ime sitzen und Ime helffen daz gericht hanthaben und schirmen vor gewalt und wann der selbe vogt also gegenwärtig ist und do sitzet was frevele dannen gefallent von der von Windecke luten dovon sol dem vogt das dritteil gefallen und eime Schultheissen die zweiteil wenn aber ein Vogt nit gegenwertig selbs do ist und sitzet so hat ein Schultheis macht lossen fur volle Ime zu uberkomen und ist dem Vogt darumb nit schuldig zu antworten.

G. L. A. 37/261, 2 a „Vinthbacher alt gerichtts ordnung“ ca. 1450.

1403 September 24. Baden. Reinhard von Windeck, Ritter, und Edelknecht Hans Reinbold von Windeck ist mit Gerige von Bach, markgräfl. Hofmeister, Hans von Bach, Hans von Bosenstein, Albrecht Roder und Dietrich Roder, dem Alten, Craft und Cüntzel von Großwilre, Albrecht von Rust, dem Alten, Reinbold Kolb von Stauffenberg, Hug von Kintwilre, Dietrich Roder von Hohenrod und Heinrich Roder, Hans Kuntzmann von Staffurt, Vogt zu Baden, und anderen Beisitzern eines badischen Manngerichtes unter dem Vorsitz des Ritters Rudolf von Hohenstein, das zwischen dem Markgrafen von Baden und den Herren von Schauenburg über Anteilberechtigung an der Burg Schauenburg einen Entscheid gibt.

Montag vor st. Michelstag 1403.

Perg. Orig. G. L. A. Schauenburg, vgl. Z. G. O. 39, Nr. 149 f.

1403 November 11. Germersheim. König Ruprecht verleiht dem Ritter Reinhard von Windeck in Gemeinschaft mit seinen Vettern einen freien Wochenmarkt, jeweils am Montag zu halten, für sein Dorf Bühel, item das Gericht, das Geleit und den Zoll daselbst.

St. Martinstag 1403.

Wiener Reichsarchiv. Registraturbuch des Königs Ruprecht von der Pfalz B. 217. Gmel: Reg. des Königs Ruprecht Nr. 1609.

Die zu vorstehendem Regest gehörige Urkunde scheint nicht mehr im Original vorhanden zu sein. Es ist die erste Belehnungsurkunde der Herren von Windeck mit dem Bühler Reichslehen. Ritter Reinhard von Windeck hat vermutlich dem König Ruprecht bei dessen Anwesenheit auf der Burg zu Germersheim seine Gerechtsame übergeben mit der Bitte, dem Dorf Bühl, der windeckischen Hauptbesitzung, das Privileg eines Wochenmarktes zu verleihen. Der König gewährte die Bitte und übertrug dem Ritter die bisherigen windeckischen Hoheitsrechte zu Bühl als Reichslehen. Weitere Belehnungsbriefe der deutschen Könige und Kaiser für die Windecker auf das Reichslehen Bühl datieren aus den Jahren: 1421, 1438, 1442, 1473, 1481, 1485, 1502, 1505, 1511, 1521, 1562, 1568, 1570, 1574, 1577, 1588. Übrigens hatten die Markgrafen von Baden im Laufe der Zeit den größeren Teil des windeckischen Reichslehens an sich gebracht, bis dieses schließlich i. J. 1767 ganz an Baden fiel. Das umfangreiche Aktenmaterial enthält das Karlsruher Archiv. (Haus- und Staatsarchiv, Reichslehen Bühl 1421-1793). Vgl. Bader, Badenia I, S. 161 f. und Ztschr. Ortenau 4, S. 12-39: Das ehemal. bad.-windeck. Kondominat Bühl.

Die Urkunde vom 11. November 1403 ist die wichtigste für die Stadtgemeinde Bühl; denn seinem Wochenmarkt, der ehemals der bedeutendste in der Markgrafschaft war, verdankt Bühl seinen Aufschwung und Blüte. — Einen Jahrmarkt besaß Bühl bereits 1442 (Huggle, Geschichte der Stadt Neuenburg 131). Er wurde jeweils am Pfingstmontag abgehalten. Später kam ein zweiter Jahrmarkt am Ostermontag dazu. Markgraf Wilhelm gestattete 1654, daß der Bühler Jahrmarkt zwei Tage dauern sollte, und Markgraf Karl Friedrich gestattete i. J. 1785 dem Flecken Bühl jährlich vier Jahrmärkte (im Februar, Mai, August und November) mit zweitägiger Dauer (einen Krämer- und Viehmarkt) abzuhalten.

Der Rastatter Markt ist vier Jahre jünger als der Bühler. Im Jahre 1407 gewährte König Ruprecht dem Markgrafen Bernhard das Marktprivilegium für sein Dorf Rastetten. Steinbach besaß schon seit 1258 Stadt- und Marktrecht, doch konnte der Steinbacher Mittwochsmarkt mit dem Bühler Wochenmarkt nicht Schritt halten.

1404 Mai 1. (Gernsbach) Ritter Reinhard und die Edelknechte Craft von Großschweier und Reinbold Kolb von Staufenberg entscheiden als Schiedsleute des Burgfriedens zu Neueberstein, daß der Zwist zwischen Markgraf Bernhard und den Grafen Bernhard und Wilhelm von Neueberstein über den Kauf der Grafschaft abgetan und der Burgfrieden in allen Stücken in Kraft bleiben solle.

Fester, Bad. Regest. I Nr, 2164.

1404 April 8. Gernsbach. Markgraf Berhard von Baden erhebt vor den durch den Burgfrieden bestimmten Schiedsleuten Reinhard von Windeck, Craft von Großweier und Reinbold Kolb von Staufenberg Ansprüche an die beiden Grafen Bernhard und Wilhelm von Eberstein. Die Entscheidung wird bis zum kommenden st. Jörgentag ausgesetzt und den Grafen auferlegt, obigen Schiedsleuten ihre Beweismittel vorzulegen.

Dienstag nach dem Weißen Sonntag 1404. Ruppert, Ufgovia II, 26.

1404 August 20. Ettlingen. Markgraf Bernhard von Baden teilt Graf Bernhard von Eberstein mit, daß er den Loszettel, wodurch die ebersteinische Lehensmannschaft durch den Grafen geteilt sei, wähle, der die Herren von Windeck an der Spitze trage mit den übrigen Mannen und Kirchensätzen. Der andere Loszettel trug die von Schauenburg an der Spitze Ruppert, Ufgov. II, 26. Vgl. Regest. v. 14. und 23. Oktober 1404.

1404 September 20. Ensisheim. Hans Veringer, Kirchherr und Erzpriester zu Ottersweier, klagt vor dem Ensisheimer Gericht, vom römischen König an den Herzog Friedrich von Österreich verwiesen, unter anderem auch, daß ein Freiburger Taschner (Sattler) ihm auf einem Ritt, den er im Auftrag des Landvogts Reinhard von Windeck nach Breisach unternahm, 20 Gulden, die dem Landvogt gehörten, abgenommen habe. Der Taschner erwidert, der von Windeck wäre ihm schuldig und habe nie bezahlt, obwohl er während dessen sechsjährigen Amtszeit wiederholt seine Forderungen an ihn gestellt habe. Die Stadt Freiburg solle ihn entschädigen. Er wird wegen dieser Klage an den Schultheiß verwiesen. — Ferner klagt Veringer, er sei auf der Feste Lützelhard sodann in Freiburg von solchen gefangen gehalten worden, die ihm heimlich während seines Rittes nach Breisach auflauerten, den er auf Empfehlung des Ritters Reinhard von Freiburg nach Breisach gemacht habe, und es sei ihm dabei seine Tasche, sein Gürtel und Gugelhut samt den 20 Gulden abgenommen worden.

Antwort: Er habe bisher an die von Freiburg keine Ansprüche erhoben; sie sollten deswegen auch ohne Klage bleiben, habe ihm aber jemand in der Stadt etwas getan, so möge er sich an den Schultheißen wenden. Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg (1828) II, 1. Abt., S. 184 f. Der Ottersweierer Kirchherr und Erzpriester Johannes Fehringer gehörte einer Freiburger Patrizierfamilie an und besaß eine Pfründe am Münster, deren Einkommen ihm aber von dem Freiburger Münsterpfarrer gesperrt



wurde, da er in der Stadt nicht seßhaft war. Veringer wird 1413 unter den adeligen Ausbürgern der Stadt Straßburg genannt und starb im Frühjahr 1422.

Vgl. Kindler-Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch I, 348 und Regest. der Markgrafen von Baden I, 3106. 3301.

1404 Oktober 14. Gernsbach. Markgraf Bernhard von Baden und die Gebrüder Bernhard und Wilhelm, Grafen zu Neueberstein, teilen die Mannschaften und die geistlichen und weltlichen Lehen, die seither zur Grafschaft Neueberstein gehörten: „So ist uns Markgrave Bernhard und unsern Erben und Nachkommen zuteil worden unser lieber, getreuer Reinhard von Windeck, Ritter, mit der Vestin Windeck, die unser eigen und Lehen ist, mit allen Mannen Lehensgütern, die zu derselben Vestin gehören.“ — Den Grafen Bernhard und Wilhelm gehören zu die Veste Schauenburg, die Lehensgüter von Peter Spachbach selig, Heins von Großweier selig, Contzen von Lomersheim, Albrecht von Kindwiler, Hans von Sachsenheim. Mitsiegler: Reinhard von Windeck, Craft von Großweier und Reinbold Kolb von Staufenberg, „die über unsern Burgfrieden, die wir miteinander zu Eberstein haben, gesetzt sind und geschworen hant, daß sie zue guter Gezeugnis der Teilung hieby gewesen“.

Feria proxima ante diem s. Galli confessoris 1404. Abdruck der Urk. in Krieg von Hochfelden, Geschichte der Grafen von Eberstein (Karlsruhe 1836), S. 325. Vgl. das folg. Regest v. 23. Oktober. Beide Regesten ergänzen sich.

1404 Oktober 23. Gernsbach. Bernhard und Wilhelm, Gebrüder zu Neueberstein, urkunden als Grafen, daß sie ihre Lehen und Mannschaft, die zu der Grafschaft Eberstein gehören, mit dem Fürsten und Herren Markgraf Bernhard von Baden geteilt haben und daß letzterem und seinen Nachkommen an erster Stelle zugefallen sind: „Herr Reinhard von Windeck mit sinem teil an dem slosse Windeck mit allen den lehengütern, die dazu gehört und die von der gravschaft zu Eberstein zu lehen wärent. Item Hans von Windeck, Hans Reinbolts seligen sun, mit sinem teil an derselben vestin Windeck, auch mit all den lehengütern, die dazu gehört und die von derselben gravschaft zu lehen rürent. Item die von Nuwen-Windeck, wie sie genent sind, mit irem teil auch an der vorgenanten vestin Windeck mit all den lehengütern, die dazu gehört und die von derselben gravschaft zu lehen rürent“.

Es folgen die Namen von 15 bisherigen Lehensleuten, die jetzt an Baden fielen, darunter die Röder und Georg Bach mit all seinen Lehensgütern, die er von seinem Schwiegervater, Herrn Arbogast Röder selig und von seinem Vetter Hans Spet selig geerbt hatte. Die Grafen enthoben die Betroffenen von ihren Lehenseiden und siegeln.

Gernsbach, Montag nach st. Lucastag des hl. Evangelisten 1404.

G. L. A. Eberst. Kopialb. I, Nr. 77.

Georg v. Bach, der Ältere, war von 1395-1404 Hofmeister des Markgrafen Bernhard; er lebte später auf seinem Schlosse zu Neuweier, starb am 5. Dezember 1415 und wurde in der Kirche zu Steinbach begraben, wo sein Grabdenkmal an der nördlichen Außenseite noch zu sehen ist.

Vgl. F. D. A., N. F. 14 (Pfarrei Steinbach), Ztschr. Ortenau III, 1-23. Das untere Schloß zu Neuweier, Kindler v. Knobloch: Oberbad. Geschlechterbuch I, 25-27.

*Vor 1405.* Heinrich Roder von Rodeck und Tiefenau heiratet vor 1405 N. von Windeck, Schwester Reinbolds und Peters von Windeck, Witwe des Ritters Dietrich Schnewel in zu Kürnberg; sie bringt Kürnberg ihrem zweiten Gatten v. Röder mit in die Ehe.

Stammtafeln der Röder aus der Ortenau (Heidelberg 1914), S. 18.

*1405 August 11.* Hans von Windeck, ein Edelknecht, Sohn des verstorbenen als Vormund des Hans von Windeck, Sohnes des Hans Reinbold selig, gegen Markgraf Bernhard über seine Belehnung mit dessen Teil von der Burg Altwindeck (an dem alten Windeck) und genannten Wäldern.

Fester, Bad. Reg. I, Nr. 2192.

*1405 August 11.* Hans von Windeck, ein Edelknecht, Sohn des verstorbenen Johannes v. W., bekennt, daß er von Markgraf Bernhart jene Mannslehen, die sein Vater und seine Vettern (Prüne) Bruno und Peter v. Windeck, Gebrüder, von der Herrschaft Eberstein zu Lehen trugen, und die bei der Teilung der Grafschaft unter Wilhelm und Bernhard von Eberstein an Baden gekommen, als Vorträger empfangen habe. Die Lehen bestehen in dem hergebrachten Anteil an der Burg Altwindeck mit allen Zugehörungen, Wäldern, Böschen, Gärten, die darum liegen, dem Lochwalde, ferner den Wäldern auf dem Schwarzwald, dem hintern Riegelhof, den breiten Reben, Böschen in dem Hennegraben und dem Kirchensatz zu Ottersweier (Otterszwiler) und Bühl (Buhol). Es siegelt Hans von Windeck. An dem negsten zinstag nach st. Laurentiustag 1405.

G. L. A. P. Orig.

*1406 Januar 28.* Die Ritter Rudolf von Hohenstein, Reinhard von Windeck und Burkart von Mansperg entscheiden zwischen Markgraf Bernhard und Heinrich von Fleckenstein über Beinheim und Leutesheim, das der Markgraf dem Fleckensteiner abgekauft hat.

Donnerstag vor unser lieben Frauen Kerzenweihe 1406.

Bad. Reg. I, 2259. Leutenheim bei Beinheim, Kreis Hagenau.

*1406 Januar 28.* Dieselben entscheiden die Irrung zwischen Markgraf Bernhard und Heinrich von Fleckenstein, Herrn zu Dachstuhl, wegen des Burglehens zu Stollhofen dahin, daß Markgraf Bernhard die seit drei Jahren rückständigen 60 Gulden und dazu jedes kommende Jahr die 20 Gulden des Burglehens bei Rudolf von Hohenstein hinterlegen und

Heinrich von Fleckenstein das Geld erst erhalten soll, wenn er auf „einer ihm von M. Bernhard zu gebenden Hofstatt zu Stollhofen ein Haus, einen Keller und einen Stall für 10 Pferde gebaut hat“.

G. L. A. Perg. Orig. Bad. Reg. I, 2260. Vgl. Ortenau I, 15-18 (Die ehemalige Wasserburg Stollhofen.).

*1406 August 6.* Ritter Reinhard von Windeck, Patron der Pfarrkirche von Kappelwindeck, Sigelin Zeller, Pfarrektor, und Bertsche Herold in Kappelwindeck errichten mit Zustimmung des Bischofs Wilhelm von Straßburg aus den überflüssigen Gütern und Gülten der Kirchenfabrik der genannten Pfarrkirche einen Altar mit einer Priesterpfründe zur Mehrung des göttlichen Dienstes und zu Ehren der Heiligen Johannes Baptista, Laurentius, Petrus Martyr, Antonius, Erhardus und Barbara und ernennen als ersten Kaplan den Priester Albert von Legelin aus der Diözese Speyer, der viermal wöchentlich zu zelebrieren hat. Das Patronatsrecht soll Herr Reinhard von Windeck und dessen Nachkommen zustehen. Die zahlreichen Güter lagen zumeist im Kappler Bann (Hessenbach, Erlach, Burnbach, Grumbach, Gertelbach, Hollenbach, Gucken, Winterbach Tanscherr), dann Hohenau in Bühl (F. D. A., N. F. V., S. 335) „by dem Stein“, Zehntbezüge von vielen Hofstätten: an der Brucken, Baders Geßlin, Fleischbank, dazu Wein-, Korn- und Geldgülten in den genannten Kirchspielen, ebenso zu Steinbach im Schötting. Es siegeln Ritter Reinhard von Windeck, Pfarrer Sigelin Zeller und Bischof Wilhelm von Straßburg.

Datum die beati Sixti 1406.

G. L. A. Kappelwindeck. Perg. Orig., alle drei Siegel abgegangen. Abdruck: Diöc. Arch. N. F. V, 329 f.

Das Güter- und Gültenverzeichnis ist in lokalgeschichtlicher und in etymologischer Beziehung beachtenswert. Einkommensteile der ehemaligen st. Erhardspfründe wurden 1703 im Heiligenfond von Kappelwindeck verrechnet. Die Pfarrkirche besitzt ein gutes altes Ölgemälde (Bruststück), das den hl. Erhard, in einem Buch lesend, darstellt. Es erinnert an der Wand gegenüber dem nördlichen Seitenaltar noch an die frühere st. Erhardspfründe. Die in der Urkunde erwähnte Gertelbach ist ein kleines Bächlein, das von dem Zinken Riegel herabfließt und mit der durch ihre Wasserfälle bekannten Gertelbach im Bühlertal nicht zu verwechseln ist.

*1406 November 14.* Ritter Reinhard von Windeck und die Edelknechte Craft von Croßwilre und Reinbold Kolbe von Staufenberg sind Schiedsleute in dem Streit zwischen den Brüdern Bernhard und Wilhelm, Grafen von Eberstein, ihre Rechte an der Burg Neueberstein, der Stadt Gernsbach und den zugehörigen Dörfern Muckensturm, Gochsheim und Bretten, den Wildbännen und Fischwassern im Murgtal betr. Es siegeln die beiden Brüder und die Schiedsleute.

Feria sexta Martini Ep. 1406.

G. L. A. Eberst. Kopialb. 68, Bl. 139.

1407 März. Ritter Reinhard von Windeck ist Mitsiegler einer Urkunde, worin Heinrich von Fleckenstein, Herr zu Dachstuhl, erklärt, daß er zu Stollhofen ein Haus gekauft hat. Nachdem der Markgraf ihm den Bau eines Hauses daselbst erlassen hat, will er badischer Burgmann dort bleiben. Es soll dessen Sohn Friedrich oder die Lehenserben desselben das genannte Haus bauen, wie es vereinbart worden ist. Die 100 Gulden für den Hausbau, die bei Ritter Rudolf von Hohenstein hinterlegt worden sind, erhält Heinrich von Fleckenstein.

Fester, Bad. Reg. I, S. 2388/89.

1407 März 3. Anna von Windeck, Frau des Dietrich von Tiefenau, des Älteren, ist Patin des Markgrafen Jakob von Baden. Dieselbe, mit dem Röder vor 1382 verheiratet, war am 18. April 1420 verstorben.

Stammtafeln der Röder aus der Ortenau S. I. 7.

1407 Juni 21. Peter und Reinbold von Windeck, Brüder und Edelknechte, und ihr Schwager Heinrich Röder, im Namen seiner verstobenen Frauen Kinder, der Schwester obiger Brüder, verkaufen ihren gemeinschaftlichen Hof zu Straßburg in der Kalbsgasse, einerseits neben dem Hof des Abtes von Schwarzach, anderseits neben dem Hans Lumbartz, worauf kein weiterer Zins als ein Schill. Straßb. Pfg. an die Stiftsdamen des Kapitels zu St. Stephan zu zahlen liegt, dem Edelknechte Hanemann von Geudertheim und seiner Hausfrau Katharina um 100 Pfd. Straßb. Pfg. als ein durchaus freies Eigentum ohne Lehenschaft, Pfandschaft oder Withum mit allen Rechten und Zugehörden, wie sie dieselben bisher besessen, wofür sie die Gewähr übernehmen, falls die Kinder des Röders später Einsprache erheben sollten, und sich solidarisch verpflichten, dem Käufer alle etwaigen Unkosten zu ersetzen.

Am nächsten Zinstag vor sant Johanstag zu sünnigihten 1407.

Orig. Perg. mit drei Siegeln der Verkäufer wohl erhalten, das röderische abgefallen. Ebnet, Arch. des Freiherrn von Gayling.

Die Kalbsgasse in Straßburg zieht längs der Ill auf die ehemalige Stiftskirche von St. Stephan hinab, um welche das Seminar gebaut ist. Auf obigem Hof lag dennoch eine Pfandschaft, wie sich später wahrscheinlich durch die aufgefundene Versatzurkunde herausstellte, was aus der Urk. vom 7. Dez. 1407 hervorgeht, wonach fünf Edelleute für obigen Verkauf Bürgschaft leisten.

Vgl. folgendes Regest.

1407 Dezember 7. Reinhard von Windeck, Ritter, Reinbold Swerber, Heinrich Röder von Tiefenau, Reinbold und Peter von Windeck, Brüder, leisten Bürgschaft für 20 Pfund Straßb. Pfg., welche Frau Heilke von Andlo, des Brunen von Windeck seligen Witwe, die in „widemesweise“ lebt, von dem von den obigen Edelleuten an Hanemann von Geudertheim



jüngst verkauften windeckischen Hofe in der Kalbsgasse zu Strasburg zu beziehen hat. Der genannte Hof war seiner Zeit dem Klaus Zorn, genannt Lappe, und dem Reinbold Swerber wegen einer Bürgschaft gegen Frau Heilken von Andelo verpfändet worden. Mit den 5 Siegeln der Wärschaft Leistenden.

Ebnet, Archiv von Gayling.

Die Swerber oder Swarber waren Straßburger Patrizier.

1408. In Straßburg lag dem Münster gegenüber die Trinkstube, „die man spricht zu dem vom Windecke“.

Kindler von Knobloch, Goldenes Buch von Straßburg. S. 426.

1408 Juni 5. Straßburg. Ritter Reinhard von Windeck stiftet in die schon längst bestehende, zu Ehren des allmächtigen Gottes und des hl. Erzengels Michael geweihten Kapelle auf seiner Burg „daz alte Windecke“ genannt, mit Zustimmung des Bischofs Wilhelm von Straßburg, der Pfarrektoren Johannes Veringer zu Ottersweier und Johannes Diemer zu Bühl — da die Burg und Kapelle im Pfarrbezirk Bühl liegt, welches einst Filiale der Ottersweierer Kirche war (Vgl. B. Bl. H. Nr. 26 (1974), S. 64) — eine beständige Priesterpfründe zur Mehrung des göttlichen Dienstes und des Stifters, seiner Eltern und Vorfahren Seelenheil. Der Kaplan hat mindestens viermal wöchentlich in der Kapelle beim Herrenhaus (penes domum castralem) zu zelebrieren, wenigstens innerhalb des Bühler Pfarrbezirks zu wohnen und persönlich Residenz zu halten, widrigenfalls ihm das Pfründeeinkommen zurückbehalten wird. Als ersten Kaplan präsentiert der Stifter den Weltpriester Johannes Thonser von Rotwilre, Konstanzer Bistums. Das Patronatrecht steht dem Stifter und seinen Nachkommen zu. Pfründgüter: der Crumbachhof unterhalb dem alten Windeck gelegen mit Häusern, Reben, Äckern und Matten und allen Zugehörungen. Item ein Bosch, Acker und Mattenplatz neben „mins vetter Reinbolds seligen Kinde“. Item der Fügenhof zu Kappel mit Häusern, Scheuern, Hofreite, Garten: Äckern, Matten, Böschen und Gütern. Item 6 Jeuch Acker, liegend vor der Linden und dem Pfarrhof zu Capelle. Ferner Äcker und Matten neben der Gertelbach, der Heidenhalten, stoßend an Claus Schuch von Entzberg. 5 Viertel Roggengelds ab einer Mühle, genannt die Büheln, mit 20 Pfund Heidelberger Pfennig ablösbar. Item 5 Pfund Heidelberger Pfennig größtenteils von Bühler Hofstätten. Es siegeln Ritter Reinhard von Windeck, Bischof Wilhelm von Straßburg und die Kirchherren von Ottersweier und Bühl.

Argentine sabbato post festum ascensionis Domini 1408.

G. L. A. Kopialb. 780 c. f. 222-225.

Die Siegel sind im Kopialbuch abgezeichnet. Das des Pfarrektors Veringer von Ottersweier zeigt den Ottersweierer Kirchenpatron St. Johannes Baptist, ein Buch in der linken Hand tragend, auf dem das Agnus Dei ruht. Das Siegel des Bühler Pfarrers war bereits 1575 abhanden gekommen. Abdruck der Urkunde im F. D. A. N. F. VI, 130-134.

Nach späteren Renovationen besaß die Pfründe noch ein Gültgut zu Mühlenbach (vgl. Regest v. 1572 Februar 28.) und Zehntbezug im Hennegraben (Weinzehnt) und zu Riedersbach (Heuzehnt). Da die Burg seit 1404 ein badisches Lehen war in der Hand der Herren von Windeck, so wird immer auch die Burgkaplaneipfründe in den betr. Lehensbriefen erwähnt. Urkundlich kommen folgende Kapläne der St. Michaelspfründe auf Altwindeck vor: 1408 Johannes Thonser von Rotweil, 1449 Heinrich Meiger von Bühl, 1492 Herr Lorenz, 1527 Matern Steub, zu Kappel wohnhaft, Kammerer des Landkapitels Ottersweier, wohl der letzte Kaplan. Um 1544 war die Pfründe bereits säkularisiert.

Vgl. Freib. Diöc. Arch. N. F. VI, 125-134: Die St. Michaelskaplanei auf der Burg Altwindeck.

*1409 Januar 28.* Entscheid über die Rechte der Herrschaft Diersburg in den „hinter Hans Reinbold von Windeck liegenden Lehen“ im Banne von Berghaupten und über die Freizügigkeit der Armenleute zu Diersburg, Niederschopfheim und Oberschopfheim.

Mitteil. der bad. hist. Kommission N. 16 m. 65.

*1409 August 13.* Hans Ale, der Schultheiß, und die Zwölfer des Gerichtes zu Bühl unter Windeck urkunden, daß Bersche Herolt und Elle seine Frau von Alzwilre (Alschweier) Herrn Reinhard v. Windeck, Ritter, ihre sämtliche Habe mit Hand und Halm abgetreten haben, wofür dieser sie für Lebenszeit bet- und steuerfrei erklärt. Sofort hat Herr Reinhard den Bersche Herolt und seine Hausfrau mit dem obigen Besitztum wieder auf Lebenszeit belehnt gegen eine jährliche Gült von 1 Schilling und 2 Kapaunen. Zeugen: Hans von Windeck und Konrad Glatz von Lomersheim. Es siegelt das Bühler Gericht sowie die zwei Zeugen.

Dat. feria tertia ante assumptionem b. Mariae virginis 1409.

Perg. Urk. Von den Siegeln ist das Gerichtssiegel von Bühl abgegangen. G. L. A. Alschweier. Z. G. O. 24, 424. Über den Schultheiß Ale oder Ole vgl. Oberbad. Geschlecht. III, 277, Z. G. O. 27, 106.

# Der Bauernkrieg in der Ortenau

*Von Kurt Klein*

Die Frage, warum gerade die Lande am Hochrhein zum Ausgangspunkt der ersten deutschen Revolution, der größten revolutionären Massenerhebung in Deutschland wurden, läßt sich wohl am besten mit dem Blick in die freiheitliche Schweiz beantworten, in der bereits schon damals seit längerer Zeit alle Macht und alle Rechte im Volke verankert lagen, während diesseits des Rheines noch die Herrschaft der Fürsten, Äbte und Bischöfe als die Quellen wirtschaftlicher, sozialer und religiöser Unterdrückung im Mittelalter angesehen wurden, unter der besonders der Bauernstand zu leiden hatte. Zwar flackerten schon Jahrzehnte früher (1493 und 1502) unter dem Namen und Feldzeichen des „Buntschuhs“ vereinzelt Aufstände am Oberrhein auf, und der „Arme Konrad“ versuchte 1514 im Württembergischen das herrschaftliche Joch zu mildern. Doch die schwelende Glut des Aufruhrs wurde erst zur weit ins deutsche Land signalisierenden und zerstörenden Feuersbrunst, als die Sendboten der freien Bauern der Schweiz die lodernde Fackel über den Strom in den nachbarlichen Klettgau tragen. Dazu gießt ein Thomas Münzer vom sicheren schweizerischen Griesen aus noch geistig-religiöses Öl in die aufzüngelnden Flammen, ja er wechselt zu den Aufständischen über, als die durch den Übermut einer Gräfin von Lupfen, der Herrin von Stühlingen, zum äußersten gereizten Bauern unter Führung des Hans Müller von Bulgenbach am 23. Juni 1524 zu Sensen, Gabeln und Dreschflegeln greifen. In hellen Scharen drängen sich die Bauern des Hegaus und aus dem Fürstenbergischen zu den Fahnen der Unterdrückten. In Waldshut gelingt es dem dortigen hochgelehrten, aber auch fanatischen Prädikanten Dr. Balthasar Hubmaier die Bürgerschaft zu mobilisieren, während die Hauenstein'schen Untertanen sich gegen den Abt von St. Blasien auflehnen und die Hotzenwälder wieder einmal mehr ihren Dickschädel unter Beweis stellen. Die aufgebrachten Bauernhaufen, die mordend und sengend durch das Land ziehen, vornehmlich die Klöster, Städte und Schlösser plündern, formieren sich zum Stoß gegen den Breisgau und das Unterland und belagern zunächst Freiburg. Aus dem benachbarten Elsaß eilen aufgebrachte Bauernhorden zur Hilfe herbei. Nach dem in Liedform gefaßten Motto „... setzt aufs Klosterdach den Roten Hahn!“ bedrängen die Landbewohner der südlichen Ortenau die Klöster Ettenheimmünster und Schuttern. Von der

Rheinebene her brandeten wütende Horden erfolglos gegen Stadt und Kloster Gengenbach vor (Mai 1525). Wenige Wochen zuvor schart der Hauptmann Wolf Schütterlin von Willstätt die Mannen des oberen Hanauerlandes zusammen. Vor Oberkirch treffen sie noch auf Renchtäler Bauern und solche von Sasbach. Gemeinsam suchen sie die Stadt Oberkirch, die Probstei Lautenbach und das Kloster Allerheiligen heim. Sie zwingen sogar die herrschaftlichen Vertreter zu einer Versammlung nach Renchen, wo diese im sogenannten „Renchener Vertrag“ die in den „Zwölf Artikeln“



Vor den Toren der starkbewehrten Stadt Wolfach mußte der Bauernhaufen vom oberen Kinzigtal umkehren.

zusammengefaßten Forderungen der deutschen Bauern durch Unterschrift anerkennen (23. Mai 1525). Nur Graf Philipp III. von Hanau-Lichtenberg weigert sich und nimmt später fürchterliche Rache an den Revolutionären. In den politisch-religiösen Unruhen jener Zeit macht ein gewisser Georg Hörder, der „Stegjörg von Eckartswir“ als Bauernführer von sich reden. Als ihm der Boden zu heiß wird, weicht er nach Straßburg aus, wird bei seiner Rückkehr doch erwischt, aber später mit Gnade bedacht. Als im April 1525 bei Grauelsbaum etwa 1 000 elässische Bauern übersetzen, schließen sich noch um die 3 000 Landleute des unteren Hanauerlandes um Lichtenau zum Sturm auf das Kloster Schwarzach an und zerstören es. Im mittleren Schwarzwald, im Kinzigtal, blieb es während des Bauernkrieges verhältnismäßig ruhig. Eine Stoßrichtung durch die Rheinebene



berührte dieses Gebiet im Westen, der andere Schlag zielte östlich über die Baar vorbei ins Schwäbische. Zunächst wird Bräunlingen Mittelpunkt des baaremer Aufstandes, wogegen sich Villingen gegen die Bauern stellt. 1525 wird Triberg von der Baar her eingenommen. Während um Rhein, Neckar und Donau blutig gestritten wird, treten in den Dörfern und Städten der Täler und Berge die Agenten in Gestalt von Wirten, Händlern, Musikanten oder Bettlern auf und versuchen das an sich zurückhaltende Volk aufzuwiegeln. In Hornberg und Hausach sind es sogar die Stadtschreiber, die sich als Revoluzzer betätigen und den Leuten die Geschichte vom „Schwarzwaldkönig“ einzureden versuchen, der als „Bauernkönig“ die schwergeknichteten Untertanen ins Schlaraffenland führen werde. Dann aber fiel doch noch von Dornstetten her der „Alpirsbacher Haufen“ ins Kinzigtal ein, zwang die Männer von Schenkenzell und Schapbach zum Mitstreiten, belagerte vergebens die Schenkenburg und die Schiltacher Feste und wollte sogar die Gräfin Elisabeth und die wackeren Bürger von Wolfach zur Übergabe ihrer Stadt zwingen. Als aber zwei ihrer Anführer, ein Hans Scherer aus Loßburg und ein Lux Pfaw aus Romishorn eingekerkert wurden, verließ die Angreifer plötzlich der Mut. Während die beiden Missetäter durch die Huld der Gräfin später die Freiheit wieder erlangten, mußten die Bauern ihr verzweifertes Tun bitter büßen, als der Kaiser, der Adel wieder die Oberhand gewann . . .

## Mystische Versenkung, rebellische Erhebung

*Von Johannes Werner*

„Die revolutionäre Opposition gegen die Feudalität geht durch das ganze Mittelalter. Sie tritt auf, je nach den Zeitverhältnissen, als Mystik, als offene Ketzerei, als bewaffneter Aufstand.“<sup>1</sup> Dieser Satz: ein voraussehbarer Stein des Anstoßes. Und anstößig scheint nicht nur der von ihm behauptete Zusammenhang, wonach Mystik und Kampf als Ausdruck desselben revolutionären Geistes figurierten: mehr noch der hier zu ergänzende, wonach nämlich (vermittelt durch das Bindeglied der Ketzerei) die eine den anderen bewirkt und beeinflußt habe. Wird aber damit nicht völlig Konträres willkürlich verbunden, gar noch kausal —

---

<sup>1</sup> Friedrich Engels, Der deutsche Bauernkrieg. In: MEW Bd. 7. Berlin 1969, S. 327—413; hier S. 344. — Das war zuvor zitiert worden bei: Johannes Werner, Zur Marienklage. Aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts (in: Die Ortenau 53/1973, S. 98—102; hier S. 98). Was jener Aufsatz nur skizzenhaft konstruieren konnte, möchte dieser, als ein Nachtrag, ausbauen sowie untermauern.

Privates und Politisches, Kontemplation und Aktion, Mönch und Krieger, Klosterstille und Schlachtenlärm? So heißt die Frage; die Antwort darauf, allem ersten Anschein zuwider ein Nein, findet im folgenden ihre Begründung.



Titelblatt einer Flugschrift  
der aufständischen Bauern.  
Holzschnitt, 1522

Zu denken gibt erst einmal, daß der Kampf gegen das feudale Joch — Armer Konrad, Bundschuh und Bauernkrieg — gerade dort am meisten fruchtete, wo vordem die Mystik am schönsten erblüht war: ganz besonders am Oberrhein; und daher auch die Legitimation, das Thema an dieser Stelle zu erörtern. Denn unausgesprochen handelt es zugleich von der Landschaft zwischen Konstanz, Basel, Straßburg als einem Treibhaus mystischer, häretischer, rebellischer Triebe und Umtriebe in vielfacher Verschlingung.

Wenn jedoch die Rede von Frucht und Blüte nicht bloß metaphorischen Wesens sein, wenn — im erweiterten Sinn des Zitats — wirklich eins aus dem andern und beides aus demselben Stamm sich entwickelt haben soll, dann muß die innere Logik und Gesetzmäßigkeit eben dieser Entwicklung sich nachweisen lassen (aber nicht ohne im Vorübergehen ihres Scheiterns zu gedenken, als ihre Früchte schließlich, nach niedergeschlagenem Bauernkrieg, von den Siegern unter die Füße getreten wurden).

Dabei spielt der von den Mystikern ungemein beförderte Gebrauch der deutschen Sprache eine zentrale Rolle. Kaum je hat man mit ähnlicher Anstrengung um das Sagen des Unsagbaren, das Äußern des Innern gerungen; was als Neugewinn sprachlicher Möglichkeiten auch der Verdeutschung, damit Popularisierung von Bibel und Theologie zugute kam. Gottes Wort, das zu bewahren und zu deuten ein eifersüchtig gehütetes Privileg derer war, die es zur Ideologie des Gehorsams und des Leidens umgefälscht hatten, nämlich der untrennbar miteinander verquickten geistlichen wie weltlichen Obrigkeit: jenes Wort wurde zugänglich gemacht, profaniert, wurde „freigegeben, priesterlicher Hut entrückt, (...) Allgemeingut, Element der Volksbildung“<sup>2</sup>. Jetzt konnte zumal mit der Hilfe unbotmäßiger Prediger, selbst der gemeine Mann die heiligen Schriften unmittelbar und unzensiert sich aneignen, sich darüber seine eigenen Gedanken machen; wobei ihm die überraschende Erkenntnis entgegentrat, daß Lehre und Leben keineswegs zusammenstimmten, ja sogar sich widersprachen. Beispielsweise stand da zu lesen, alle Menschen seien frei und gleich geschaffen; konsequent und provokant fragte eine Parole der Aufständischen: „*Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?*“ Und wie die Erinnerung an den Urzustand faszinierte, in so erregter Zeit, auch die gleichfalls biblische Verheißung des Endzustands als eines Gottesreichs, wo alles wieder gut wäre; neue Welt, zweites Paradies schien unmittelbar bevorstehend, wollte errichtet statt erwartet sein. Derart trieben Bibel und Theologie jetzt öffentlich, außer- und antikirchlich um (breit gestreut auf neuen Wegen: Volkspredigt der Bettelorden, Flugschriften im Buchdruck) — von der Mystik freigesetzte Gärstoffe und Zündfunken der Rebellion. Bezeichnend die Anklänge solcher Entwicklung und ihres Ursprungs noch im ersten Artikel der „Feldordnung der fränkischen Bauern“, welcher verfügt, daß „das wort gottes, welchs ain speys der selen ist,

---

<sup>2</sup> Kurt Ruh, Bonaventura deutsch. Ein Beitrag zur deutschen Franziskaner-Mystik und -Scholastik (=Bibliotheca Germanica 7). Bern 1956, S. 25. — Vgl. auch: Hans Eggers, Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 2 (= Das Mittelhochdeutsche). 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg 1966, S. 175—211.

tächlich, so oft es die gelegenheit zugibt, rain und lauter dem volk verkundt und gepredigt werden solle“<sup>3</sup>. Vielleicht wäre dieser Beleg als weithergeholt abzutun, entspräche er nicht fast wörtlich dem ebenso ersten Artikel des Ortenauischen Vertrages vom 25. Mai 1525 (ein trauriges Dokument vorzeitiger Kapitulation bauernseits), demzufolge man das Gotteswort „lauter und unverdunkelt“<sup>4</sup> lehren müsse. Hier wie überall findet sich Aneignung und Verteidigung der eingedeutschten Schrift, contra Klerus, durch die Laien, das Volk.



Predigender Bauer. Holzschnitt, Anfang des 16. Jahrhunderts

Doch wo sich jeder seine eigenen Gedanken macht, kommen viele Meinungen zusammen, oder gehen eigentlich auseinander. Dergestalt wurde, in deren als ketzerisch verleumdeten und verfolgten Vielfalt, die Autorität der Kirche namens der Individualität des Menschen durchaus annulliert. Unnötig und schädlich aber schien ihr Anspruch auf alleinige

<sup>3</sup> zit. nach: Klaus Kaczerowsky (Hrsg.), Flugschriften des Bauernkrieges. Reinbek bei Hamburg 1970, S. 63.

<sup>4</sup> zit. nach: Manfred Krebs, Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau. In: Otto Kähni/Alfons Staedele (Hrsg.), Die Ortenau in Wort und Bild. 2. Aufl. Offenburg 1960, S. 133–246; hier S. 168.



Vermittlung nicht nur der biblischen Predigt, sondern auch der sakramentalen Liturgie; denn was blieb von außen noch zu wünschen, wenn die *unio mystica*, die Identifikation von Gott und Geschöpf einmal erreicht war? In diesem Sinne haben die Mystiker, nolens et volens, die häretischen Bewegungen besonders Süddeutschlands inspiriert — noch die Täufer und Geißler, welch letztere, wie jene die Taufe, durch selbst-auferlegte Buße und selbsterteilte Absolution die Beichte verschmähten („daden daz mit eigen willen unde namen den babest unde di heilige kirchen nit zu hilfe unde zu rade“<sup>5</sup>). Bezeugt wird das exstatische, unbeherrschte und unbeherrschbare Flagellantentum gerade auch von ober-rheinischen Chronisten: „Dis han ich beschriben, als es zu Strosburg ergangen ist. Und als es do was, alse was es ouch uf dem Rine in allen stetten“<sup>6</sup>. Abgedankt wurde die Kirche als Institution, nicht länger schienen Lehre und Heil nur durch sie, mit und in ihr zu erlangen; das mystisch Neue, via Häresie bis in den Bauernkrieg Fortwirkende ist die Selbstrechtfertigung gegen das Gesetz aus der Sicherheit des Gewissens, des Wissens um die keiner Zwischeninstanz bedürftige „Einheit des Seelentums mit dem Weltgrund“<sup>7</sup>. „In diseme versinket der geluterte verklärte geist in daz götteliche vinsternisse, in ein stille swigen und in ein unbegriffenlicheme und unsprechenlicheme vereinen, und in diseme insinkende wurt verlorn alles gelich und ungelich, und in diseme abegrunde verlüret der geist sich selber und enweis von Gotte noch von ime selber noch gelich noch ungelich noch von hüte nüt, wann er ist gesunken in Gottes einikeit und hat verlorn alle unterscheide“<sup>8</sup>. Solche innere Erfahrung aber, die Tauler hier mitzuteilen sucht, durchschaut und entmachtet alle äußere, verklagt und überführt sie der Unwahrheit; betroffen, zerbrochen wird davon, ineins mit der Kirche, alles von ihr Gestützte. „Ein Subjekt, das sich in Personalunion mit dem höchsten Herrn dachte, ihn so zugleich im Jenseits absetzte, gab, wenn es damit Ernst machte, einen äußerst schlechten Leibeigenen ab.“<sup>9</sup>

„Sich vor dem Draußen blind machen und halten, ist schlecht. Besonders wenn die umgebenden Dinge selber schlecht sind, falsch laufen. Das Wort mystisch aber kommt von *myein*, die Augen schließen. Nur: vor was wurden sie, wenigstens in der christlichen Mystik, geschlossen, vor Unerträglichem rundum, vor Druck von oben, als käme er so weg? Keinesfalls, die Mystiker, vom vierzehnten Jahrhundert ab, stammten

5 zit. nach: Friedrich-Wilhelm und Erika Wentzlaff-Eggebert, *Deutsche Literatur im späten Mittelalter 1250—1450*. Bd. 2 (= Kirche). Reinbeck bei Hamburg 1971, S. 196—198 (= Nr. 64: Tilemann Elhen von Wolfhagen); hier S. 196.

6 zit. nach: ebda., S. 199—202 (= Nr. 65: Fritsche Closener; hier S. 202. Vgl. auch Kommentar S. 48 f.

7 Ernst Bloch, *Atheismus im Christentum*. Zur Religion des Exodus und des Reichs (= Gesamtausgabe Bd. 14). Frankfurt/Main 1968, S. 93.

8 zit. nach: Johan Huizinga, *Herbst des Mittelalters*. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden. 9. Aufl. Stuttgart 1965, S. 317.

9 Bloch, a. a. O. S. 94.

aus höchst unzufriedener, aufbegehrender Laienbewegung, Volksbewegung, waren darin wachsend engagiert. Wurden demgemäß, oft schwer unterscheidbar, auch politisch, nicht nur kirchlich als Ketzer denunziert. Lollarden, Beghinen, die ‚Brüder vom freien, vom starken, vom vollen Geiste‘ bis hin zu den Täufern, dann Hussiten standen zu jeder ihrer Obrigkeiten konträr. (...) Myein, die Augen schließen, das bezieht sich derart, christlich-mystischen Ernstfalls, auf das Erwachen eines anderen Sinns, wie er ein elendes Draußen, ein im Elend haltendes Droben durchaus messen und verwerfen ließ.“<sup>10</sup> Also ist Mystik mit Rebellion auf einen Begriff zu bringen; daß übrigens, wie die Zitate zeigen, die unwälzenden Denker dieser Zeit auf jenen historischen Zusammenhang sich eingelassen haben, verbürgt noch einmal seine Stimmigkeit und Aktualität. Demgemäß soll, nach Ernst Bloch, auch Walter Benjamin zu Wort kommen, der von der mystischen Versenkung spricht als dem „Bewußtsein, allein mit seinem Gott zu sein“ (auch: mit ihm eins zu sein). „An diesem Bewußtsein ist in den großen Zeiten des Bürgertums die Freiheit erstarkt, die kirchliche Bevormundung abzuschütteln. In den Zeiten seines Niedergangs mußte das gleiche Bewußtsein der verborgenen Tendenz Rechnung tragen, diejenigen Kräfte, die der einzelne im Umgang mit Gott ins Werk setzt, den Angelegenheiten des Gemeinwesens zu entziehen.“<sup>11</sup> Der kirchlich abgeseignete Verfall der Mystik zur selbstgenügsamen, selbstzufriedenen Devotion, zur Innerlichkeit ohne Sprengkraft, ist jedoch unverwechselbar mit dem ganz anderen, wovon sie ausging; das war gemeint, wenn hier mystische Versenkung rebellischer Erhebung nicht als entgegengesetzt, vielmehr als vorausgesetzt begriffen wurde.

Noch der größte Revolutionär jener (und nicht nur jener) Zeit, *Thomas Münzer*, ist undenkbar ohne sein großes Vorbild, dessen Predigten er stets las und mit sich führte: *Johannes Tauler*, Mystiker und Präzeptor der Laienbewegung zu Straßburg und anderswo.

---

<sup>10</sup> Ebda. S. 285.

<sup>11</sup> Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: W. B., *Illuminationen*. Ausgewählte Schriften, Frankfurt/Main 1961, S. 148—184; hier S. 183 (Anm. 18).

# Schiltach in den Revolutionsjahren 1848 und 1849

Von Hermann Fautz

## *Zur sozialen Lage vor der Revolution*

Die Jahre nach den napoleonischen Kriegen brachten dem deutschen Volke in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht viele Enttäuschungen. Statt der erhofften Bildung eines Staates unter der Leitung eines Regenten mit der Beteiligung einer Volksvertretung in der Regierung, blieb es wieder bei der Vielzahl von souveränen Einzelstaaten mit angestammtem Herrscherhaus. Das Volk, das in den Kämpfen mit und gegen Napoleon große Opfer an Gut und Blut gebracht hatte, verlangte neue Staatsformen. In dem losen Verband der deutschen Bundesstaaten hielt man aber an veralteten konservativen Grundsätzen fest und bekämpfte jede freiheitliche Regung. Überall gärte es in den Landen.

Das Land Baden, das an zwei Republiken angrenzte, aus denen viele freiheitliche Ideen über den Rhein herüberkamen, erhielt unter dem Druck der Zeitverhältnisse im Jahre 1818 unter Großherzog Karl eine landständische Regierung. In ihr war das Volk in zwei Kammern vertreten. In der ersten Kammer hatten die Vertreter des Hochadels, der Landeskirchen und der Universitäten Sitz und Stimme. Die zweite Kammer setzte sich aus den vom Volke in indirekter Wahl gewählten Abgeordneten zusammen. Unter Großherzog Ludwig (1818—1830) kam es zu heftigen Auseinandersetzungen mit Vertretern der zweiten Kammer. Dieser letzte badische Fürst aus dem alten zähringischen Geschlecht war beim Volke nicht beliebt. Als im Jahre 1830 sein Stiefbruder Leopold, der erste Großherzog aus der hohenbergischen Linie, an die Regierung kam, hoffte man auf bessere Verhältnisse zwischen der Regierung und dem Volke. Großherzog Leopold zeigte sich aufgeschlossen für die politischen Bestrebungen des Volkes. Er führte viele zeitgemäße Reformen durch und berief liberal gesinnte Männer in seine Regierung. Er wurde allgemein „Volksfreund“, „Bürgerfreund“ genannt.

Unter seiner Regierung wurden die Reste der alten Feudalrechte abgeschafft. Es war insbesondere Karl von Rotteck (1775—1840), Professor an der Universität Freiburg, der als deren Vertreter in der 1. Kammer (1819

bis 1825) und später als Abgeordneter in der 2. Kammer (1831—1840) auf die Not und die sozialen Mißstände unter der Bevölkerung des Schwarzwaldes in Wort und Schrift hinwies. Dadurch machte er sich bei der Regierung unbeliebt, durch Bundestagsbeschluß wurde ihm im Jahre 1832 die Professur entzogen. Dieser „Vater der Bauern“ hatte Anteil an der Abschaffung der aus dem späten Mittelalter stammenden und jetzt als unsozial empfundenen Feudallasten. Freilich wurden sie in keinem Falle den Betroffenen einfach erlassen, wie man vielfach erwartet hatte, sondern diese mußten sich davon loskaufen, um wie ehemalige Unfreie zur bodenrechtlichen Freiheit zu gelangen.

Es ist ein umfangreiches Kapitel, das von den Feudallasten Drittel, Fall, Fronen, Gült, Realabgaben, Zehntarten und anderen handelt. Es kann hier nur über das obere Kinzigtal kurz berichtet werden. Es ging in allen Fällen um das liebe Geld!

Von der Gemeinde Schiltach-Lehengericht wurde im Jahre 1815 für die Ablösung der Drittel- und Fallgebühren die Summe von 12723 Gulden und 45 Kreuzer verlangt. Das war viel Geld in der damaligen Notzeit. Dann wurden laut Gesetz vom Jahre 1820 die Bodenzinse abgelöst, wofür Schiltach 532 Gulden 2 Kreuzer, Lehengericht 5108 Gulden 8 Kreuzer zu zahlen hatten. Eine noch stärkere Belastung für die Bevölkerung brachte im Jahre 1833 das Gesetz über die Ablösung der verschiedenen Zehntarten. Als Grundlage für die Ablösungssumme wurde der zwanzigfache Betrag der durchschnittlichen jährlichen Zehntabgabe berechnet. Das ergab als Zehntablösungskapital in der Pfarrei Schiltach die Summe von 28283 Gulden, wovon auf die Stadt Schiltach 8707 Gulden fielen, die nach Abzug von  $\frac{1}{5}$  Staatszuschuß die Zehntablösungsschuld noch 6129 Gulden 42 Kreuzer zu bezahlen hatte. Das war für die durch den Neubau der Kirche total verschuldete Stadt eine Summe, an der sie jahrelang abzahlte. Und so wie hier in Schiltach war es landauf, landab. Er herrschte ein sozialer Notstand, in dessen Hintergrund sich die Gedanken für eine gewaltsame Änderung der Verhältnisse häuften.

Ein anderes Kapitel bildeten die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse im Lande, insbesondere in den abgelegenen Schwarzwaldtälern. Dazu kamen Mißernten in den zwanziger und vierziger Jahren, die eine Steigerung der Lebenshaltungskosten im Gefolge hatten, während die Löhne eher fielen als stiegen. Überall fehlte es an gutbezahlten Arbeitsplätzen.

Als die Stadt Schiltach in den Jahren 1784—1786 die Straßen der Stadt pflastern ließ, berechnete der Pflasterermeister Schrenk für sich als Tagelohn bei zehnstündiger Arbeitszeit 24 Kreuzer, für seinen Handlanger 20 Kreuzer. Beim Kirchenneubau im Jahre 1839 stellte sich ein Maurer lohnmäßig nicht besser. Damals wurde in allen Handwerkszweigen zu so



niederen Löhnen gearbeitet. Von dem später so gepriesenen „Goldenen Boden des Handwerks“ war damals nichts zu verspüren. Dieser soziale Notstand war die Ursache, daß so viele Junghandwerker rebellisch wurden und sich zu den Freischaren meldeten.

Im Bergbau, der im oberen Kinzigtal im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch von wirtschaftlicher Bedeutung war, hatte im Jahre 1830 ein Steiger einen Taglohn von 27 Kreuzer, ein Förderknecht verdiente pro Tag 18 Kreuzer, ein Hauer 20 bis 24 Kreuzer bei zehn- bis zwölfstündiger Schicht.

Das Hauptgewerbe, die Flößerei, zahlte kaum bessere Löhne. Im Jahre 1832 verdiente ein Floßknecht im Tage 24 Kreuzer, ein Waldarbeiter 18 Kreuzer. Im Jahre 1853, also nach der Revolution, erhielt ein Flößer, je nach seiner Tätigkeit auf dem Floß (Fahrer, Sperrer, Floßknecht) 48 bis 30 Kreuzer Taglohn. Dazu kam noch ein Akkordlohn für die Führung eines Floßes, etwa von Schapbach nach Willstätt, ohne Rücksicht auf die dazu benötigte Zeit, von 4 Gulden pro Mann. Das waren damals Höchstlöhne.

Was konnte man sich dafür leisten? In den Mißerntejahren 1847 und 1848 kostete ein Laib Brot 20 Kreuzer, also rund einen Taglohn. Für die Flößer wurden auf ihren Fahrten im Jahre 1853 berechnet: Für ein Morgenessen 15 Kreuzer, ein Mittagessen 24 Kreuzer, ein Nachtessen, Übernachten und Frühstück 47 Kreuzer, ein Schoppen Wein 6 Kreuzer, gleichviel, ob dies beim Adlerwirt König in Willstätt, beim Blumenwirt Stigler in Gengenbach oder beim Sonnenwirt Fautz in Haslach verzehrt wurde.

Dieser kurze Bericht zeigt, daß von den damals so niederen Löhnen eine Familie kaum leben konnte. Vielenorts war es Brauch geworden, daß die den Kinderschuhen entwachsenen Knaben und Mädchen als billige Arbeitskräfte fast um „Gotteslohn“ auf Bauernhöfen „verdingt, verstellt“ wurden, nur um einen Esser weniger am Tische zu haben, auf dem zumeist „Schmalhans Küchenmeister“ war. War diese Jugend dann erwachsen, so führte ihr Weg, wie der der nachgeborenen Bauernsöhne und Bauerntöchter, die nicht irgendwo einheiraten konnten, in irgendein schlecht bezahltes Arbeitsverhältnis. Sie bildeten dann die Masse der Benachteiligten und Unzufriedenen im Lande, die durch eine Revolution nichts zu verlieren hatten, von ihr aber eine Besserung der Lebensverhältnisse erwarteten.

Die Gründung und die Ernährung einer Familie in den Kleinstädten, in den Dörfern und auf dem Lande war nur möglich als „Ackerbürger“. Während der Mann seinem Beruf nachging, um etwas Bargeld zu verdienen, rackerten sich die Frau und die Kinder in den Gärten und auf den Feldern ab, um für sich und vorhandenes Nutzvieh Nahrung und Futter zu gewin-

nen. Aus diesem notvollen Lebenskreis konnte kaum einer entinnen, wenn er in ihn hineingeboren wurde. Vorstehendes ist keine Schwarzmalerei, die Wirklichkeit war genau so.

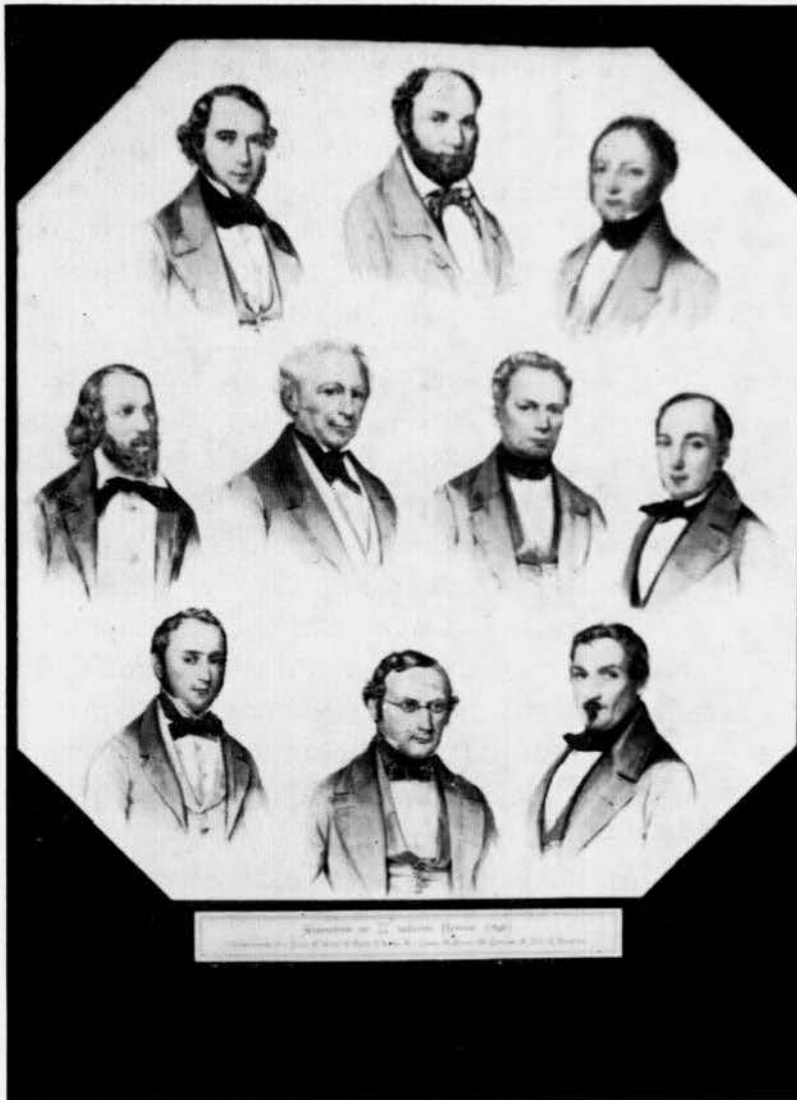
Not lehrt nicht nur beten, sie schürt auch die Unzufriedenheit, reizt zum Widerstand und gegebenenfalls zur Auflehnung, zur Rebellion. Sie bildete den sozialen Hintergrund für die Revolution in den Jahren 1848 und 1849, die im wahrsten Sinne Volksaufstände waren. Der angestaute Druck benötigte nur noch den zündenden Funken, um zur Explosion zu kommen. Diesen brachten idealgesinnte Männer, denen die Not des Volkes zu Herzen ging, die auch nach höheren Idealen strebten, aber von einem gewaltsamen Umsturz der Staatsform sich eine bessere Zukunft erhofften.

So fanden die Ausstrahlungen der Pariser Februarrevolution (1848) in Baden einen günstig vorbereiteten Boden. Hier hatte am 12. September 1847 in Offenburg eine Volksversammlung stattgefunden. Hier zeigte sich, daß unter den Liberalen zwei Strömungen vorhanden waren. Die eine war für eine konstitutionelle Monarchie, die andere, deren Sprecher die Mannheimer Rechtsanwälte Dr. Friedrich Hecker (1811—1881) und Gustav von Struve (1805—1870) waren, verfolgten eine radikale Linie. In Offenburg, das wegen seiner zentralen Lage auch weiterhin Ort für wichtige Versammlungen blieb, wurde unter dem Einfluß Heckers die Pressefreiheit, die Abschaffung aller Standesvorrechte, die Einführung von Schwurgerichten, die Bewaffnung des Volkes in Bürgerwehren gefordert unter der Parole „Freiheit, Bildung, Wohlstand“. Hecker arbeitete auf einen gewaltsamen Umsturz hin. Der junge Schiltacher Bürgermeister Isaak Trautwein, 1847 gewählt, war ein begeisterter Anhänger des Revolutionsgedankens und Besucher der Offenburger Versammlungen.

### *Der Heckerputsch 1848*

Das Jahr 1848 stand im Zeichen des Heckerputsches. Dieser ging vom Bodensee und Oberrhein aus. Am 15. März 1848 rief in Offenburg der Ausschuß für die Volksbewaffnung alle wehrfähigen Männer auf, sich zu bewaffnen und für die Freiheit, für Ordnung und Brudersinn einzutreten. Überall wurden Bürgerwehren gegründet, so auch in Schiltach und Wolfach.

In Offenburg fand am 19. März 1848 eine denkwürdige Volksversammlung statt, auf der die führenden Männer der Revolution viele Reden hielten. Flugblätter wurden verteilt mit der Überschrift „34 Fürsten oder eine Republik?“, die mit der Forderung schlossen: „Fort mit den Fürsten und ihrem Anhang; wir wollen uns selbst regieren, einig, frei und wohlfeil. Es lebe die Republik!“



*Abgeordnete der II. badischen Kammer (1848)*

Von links nach rechts, obere Reihe: Rindenschwender,  
Alexander von Soiron (1806-1855), Weller;

mittlere Reihe: Karl Mathy (1807-1868), Karl Theodor Welker (1790-1869),  
Johann Adam von Itzstein (1775-1855), Dr. Friedrich Hecker (1811-1881);

untere Reihe: Gottschalk, Dr. Karl Zittel, Pfarrer (1802-1871),  
Friedrich Daniel Bassermann (1811-1855)

Bild in Schiltacher Privatbesitz.

Aufnahme H. Fautz

Hecker rief am 12. April 1848 auf dem Stephansplatz in Konstanz die „Deutsche Republik“ aus. Er forderte zum bewaffneten Volksaufstand auf. Viele folgten seinem Ruf. Man wollte sich in Freiburg mit den Freischaren aus anderen Landesteilen treffen. So zog man unter Heckers und von Struves Führung, schlecht bewaffnet über den südlichen Schwarzwald, über Engen, Geisingen, Bonndorf, Lenzkirch, St. Blasien in das Wiesental. Dort wollte man sich mit der in Eilmärschen aus Paris herbeieilenden etwa 650 Mann starken, aus deutschen Emigranten bestehenden Legion vereinigen. Diese wurde von dem schwäbischen Dichter Georg Herwegh (1817—1875) angeführt und überschritt den Rhein bei Kembs am 23. auf 24. April 1848.

Zu dieser Vereinigung kam es aber nicht, denn Hecker und von Struve waren zu voreilig geworden. Am 20. April wurden die Freischaren bei Kandern von den badischen und hessischen Truppen gestellt, die unter dem Kommando des Generalleutnants Friedrich von Gagern standen. Auf der Kanderbrücke kam es zu Verhandlungen. Von Gagern forderte die Freischaren zur Niederlegung der Waffen auf, Hecker ermahnte die Soldaten nicht auf ihre deutschen Brüder zu schießen. Die Verhandlungen verliefen ohne Erfolg. Hecker zog mit seiner Schar auf die Anhöhe „Scheideck“ bei Kandern und griff von dort aus die nachrückenden großherzoglichen Truppen an. Es kam zu einem Gefecht, in welchem der General von Gagern fiel. Die Freischaren wurden in die Flucht geschlagen. Hecker und von Struve flohen in die Schweiz. Auch die von den Republikanern besetzte Stadt Freiburg mußte sich am 24. April den badisch-hessischen Truppen ergeben. Nun stand Georg Herwegh mit seiner „Deutschen Legion“ allein. Er versuchte, da jeder Widerstand aussichtslos geworden war, mit seiner Schar die nahe Schweiz zu erreichen. Die Legion wurde am 27. April 1848 von württembergischen Truppen bei Dossenbach auf dem Dinkelberg gestellt, die ihr eine vernichtende Niederlage bereiteten. Viele Legionäre fielen, viele kamen in Gefangenschaft, Herwegh und seiner Frau gelang die Flucht in die Schweiz. So endete der Frühjahrsaufstand 1848 der Freischaren in blutigen Niederlagen.

Im September 1848 lebte die Revolution im badischen Oberland nochmals kurz auf. Von Struve war aus der Schweiz zurückgekehrt. Am 21. September 1848 rief er in Lörrach erneut eine „Badische Republik“ aus, scharte Freiwillige um sich und wollte mit diesen nach Freiburg ziehen. Bei Staufem traten ihnen badische Truppen entgegen. Es kam zu einem Gefecht, in welchem die Freischar geschlagen wurde. Struve floh in Richtung Schweiz, wurde aber in Wehr gefangen genommen. Er wurde zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt und in das Zuchthaus Bruchsal eingeliefert. Damit hatte der Heckerputsch ein unrühmliches Ende genommen.



## *Die Schiltacher Bürgerwehr*

Während draußen im Lande die Freischaren ihre Schlachten verloren, bereitete man sich im oberen Kinzigtal auf kommende Dinge vor. Im April des Jahres 1848 wurde in Schiltach eine Bürgerwehr gegründet. Am 8. April stellte man das 1. Aufgebot derselben zusammen. Ihm gehörten alle Schiltacher Bürger der Geburtsjahrgänge 1818 bis 1827 an, also die wehrfähigen Männer vom 20. bis 30. Lebensjahr. In diese Wehr wurden auch Freiwillige vom 18. Lebensjahr an, sowie über dreißig Jahre alte Männer und „auch fremde Deutsche“ aufgenommen. Mit 97 Wehrpflichtigen, 2 Freiwilligen und 22 „Alten“ zählte die ganze Wehr 121 Mann. Sie waren, mit wenigen Ausnahmen, alle Angehörige von alten Schiltacher Familien, die schon seit Jahrhunderten hier ansässig waren und deren Nachkommen heute noch den Kern der einheimischen Bevölkerung bilden. Von Interesse mag für manchen Schiltacher Bürger heute sein, zu wissen, wer von seinen Vorfahren vor 125 Jahren mit dabei war im Kampf um die demokratische Freiheit. Nachstehende Liste der Schiltacher Bürgerwehr gibt hierfür Anhaltspunkte. In sie wurden nach Ordnungszahl, Name, Gewerbe, Geburtsjahr und Elternname die Wehrmänner eingetragen. Die nachstehende Aufzählung erfolgt nach Jahrgängen in alphabetischer Reihenfolge.

*„Liste der Schiltacher Wehr-Mannschaft, welche zum 1. Aufgebot gehören“*

### *Jahrgang 1827*

1. Aberle, Matthäus, Schreiner, V(ater): Johann Georg Aberle, Stricker
2. Armbruster, Rudolf Wilhelm, Kaufmann, V.: J. C. Armbruster
3. Faißt, Georg, Rotgerberlehrling, V.: Johannes Faißt
4. Hochmuth, Johann Jakob, Barbier, V.: Johann Hochmuth, Bäcker
5. Kohler, Johann Jakob Ludwig, Schreiner, M(utter): Magdalena Kohler
6. Sautter, Johann Ludwig, Schreiner, W(eiland-Verstorben): Abraham Sautter
7. Schweicker, Georg Jakob, Rotgerberlehrling, W.: Philipp Schweicker
8. Steiger, Georg Jakob, Schuhmacher, W.: Elisabeth Steiger, Refrakter
9. Wagner, Ludwig, Nagelschmied, V.: Christian Wagner, Seiler
10. Wöhrle, Johann Abraham, Rotgerberlehrling, V.: Christian Wöhrle, Metzger
11. Wöhrle, Ulrich, Rotgerberlehrling, V.: Georg Wöhrle, verstorben
12. Wolber, Adolf Christoph, Handlungskomiß, V.: Matth. Wolber, Lindenwirt
13. Wolber, Johann Friedrich, Bierbrauer, V.: Johann Wolber, Weißgerber

### *Jahrgang 1826*

14. Arnold, Isaak Friedrich, Tagelöhner, V.: Friedrich Arnold, Schuhmacher
15. Bombis, Friedrich, Flößer, V.: Ludwig Bombis, Flößer
16. Dieterle, Johann Georg, Siebmacher, V.: Jakob Dieterle
17. Fieser, Johann Christian, Flößer, V.: Christian Fieser, Flößer
18. Götz, Matthias Philipp, Tagelöhner, V.: Philipp Götz, verstorben

19. Jäckle, Johann Philipp, Rotgerber, V.: Joh. Jakob Jäckle, Zimmermann
20. Pfau, Johann Gottlieb, Schlosser, V.: Friedrich Pfau
21. Rösch, Christian Friedrich, Skribent (Schreiber), V.: Abraham Rösch
22. Schillinger, Wilhelm Heinrich, Schreiner, W.: Wilhelm Schillinger, Küfer
23. Trautwein, Johann Christian, Schlosser, V.: Andreas Trautwein
24. Trautwein, Joh. Georg Wilhelm, Hafner, M.: Magdalena Trautwein
25. Trautwein, Johann Konrad, V.: Wilhelm Trautwein, Stricker, verstorben
26. Trautwein, Joh. Wilhelm Tobias, Kaufmann, W.: Joh. Georg Trautwein, Bärenwirt
27. Vayhinger, Robert, Kaufmann, V.: Friedrich Isaak Vayhinger
28. Wagner, Johann Isaak, Metzger, V.: Jakob Wagner, Gastwirt
29. Wolber, Johann Georg, Müller, V.: Wilhelm Wolber, verstorben
30. Wolber, Joh. Georg Philipp, Rotgerber, V.: Wilhelm Wolber, Alt-Kronenwirt
31. Wolber, Joh. Matthias, Holzhändler, V.: Mattias Wolber, Lindenwirt
32. Wößner, Philipp Jakob, Maurer, M.: Katharina Wößner

### *Jahrgang 1825*

33. Aberle, Johann Georg, Schneider, V.: Andreas Aberle, Säger
34. Aberle, Gottlieb, Schlosser, V.: Andreas Aberle, Flößer
35. Bühler, Jakob Tobias, Maurer, V.: Friedrich Bühler, Maurer
36. Haas, Jakob Gottlieb, Wagner, V.: Jakob Haas
37. Haas, Johannes, Wagner, V.: Friedrich Haas
38. Jäckle, Jakob, Christian, Zimmermann, V.: Johann Jäckle, Zimmermann
39. Wangner, Johann Philipp Friedrich, Kellerer, V.: Philipp Wangner
40. Wangner, Philipp Friedrich, Rotgerber, W.: Johann Georg Wangner, Rotgerber

### *Jahrgang 1824*

41. Aberle, Johann, Stricker, V.: Johann Georg Aberle, Stricker
42. Dieterle, Christian Isaak, Küfer, V.: Johann Christian Dieterle, Küfer
43. Engelmann, Johann Georg Isaak, Metzger, W.: Johann Georg Engelmann
44. Koch, Johann Ludwig, Schneider, V.: Christian Koch, Flößer
45. Lehmann, Johann Jakob, Tagelöhner, V.: Friedrich Lehmann, Stricker
46. Merz, Gottlieb Friedrich, Bierbrauer, V.: Gottlieb Merz, Bäcker
47. Trautwein, Isaak Christian, Chirurg, V.: Ulrich Trautwein, Akzisor
48. Wolber, Friedrich, Küfer, W.: Friedrich Wolber, Hutmacher

### *Jahrgang 1823*

49. Arnold, Johann Isaak, Schuhmacher, V.: Christian Arnold
50. Arnold, Wilhelm Friedrich, Chirurg, W.: Margarete Arnold
51. Bombis, Johann Abraham, Bäcker, W.: Ludwig Bombis
52. Dieterle, Abraham, Schuhmacher, V.: Christian Dieterle, Flößer
53. Dieterle, Georg Isaak, Siebmacher, V.: Jakob Dieterle
54. Götz, Johann Georg, Metzger, W.: Philipp Götz
55. Götz, Johannes, Uhrmacher, W.: Philipp Götz
56. Trautwein, Andreas, Aufseher, V.: Christian Trautwein, Flößer
57. Trautwein, Johann Wilhelm, Rotgerber, V.: Ludwig Trautwein, Rotgerber
58. Wöhrle, Johann Friedrich, Tagelöhner, V.: Christian Wöhrle, Metzger
59. Wöhrle, Wilhelm Isaak, Maurer, W.: Georg Wöhrle
60. Wolber, Abraham, Schuhmacher, V.: Josef Friedrich Wolber
61. Wolber, Johann, Schneider, V.: Josef Friedrich Wolber

### *Jahrgang 1822*

62. Aberle, Johann Christian, Maurer, V.: Andreas Aberle, Flößer
63. Aberle, Johann Christian, Schneider, V.: Andreas Aberle, Säger
64. Arnold, Johann Konrad, Schuhmacher, V.: Abraham Arnold
65. Goll, Philipp Karl Wilhelm, Kaufmann, V.: Philipp Goll, Lehrer
66. Reutter, Jakob Heinrich, Messerschmied, W.: Johann Georg Reutter
67. Trautwein, Johann Wilhelm, Kaufmann, W.: Jakob Friedrich Trautwein
68. Trautwein, Wilhelm, Uhrmacher, V.: Christian Wilhelm Trautwein, Schiffer
69. Vogt, Jakob Friedrich, Maurer, V.: Gottlieb Vogt
70. Wolber, Johann Christian, Schlosser, W.: Friedrich Wolber, Hutmacher
71. Wolber, Karl Isaak Gottlieb, Konditor, V.: Philipp Wolber, Müller

### *Jahrgang 1821*

72. Aberle, Johann Ludwig, Nagelschmied, V.: Georg Jakob Aberle
73. Bombis, Johann Samuel, Flößer, W.: Ludwig Bombis
74. Heintelmann, Johann, Wirt, V.: Friedrich Heintelmann
75. Störzer, Abraham, Wagner, W.: Philipp Störzer
76. Trautwein, Johann Friedrich, Rotgerber, W.: Friedrich Trautwein, Rotgerber
77. Wöhrle, Christian, Tagelöhner, V.: Georg Wöhrle, Tagelöhner
78. Wolber, Johann Isaak, Küfer, V.: Matthias Wolber, Lindenwirt
79. Wolber, Johann Philipp Friedrich, Müller, V.: Philipp Wolber, Müller
80. Ziegler, Johann, Tuchmacher, V.: Georg Ziegler, Alt-Lindenwirt

### *Jahrgang 1820*

81. Arnold, Jakob Friedrich, Strumpfweber, V.: Isaak Friedrich Arnold
82. Dieterle, Johann Christian, Schuhmacher, V.: Christian Dieterle
83. Goll, Christian Heinrich Wilhelm, Musiker, V.: Philipp Goll, Lehrer
84. Groschupf, Johann Georg, Tuchmacher, W.: Christoph Groschupf
85. Haberer, Jakob, Tagelöhner, M.: Barbara Haberer
86. Nill, Johann Georg, Zimmermann, V.: Matthias Nill
87. Sautter, Johann Georg, Stricker, W.: Abraham Sautter
88. Trautwein, Johann Christian Wilhelm, Uhrmacher, V.: Christian Wilhelm Trautwein, Schiffer
89. Wangner, Georg Isaak, Sattler, V.: Philipp Wangner
90. Wöhrle, Johann Christoph, Bergmann, W.: Magdalena Wöhrlin
91. Wörner, Johann Gottlieb, Tagelöhner, W.: Konrad Wörner

### *Jahrgang 1819*

92. Bühler, Christian Wilhelm, Tuchmacher, V.: Tobias Bühler
93. Trautwein, Johann Philipp, Bäcker, V.: Johann Georg Trautwein, Flößer
94. Trautwein, Salomon Christoph, Metzger, V.: Christoph Trautwein
95. Wolber, Johann Georg, Rotgerber, V.: Matthias Wolber, Lindenwirt

### *Jahrgang 1818*

96. Trautwein, Abraham, Küfer, V.: Christoph Trautwein
97. Wolber Christian, Engelwirt, V.: Isaak Wolber, Weinhändler

### *Freiwillige, unter 20 Jahre alt*

1. Adrion, Johann, Kaufmann, V.: Johann Adrion, Hofbauer auf Höfen
2. Heinzmann, Christian, Kaufmann, V.: Jakob Heinzmann

### *Freiwillige, über 30 Jahre alt*

1. Bumbis, Ludwig
2. Fade, Jakob Bernhard
3. Faißt, Jakob, Vor Reichenbächle
4. Fieser, Abraham
5. Heinzelmann, Christoph
6. Heinzelmann, Wilhelm
7. Höfinger, Wilhelm
8. Jäckle, Wilhelm
9. Koch, Gottlieb, Blechner
10. Leicht, August
11. Lesch, Zimmergeselle
12. Schlick, Ludwig Christian
13. Stählin, Christian
14. Trautwein, Adolf
15. Trautwein, Adolf Christoph
16. Trautwein, Andreas, Schmied
17. Trautwein, Andreas, Schneider
18. Trautwein, Andreas
19. Trautwein, Isaak, Bürgermeister
20. Wolber, Abraham
21. Wolber, Johann, Schuhmacher
22. Wucherer

Die Wehr wurde ausgerüstet mit alten Gewehren, soweit solche vorhanden waren, und mit hochgestellten Sensen, die man extra anfertigen ließ. Als Bekleidung trug man blaue Blusen, schwarze Hosen und den Heckerhut. Die Ausbildung übernahmen altgediente entlassene Soldaten.

An dem Heckerputsch beteiligte sich die Schiltacher Wehr nicht. Man wollte hier zunächst seinem Herzen Luft machen in einer Aktion gegen die „Herren in Wolfach“. Dort griff die Gendarmerie am 24. April 1848 einen halbbetrunkenen Burschen auf, der aussagte, die Schiltacher und Schramberger Wehren würden noch im April mit bewaffneter Macht nach Wolfach ziehen. Sofort trat dort der Gemeinderat zusammen und richtete an das Bürgermeisteramt in Schiltach ein Schreiben, man möchte von dem geplanten Zug absehen und den Frieden im Tal und das gute Einvernehmen zwischen den beiden Flößerstädten nicht stören. Zu dem angekündigten Zug kam es nicht. Vermutlich war es nur ein blinder Alarm, ausgestreut von einigen Heißspornen, an denen es damals nicht fehlte.



## *Die Revolution 1849*

Die große Politik rang immer noch um die staatliche Einheit in Deutschland. Die Deutsche Nationalversammlung, das Frankfurter Parlament, wählte am 28. März 1849 den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser der Deutschen. Dieser lehnte aber die angebotene Krone ab mit der Begründung, daß er eine solche nicht annehmen könne, die ihm von einer vom Volke gewählten Versammlung angeboten werde. Das hatte man nicht erwartet. Die Enttäuschung war groß. Als Ziel der politischen Bestrebungen sah man jetzt nur noch eine demokratische Republik, und diese sollte über eine Revolution erreicht werden.

Wieder war Offenburg der Ort für eine Volksversammlung. Diese fand am Sonntag, dem 13. Mai 1849, statt. Von überallher waren schon Tage zuvor die Vertreter des Volkes herbeigeeilt, darunter auch die Bürgermeister von Schiltach und Hornberg. In diesen beiden Städten standen die Stadtverwaltungen ganz auf der Seite der Revolution.

Bürgermeister Baumann von Hornberg war als Bevollmächtigter des Hornberger Volksvereins, dessen provisorischer Vorsitzender er war, auf der Volksversammlung in Offenburg als beratender Teilnehmer aufgetreten, der sich besonders um die Bewaffnung des 1. Aufgebotes bemühte. Indessen hielt in Hornberg der Apotheker Enslin Reden, verteilte und schlug revolutionäre Flugblätter an. Er erklärte in seinen Reden: „Der König von Preußen und der Großherzog von Baden sind Volksverräter... man brauche nicht so viele Fürsten zu füttern“, sie gehören alle abgesetzt und eine Volksregierung müsse eingeführt werden.

Als es dann soweit war, merkte man sofort, daß zum Kriegführen viel Geld gehörte. Die eingesetzten Kommissare der neuen Regierung hielten sich, wo sie konnten, an die vorhandenen Großherzoglichen Amts- und Verwaltungskassen. Solche waren in Schiltach seit der Aufhebung der Zollstätte nicht mehr vorhanden, wohl aber in der Amtsstadt Hornberg. Dort war der Sohn des Stadtpfarrers Schmid, Friedrich Schmid, bei der Großherzoglichen Obereinnehmerei angestellt. Er war ein Anhänger der Umsturzbewegung und meldete sich bei der Organisation des 1. Aufgebotes zu den Freischaren. Nachdem die Revolution ausgebrochen war, ging Schmid, der noch im Besitz der Amtsschlüssel war, mit dem Kommissar, den Freischärlern Karl Kaufmann und Ferdinand Dreher, dieser nannte sich Major, in die Obereinnehmerei, legte diesen die Kassenbücher vor, worauf sie den Kassenbestand von 614 Gulden 29 Kreuzern an sich nahmen. Nach dem Zusammenbruch der Revolution flohen sie in die Schweiz, die sie bei Schaffhausen erreichten. Schmid wurde aber ergriffen und am 9. August an das Hofgericht in Freiburg gebracht. Schon vorher hatte Amtmann Lindemann, am 14. Juli, den Bürgermeister Baumann, den Gemeinderat Läuble, den Apotheker Enslin verhaften lassen und würde „ihn gerne an die König-

liche Preußische Stadtkommandantur in Freiburg abliefern“, meldete Lindemann am 19. Juli 1849 an das Hofgericht in Freiburg. Dort machte man ihnen den Prozeß.

Es ist dies eine Vorwegnahme und kurze Schilderung der Ereignisse in der Amtsstadt Hornberg in dem Revolutionsjahr 1849.

Die Beschlüsse der Offenburger Versammlung waren jetzt radikaler als die vor einem Jahr. Man verlangte jetzt eine Volksregierung, ein Volksheer und Volksjustiz, Abschaffung aller feudalen Lasten und die Selbstverwaltung der Gemeinden. Am selben Tage meuterten die Soldaten in der Garnison Rastatt. In der Nacht zum 14. Mai floh Großherzog Leopold mit seiner Familie über den Rhein nach Germersheim und weiter nach Lauterburg und Hagenau. Auch die Regierung floh. Noch am 14. Mai 1849 wurde in Karlsruhe eine provisorische Regierung gebildet. Die Mairevolution begann.

Im Gebiet des oberen Kinzigtals war hierfür schon tüchtig Vorarbeit geleistet worden. Ein größeres Aufgebot der Schiltacher Wehr war schon einige Tage vor dem 13. Mai nach Offenburg aufgebrochen, darunter auch Johann Trautwein. Ihm sandte am 11. Mai 1849 seine Frau Friederike einen sorgen- und ahnungsvollen Brief nach. Darin heißt es: „indem mich die Angst dazu bringt wegen der Offenburger Versammlung. Die meisten Männer, die dorthin gehen sind mit Gewehren versehen und das bedeutet Krieg. Ich will es Dir nur kurz sagen, daß Du an Deine Kinder denken sollst, welche Du an den Bettelstab bringst durch Deinen Eigensinn, ... wenn Du Dich aber jetzt hineinwagst, so ist es Deine Schuld. In Eile Dein treues Weib Friederike.“

So dachten wohl noch viele Frauen und Mütter, als am 15. Mai 1849 die Schiltacher Wehr, 41 Mann stark, mit Gewehren bewaffnet nach Offenburg zog. Dort übten sie sich mit andern Wehren in den Waffen. Am 18. Mai erhielten sie den Befehl zur Heimkehr. Sie kamen zu Fuß bis Biberach. Hier bezogen sie Quartier in der Nacht vom 18. auf 19. Mai. In aller Frühe des 19. Mai ließ Bürgermeister Isaak Trautwein die Mannschaft wecken, ließ den Biberacher Gemeinderat Gißler rufen und sagte diesem, es sei soeben eine Stafette angekommen, mit der Order, die Schiltacher Wehr solle sofort umkehren und sich nach Karlsruhe begeben. Trautwein verlangte 5 Wagen mit Fuhrleuten und 11 Pferden. Diese wurden sofort bereitgestellt und besetzt. Aber die Fahrt ging nicht talabwärts, sondern talaufwärts nach Wolfach, von wo man nach Hause marschierte. Das Bürgermeisteramt Biberach sprach in der nachfolgenden Rechnung von 70 Wehrmännern und hatte für deren Fahrtkosten 27 Gulden ausgelegt. Erst auf wiederholte Anforderung wurde die Schuld gegen Ende des Jahres 1850 bezahlt.

In Offenburg hatten die Schiltacher Wehrmänner 25 „pistonierte Gewehre“ (Zündnadelgewehre) und 1000 Stück scharfe Patronen dazu erhalten, die von Karlsruhe geliefert wurden. Es galt nun, die Wehr vollends kampffähig auszurüsten. Dazu hatte der Bärenwirt Theodor Trautwein mit seinem Fuhrwerk am 30. Mai eine Anzahl Gewehre bei der Verteilungsstelle in Offenburg geholt. Der Kaufmann Robert Vayhinger lieferte blaue Blusen, Gewehre von Freiburg und Zündhütchen, der Schlosser Arnold stellte Zündröhrle, Ladestöcke und Bleikugeln her, und die Schiltacher Sattler fertigten 40 Patronentaschen an, wovon Isaak Scherer 16 Stück, Georg Scheerer 14 und Ludwig Wolber 10 Stück lieferte. Von dem Kaufmann Eduard Armbruster wurden die noch fehlenden Blusen bezogen. So wurde das 40 Mann starke 1. Aufgebot gut ausgerüstet.

Es war dafür auch höchste Zeit geworden, denn schon am 5. Juni kam der Befehl von dem Zivilkommissar des Kreises, daß das Schiltacher Aufgebot innerhalb 48 Stunden, mit Waffen, Munition und Lebensmitteln versehen, sich in Freiburg zu stellen habe. Der Kaufmann Johann Adrion lieferte sofort 30 Pfund Pulver und Blei, um den noch fehlenden Bestand zu ergänzen.

Ganz Schiltach war in Aufruhr. Der Führer des Schiltacher Aufgebots war der Kaufmann August Leicht, er nannte sich Hauptmann. Vor dem Ausmarsch am Abend des 5. Juni 1849 erhielt er von der Gemeinde 100 Gulden, womit er die Ausgaben der 40 Mann starken Truppe bestreiten sollte. Ihr Weg führte sie in die Amtsstadt Hornberg. Dort vereinigte man sich mit der Hornberger und später auch mit der Lehengerichter Wehr.

Mit dieser hatte es zuvor in Schiltach ein köstliches Geplänkel gegeben. Die Schiltacher Wehr war schon längst abmarschiert, die Lehengerichter aber beratschlagten noch auf dem Rathaus mit ihrem Bürgermeister und den Gemeinderäten, was sie tun sollten. Da brachen in ihre Versammlung die beiden Schiltacher Mädchen, die 22jährige Rosina, die ledige Tochter des Bürgers und Flößers Christian Fieser und der Elisabeth geborene Haberer, und die gleichalterige Katharina Dorothea Haas, die ledige Tochter des Wagnermeisters Samuel Friedrich Haas und der Anna Katharina geborene Mast, mit Stöcken bewaffnet ein. Sie verhöhnten und beschimpften das Lehengerichter Aufgebot, fuchtelten mit ihren Stöcken herum, schlugen auch auf den Ratstisch und schrien, sie sollen endlich abmarschieren, „es sei auch kein Schade für sie, ihre Leute von Schiltach hätten auch fort müssen“. Das half. Das Lehengerichter Aufgebot traf die in Hornberg wartende Schiltacher Wehr noch an, und gemeinsam gingen nun nach Freiburg, wo man nach zwei Tagemärschen ankam und in der Vorstadt Zähringen Quartier bezog. Jeden Tag wurde eifrig exerziert. Sie wurden dem 3. Bataillon des Regiments zugeteilt, das der ehemalige badische Leutnant



Franz Sigel, geboren im Jahre 1824 in Sinsheim, kommandierte. Seine Mannschaft kam aus den Ämtern Emmendingen, Hornberg, Müllheim, Staufen und Waldkirch.

Das Regiment Sigel wurde am 13. Juni nach Bruchsal verlegt und dort in Privatquartieren untergebracht. Hauptmann Leicht war in seinen Berichten voll des Lobes über die Disziplin und gute Kameradschaft, welche die Schiltacher Wehr zusammenhielt. Doch bald zeigte sich, daß die Sache nicht gut organisiert war. Die Unterbringung der Truppe ließ zu wünschen übrig, ihre Verpflegung war mangelhaft. Wohl wurden Verpflegungssätze verlangt, doch fehlte es überall an Geld. Die Gemeinde Schiltach spendete ihren Söhnen ein Fäßlein voll Wein zur Aufheiterung der Gemüter, das dankbar angenommen und geleert wurde.

Die provisorische Regierung in Karlsruhe hatte am 9. Juni 1849 den Oberbefehl über die Revolutionsarmee dem polnischen Offizier Ludwig von Mieroslawski (1812—1878) übertragen. Dieser hatte im Jahre 1848 an dem Aufstand in Posen teilgenommen, hatte im selben Jahr eine Fremdenlegion im Aufstand in Sizilien geführt, war also ein Mann, der in Revolutionskämpfen Erfahrung hatte.

Großherzog Leopold hatte die preußische und hessische Regierung um Hilfe gebeten, die er auch erhielt. Unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I., rückte ein starkes Heer gegen die badische Nordgrenze vor. Am 15. Juni 1849 erkämpften hessische und bayerische Truppen den Übergang über den Neckar bei Hirschhorn, und am selben Tage kam es bei Ladenburg zu einem Gefecht, in welchem die Revolutionstruppen den preußischen Angriff siegreich zurückschlugen. Dann kam es am 21. Juni für die ganze Erhebung zur entscheidenden Schlacht bei Waghäusel. Mieroslawski griff mit den Freischaren zunächst mit Erfolg an, konnte sich aber gegen die besser ausgerüsteten und geübten preußischen Truppen nicht halten. Die Schlacht ging für die Freiheitskämpfer verloren, sie mußten zurückweichen. Ihnen bereiteten preußische Ulanen am 23. Juni bei Ubstadt eine neue Niederlage, am 25. Juni wurden sie bei Durlach nochmals geschlagen und mußten sich auf die „Murglinie“ zurückziehen. Mieroslawski trat zurück. Den Oberbefehl übernahm der inzwischen Kriegsminister der provisorischen Regierung gewordene Franz Sigel. Gleichzeitig waren preußische Truppen auf der linken Rheinseite in der Pfalz vorgedrungen und setzten bei Philippsburg über den Rhein. Nach den Gefechten bei Steinmauern am 28. Juni, bei Gernsbach am 29. Juni und bei Kuppenheim am 29. und 30. Juni, zog sich der verbliebene Rest der Revolutionsarmee mit etwa 5000 Mann in die Festung Rastatt zurück. Der Aufstand war zusammengebrochen. Die Bundesarmee besetzte ohne nennenswerten Widerstand zu finden das ganze Land Baden. Die Festung Rastatt wurde eingeschlossen und belagert. Am 23.



Juli 1849 mußte sich die Festung ergeben. Damit war die Volkserhebung vom Jahre 1849 ebenfalls gescheitert. Der geflüchtete Großherzog Leopold konnte am 18. August 1849 mit seiner Familie in seine Residenzstadt Karlsruhe zurückkehren.

Wie war es der Schiltacher Wehr in dieser Zeit ergangen? Ihr Hauptmann August Leicht schilderte dem Schiltacher Gemeinderat in einem Schreiben die Lage, wie er sie von Bruchsal aus sah. An der Front im Neckarraum wurden sie nicht eingesetzt. Sie sollten die Reserve bilden. Nachdem der Aufstand in Mannheim vom preußischen Militär niedergeschlagen war und dieses ohne nennenswerten Widerstand zu finden mit etwa 3000 Mann Speyer besetzt hatte, bestand die Absicht, Speyer anzugreifen. Doch dazu kam es nicht. Die Ereignisse an der Neckarfront und bei Waghäusel zwangen zum allgemeinen Rückzug. Auch die Schiltacher Freischar zog sich auf die „Murglinie“ zurück.

Die Möglichkeit, noch eine Wendung des Kriegsverlaufes zu erzwingen, war für die Freischaren unmöglich geworden. Viele lösten sich auf. Auch die Schiltacher wandten sich in Gruppen aufgeteilt den Schwarzwaldtälern zu. Viele kamen über die Berge des oberen Murg- und Kinzigtales in ihre Heimat zurück. Diejenigen, die weiterhin bei dem jetzigen Oberbefehlshaber Sigel blieben, zogen unter dessen Führung südwärts der Schweiz zu. Das Sammellager war bei Baltersweil. Am 11. Juli 1849 ging Sigel mit etwa 4500 Mann und 40 Geschützen bei Schaffhausen in die Schweiz, wo sie als Flüchtlinge aufgenommen wurden. So endete die Revolution.

### *Die Vergeltung*

Rasch setzte im Lande die Reaktion ein. Am 22. Juli 1849 rückten zwei Kompanien preußische Infanterie und 30 Husaren in Wolfach ein. Ihre Aufgabe bestand in der Befriedung des oberen Kinzigtales. Überall wurde nach staatsgefährlichen Elementen gesucht, und bald füllten sich die Gefängnisse in Hornberg und Wolfach mit Verhafteten. Die Bürgerwehren, aus denen die Freischaren hervorgegangen waren, wurden verboten und aufgelöst. Am 26. Juli mußten sämtliche Waffen mit Munition auf dem Schiltacher Rathaus abgeliefert werden. Die verängstigten Leute brachten die ältesten, vielfach unbrauchbaren Flinten herbei. Keiner wollte in den Verdacht kommen, aktiv an der Mairevolution teilgenommen zu haben. Es wurden abgeliefert: 30 Gewehre verschiedener Art, darunter 5 mit Feuersteinschloß, 12 sonstige, meistens Jagdgewehre, 5 Stutzer, 6 Karabiner, 12 Pistolen, 6 Säbel und 37 Sensen. Letztere hatte die Gemeinde im März 1848 anfertigen lassen für die Bewaffnung der damals gegründeten Bürgerwehr. In Schiltach verblieben mit amtlicher Genehmigung nur 4 Jagdgewehre.

Für die Unterhaltung der in Freiburg stationierten Besatzungstruppen mußte die Stadt Schiltach am 5. August 1849 für Fourage und Verpflegung 326,5 Gulden beisteuern. Das Geld wurde durch eine Umlage von den Bürgern der Stadt aufgebracht. Wie andernorts begannen auch hier die Verhaftungen. Das Großherzoglich Badische Bezirksamt Hornberg, zu dem Schiltach gehörte, und der dortige Amtmann Lindemann wurden mit der Durchführung dieser undankbaren, peinlichen Angelegenheit beauftragt.

In Schiltach übernahm vom August 1849 an der Rotgerber Holzmann die Geschäfte des Bürgermeisters (1849—1852). Ein neuer Gemeinderat wurde berufen. Sie mußten viele unangenehme Maßnahmen gegen ihre Mitbürger ergreifen, weil diese mit der Revolution sympathisiert oder daran teilgenommen hatten. Das Großherzogliche Hofgericht in Freiburg verlangte über das Bezirksamt Hornberg von dem Bürgermeisteramt Schiltach in allen Fällen genaue Angaben über die Vermögensverhältnisse der Betroffenen. Mehrere wurden wegen Hochverrat und Aufruhr angeklagt. Deren Vermögen wurde beschlagnahmt. Das brachte erneut viele Unruhe und Sorge in das Städtchen.

Die schon erwähnten zwei Mädchen Rosina Fieser und Dorothea Haas wurden „wegen Aufreizung und Teilnahme an hochverräterischen Unternehmen“ am 18. September 1849 von dem Hofgericht jede zu einer „gemeinen Gefängnisstrafe“ von 6 Wochen sowie zur Tragung der Untersuchungskosten verurteilt. Das Bezirksamt Hornberg wurde mit der Durchführung der Strafe beauftragt. Beide, eingeschüchtert, erklärten sich bereit, die Strafe anzunehmen, machten aber dann von dem Einspruchrecht Gebrauch und baten laut Bericht des Bezirksamtes vom 17. Oktober wegen Vermögenslosigkeit um die Bestellung eines Armenanwaltes, der ihnen bewilligt wurde. Der Rechtspraktikant Schaal aus Freiburg wurde mit der Angelegenheit beauftragt und verteidigte mit Erfolg die beiden bisher unbescholtenen Mädchen. Am 31. Dezember 1849 erkannte das Oberhofgericht in Mannheim an, „daß kein Grund zur Fällung eines gerichtlichen Straferkenntnisses vorhanden sei“. Damit war diese Sache erledigt.

Schlecht ging es dem Johann Trautwein. Er war Korporal beim badischen Militär und wurde jetzt angeklagt der „Treulosigkeit, der Anstiftung und Teilnahme an der Militärmeuterei“. In solchen Zeiten war dies ein schweres Vergehen. Nach dem Zusammenbruch des Aufstandes wurde Trautwein in das Zuchthaus Bruchsal eingeliefert. Dessen Verwaltung verlangte am 8. Dezember 1849 von dem Bürgermeisteramt Schiltach ein „gemeinderatliches Zeugnis“ über Trautweins Vermögensverhältnisse und am 12. Januar 1850 die Rücksendung des Pfandeintragescheines an das Hofgericht in Freiburg. Am 10. April 1851 fragte die Zuchthausverwaltung an, ob die Eltern des Trautwein noch leben und ob diesem noch kein Vermögen zu-

gefallen ist, aus dem die „Straferstattungskosten, welche bis jetzt 110 Gulden 31 Kreuzer betragen, ganz oder teilweise bezahlt werden könnten“. Dies war nicht der Fall. Trautwein mußte froh sein, daß die Todesstrafe nicht über ihn ausgesprochen wurde. Die Zuchthausmauern schlossen ihn noch lange Zeit ein.

Im Zuchthaus in Bruchsal saß auch der in Schiltach wohnhafte Friedrich Nefzger. Er war wegen Majestätsbeleidigung angeklagt und zu 3 Monaten Arbeitshaus verurteilt worden, die er in Bruchsal abbüßte. Von seinem verstorbenen Vater war ihm ein Erbe von 1105 Gulden zugefallen, das seine Mutter verwaltete. Nefzger hatte seine Strafe voll abgebüßt. Für 92 Tage Haft forderte die Zuchthausverwaltung 20 Gulden 10 Kreuzer, die noch im Jahre 1849 bezahlt wurden.

Gegen die Soldaten „Christian Bühler und Genossen“ von Schiltach wurde Anklage erhoben wegen „Verheimlichung ärarischer Gegenstände“. Das Bezirksamt Hornberg machte am 18. Dezember 1849 Erhebungen über die Vermögensverhältnisse der Angeklagten, ebenso über die des Nagelschmieds Jakob Ludwig Aberle und am 10. Januar 1850 über die des Zimmermanns Johann Georg Nill. Sie alle waren wegen der „Teilnahme an der letzten Revolution“ angeklagt. Das Bürgermeisteramt stellte allen gute Leumundszeugnisse aus, und weil die Schiltacher Bürgerwehr nicht aktiv in die Kämpfe eingegriffen hatte, kamen sie alle mit Geldstrafen davon.

Schlimmer erging es dem Engelwirt Christian Wolber. Er war der am 21. April 1818 in Schiltach geborene Sohn des Isaak Wolber, Weinhändler und Gastwirt zum „Engel“, und der Rosine Wilhelmine geborene Wucherer. Christian Wolber betrieb neben der Gastwirtschaft „Engel“ noch die Schiltacher Postexpeditur. Er gehörte wohl zum 1. Aufgebot der Schiltacher Wehr, konnte aber wegen seinem Beruf an dem Zug ins badische Unterland nicht teilnehmen.

Am 5. Juni 1849 erschienen in Schiltach „das berüchtigte Mitglied der constituierenden Versammlung und des Landesausschusses Dr. Philipp Steinmetz aus Durlach“ und der Zivilkommissar Stigler von Haslach. Sie verlangten von Wolber, daß er als Fuhrunternehmer Steinmetz über Freudenstadt nach Reutlingen zu einer Versammlung fahre gegen eine tägliche Vergütung von 4 Gulden. Unterwegs ließ Wolber sich bereden, über Hechingen, Balingen, Rosenfeld und Oberndorf zurückzufahren und dort bei bestimmten Gewährsleuten Erkundigungen einzuziehen über die Revolutionsstimmung der dortigen Bevölkerung. Man versuchte von Baden aus auch in Württemberg die Revolutionsgedanken zu entfachen. Wolber erfüllte diesen Auftrag und schrieb darüber am 9. Juni an Steinmetz einen für ihn so verhängnisvoll werdenden Brief, der nachmals in die Hände der Reaktionäre fiel. Er schrieb darin, „daß er in allen diesen Orten den Geist



für die gute Sache vorzüglich gefunden habe“. Gleichzeitig bat er Dr. Steinmetz zu veranlassen, daß zur besseren Ausrüstung der Schiltacher Bürgerwehr 50 bis 60 Gewehre nach Schiltach gesandt werden.

Als Postexpediteur hatte er einen Stafettendienst zwischen Wolfach, Schiltach und Schramberg eingerichtet, hatte Briefe an Oberleutnant Eichfeld, Kriegsminister der provisorischen Regierung, befördert, ebenso solche des Hauptmanns Mögling an den Zivilkommissar Burkhardt in Wolfach.

Das alles wurde nach dem Zusammenbruch der Revolution dem Postexpediteur Wolber angelastet. Amtmann Lindemann ließ ihn am 21. Juli 1849 verhaften und zur Untersuchungshaft in das Gefängnis nach Hornberg bringen. Er meldete am 25. Juli an das Hofgericht in Freiburg, daß Wolber ein „Hauptverbrecher“ sei, gegen den „wegen Begünstigung des hochverrätherischen Aufruhrs die Untersuchung eingeleitet werde“.

Ein langwieriger Prozeß lief an. Am 29. Juli 1849 erhielt der Bürgermeisteramtsverweser Holzmann die Anweisung, den Angehörigen des Christian Wolber zu eröffnen: „Sämtliches Vermögen des Engelwirts Christian Wolber in Schiltach ist mit Beschlag belegt. Er kann deshalb auf seine Rechnung keine Wirtschaft mehr betreiben.“ Die Angehörigen dürften nicht weiterwirten, das Wirtsschild ist einzuziehen und die Wirtschaft zu schließen.

Wolber saß bereits 4 Wochen in Untersuchungshaft. In einem Schreiben vom 21. August an das Hofgericht in Freiburg berief er sich auf die im Regierungsblatt Nr. 30 vom Staatsministerium zu Frankfurt a. M. verkündete Amnestie, verordnet von Großherzog Leopold am 2. Juni 1849, wonach diejenigen, die keine Rädelsführer oder Anstifter waren und am Kampf gegen die Regierungstruppen nicht aktiv teilgenommen haben, straffrei bleiben sollen. Er konnte nachweisen, daß er sich während der Kämpfe in Nordbaden in Sulzbach bei Weinheim aufgehalten und dort völlig unbeteiligt den Durchmarsch der preußischen Truppen miterlebt hatte. Das Hofgericht lehnte sein Gesuch ab. Seiner gleichzeitigen Bitte: „Mein Bruder Philipp Wolber, Apotheker, wird für mich den Betrieb meiner Wirtschaft übernehmen“ wurde zugestimmt. Amtmann Lindemann warf ein, „was abzulehnen sei, wenn dieser auch nur entfernt etwas mit der stattgehabten Revolution zu tun hatte“. Er hatte nichts damit zu tun, und so behielt der „Engel“ sein Schildrecht.

Der Apotheker Wolber erklärte sich bereit, für seinen Bruder eine Kaution von 2000 Gulden zu stellen, damit dieser aus der Haft entlassen werde, und übernahm die Bürgschaft, dafür einzustehen, daß sich dieser nicht von zu Hause entfernen und sich jederzeit auf Verlangen dem Gericht stellen werde. Auch dieses Gesuch brachte keinen Erfolg.



Am 1. November 1849 beschwerte sich Wolber beim Hofgericht in Freiburg, daß er sich schon 100 Tage im Arrest in Hornberg befinde in einer kleinen Zelle, „wo ich nicht einmal vier Schritte gehen kann. Daß unter solchen Umständen Körper und Geist zu Grunde gehen müssen, ist sehr natürlich. Ich konnte unter den damaligen Umständen nicht anderst handeln, bin der Verzweiflung nahe“. Auch dieses Schreiben machte beim Hofgericht keinen Eindruck. Von Entlassung aus der Haft war keine Rede mehr.

Wolber hatte am 23. Februar 1850 den Freiburger Rechtsanwalt Ruef mit seiner Verteidigung beauftragt. Dieser erreichte, daß am 16. April 1850 Wolber zum Schlußverhör vor das Hofgericht in Freiburg vorgeladen wurde. Endlich am 1. Mai 1850 meldete Amtmann Lindemann, nach dem Beschluß des Hofgerichts: „Der Angeklagte ist auf freiem Fuße.“

Der Prozeß ging aber weiter. Am 6. September 1850 teilte das Justiz-Ministerium in Karlsruhe dem Hofgericht in Bruchsal mit, „Wolber hat durch Mißbrauch seiner dienstlichen Stellung als Postexpediteur den Aufruhr zu fördern gesucht. Die Untersuchung ist daher durch förmliches Urteil zu erledigen“.

Dieses Urteil wurde am 14. September 1850 in Bruchsal gefällt. Es lautete: „Wolber ist wegen hochverrätherischen Unternehmungen schuldig und deshalb zu einer gemeinen Zuchthausstrafe von 6 Monaten beziehungsweise 4 Monaten Einzelhaft und zur Tragung der Kosten zu verurteilen.“

Wolber erhob sofort gegen dieses Urteil Einspruch. Nun befaßte sich das Oberhofgericht in Mannheim mit der Angelegenheit. Es erkannte Wolbers Einspruch an. Der Prozeß wurde nochmals aufgerollt. Das Urteil wurde am 15. März 1851 verkündet und lautete, daß „die erkannte Zuchthausstrafe von sechs Monaten in eine peinliche Gefängnisstrafe von zwei Monaten zu verwandeln sei“.

In der Zwischenzeit hatte Wolber mit Genehmigung des Polizeidistrikts-Kommandanten in Freiburg seinen Wohnsitz nach Sulzbach bei Weinheim verlegt. Das Badische Justiz-Ministerium legte ihm mit Schreiben vom 19. Juli 1851 nahe, nach Bezahlung einer Entschädigungssumme von 200 Gulden nach Übersee auszuwandern. Soviel waren damals dem Staat die Bürger der Revolution noch wert. Wolber ging darauf nicht ein. Am 28. August 1851 meldete Amtmann Mallebrein vom Bezirksamt Wolfach dem Hofgericht in Bruchsal, daß bei ihm „sich heute Christian Wolber zur Abbüßung seiner zweimonatigen Arreststrafe gestellt habe“. Damit fand ein betrübliches Kapitel Heimatgeschichte seinen Abschluß.

Letztlich sei noch das traurige Schicksal des Bürgermeisters Isaak Trautwein geschildert. Er war ein begeisterter Anhänger der Revolution gewesen. Auf den Versammlungen in Offenburg hatte er das geistige Rüstzeug

geholt, das ihn befähigte, die revolutionären Gedanken im oberen Kinzigtal zu fördern. Er hatte bei der Aufstellung der Bürgerwehr in Schiltach und deren Bewaffnung entscheidend mitgewirkt, er war wie sein Amtskollege Baumann in Hornberg ein gewandter Redner. Nach dem Zusammenbruch der Revolution floh er ins Ausland, vermutlich mit dem Oberbefehlshaber Franz Sigel in die Schweiz.

Amtmann Lindemann vom Bezirksamt Hornberg richtete am 25. Januar 1850 an das Bürgermeisteramt Schiltach zur Verkündung in der Gemeinde ein folgenschweres Schreiben, in dem zu lesen war: „Da sich der landflüchtige Isaak Trautwein, früher Bürgermeister in Schiltach, ungeachtet der an ihn dazu ergangenen Aufforderung bisher nicht gestellt hat, wird demselben nach § 9 des Konstitutionsedikts vom 4. Juni 1808 das Staatsbürgerrecht entzogen.“ Seine nächsten Verwandten sind erneut zu vernehmen, ein Abwesenheitspfleger ist zu bestellen. Damit war Trautwein heimatlos geworden. Diese Maßnahme löste in Schiltach nahezu eine neue Empörung aus.

Stadtpfarrer Gerwig von Schiltach schrieb daraufhin an das Bezirksamt Hornberg am 8. Juni 1850 einen aufschlußreichen Brief. Es heißt darin: „Isaak Trautwein, geboren am 25. Februar 1818, jetzt 32 Jahre alt, ist der älteste Sohn des am 18. Dezember 1828 verstorbenen Jakob Friedrich Trautwein, Bürger und Holzhändler in Schiltach, und der noch lebenden Maria Juliane geb. Engelmann. Er besuchte die Volksschule und mußte kaum der Schule entlassen in der Flößerei seiner Mutter helfen, die das Geschäft weiterführte und 12 Kinder zu ernähren hatte. Er war sehr fleißig und hatte im Holzhandel Erfolg. Sein ganzes Streben und Leben galt dem Holzgeschäft, das die Familie ernähren mußte. Seine Gewandtheit im Leben veranlaßte seine Mitbürger, ihn im Jahre 1847 zu ihrem Bürgermeister zu wählen. Er heiratete nicht, um sich ganz dem Geschäft der Mutter widmen zu können, dessen Seele er war. Da er noch jung war, arbeitete er sich nicht so in die Kreis- und Bürgermeisteraufgaben hinein, wie ein älterer dies getan hätte. Daher war er anfällig für die verwirrende Zeit durch Kommissäre und Schriften und wurde so mitfortgerissen, nicht aus bösem Herzen, sondern wegen Unerfahrenheit. Damit ist die Situation umrissen, in die Bürgermeister Isaak Trautwein geriet gegen seine bessere Erkenntnis. Schiltach, den 8. Juni 1850 Stadt Pfarramt (gez.) Gerwig.“

Eine Antwort auf diesen Brief, wenn eine solche erfolgte, wurde aktenmäßig nicht bekannt. Man war in Schiltach froh, daß vom September 1850 an das Bezirksamt Wolfach den Fall „Isaak Trautwein“ übernahm und damit der den „Freiheitsmännern“ so aufsässige Amtmann Lindemann vom Bezirksamt Hornberg ausgeschaltet wurde.

Am 12. September 1850 fällte das Hofgericht des Mittelrheinkreises in Freiburg über Trautwein folgendes Urteil, das Amtmann Mallebrein am 28. September dem Gemeinderat von Schiltach folgendermaßen mitteilte: „Bürgermeister Isaak Trautwein von Schiltach sey wegen der Teilnahme an der im Mai und Juni vorigen Jahres stattgehabten hochverrätherischen Unternehmungen für schuldig zu erklären und deshalb zu einer gemeinen Zuchthausstrafe von einem Jahr oder acht Monaten Einzelhaft, zum Ersatz des durch jene Unternehmungen der Großh. Staatskasse zugefügten Schadens unter samtverbindlicher Haftbarkeit mit allen übrigen Teilnehmern am Aufwand, sowie zur Tragung der Untersuchungs-Straferstehungskosten zu verurteilen.“

Trautwein war freiwillig in seine Heimat zurückgekehrt. Er unterzeichnete am 17. Februar 1851 eine Verfügung des Bezirksamtes Wolfach, durch welche ihm mitgeteilt wurde, daß er unter polizeilicher Aufsicht stehe und ohne Genehmigung des Polizeidistrikts-Kommandos in Freiburg seinen Wohnort nicht verlassen dürfe. Für die Wiederaufnahme des Holzhandels und der Flößerei wirkte für ihn dieser Erlaß lähmend. Ein Gesuch Trautweins, ihm zu gestatten, zur Wahrnehmung seiner Geschäfte sich auch außerhalb seiner Heimatgemeinde aufhalten zu dürfen, wurde abgelehnt. Jetzt meldete er sich in Freiburg zur Abbüßung der Strafe.

Mit der Versicherung: „Wir ersterben in tiefster Ehrfurcht Euer Königlichen Hoheit“ richteten 15 Schiltacher Bürger, darunter der Bürgermeister und Gemeinderäte, besorgt um das Schicksal der kinderreichen Familie Trautwein, am 7. Dezember 1851 ein Gnadengesuch direkt an den Großherzog Leopold. Sie erinnerten ihn an sein eigenes Wort: „Das schönste Recht der Krone ist die Gnade.“ Das Badische Justizministerium teilte daraufhin über das Bezirksamt Wolfach dem Bürgermeisteramt Schiltach mit, „daß über die gestellte Bitte um Begnadigung des Isaak Trautwein kein Vortrag verlangt worden sei und man sich nicht veranlaßt finde, solchen amtshalber in empfehlender Weise zu erstatten“. Damit war das Gesuch abgelehnt. Am 26. Oktober 1852 frug die Großh. Amtskasse Hornberg beim Bürgermeisteramt Schiltach an, ob Trautwein Liegenschaftswerte besitze, die zur Deckung der entstandenen „Straferstehungskosten etwa flüssig zu machen“ seien. Dies war der Fall, Trautwein wurde entlassen und bezahlte die entstandenen Haftkosten. Er hatte seine Strafe voll abgebüßt. Das war die Vergeltung.

## *Und ihre Folgen*

Mit der Niederwerfung des Aufstandes in den Jahren 1848 und 1849 durch preußische, hessische und württembergische Truppen waren die freiheitlichen Bestrebungen in Baden wohl zerschlagen, aber nicht völlig ausgelöscht worden. Viele Flüchtlinge saßen in der Schweiz und im Elsaß. Sie versuchten von dort aus die noch schwelende Glut weiterzuschüren. Am 16. Januar 1850 ließ Amtmann Lindemann auf höhere Anweisung sämtlichen Bürgermeisterämtern in seinem Amtsbezirk verkünden: „Nach erhaltener Nachricht wird dieser Tage von Flüchtlingen aus der Schweiz ein Aufruf an die Wähler im Großherzogtum Baden erscheinen, weder zur Wahl der Bad. Kammer noch zum Reichstage in Erfurt zu wählen . . . Wo solche Aufrufe sich vorfinden, sind sie einzuziehen, einzusenden, die Verbreiter zu verhaften und anhero einzuliefern.“

Noch schärfer war der Erlaß des Kriegsministers vom 21. Oktober 1851 an sämtliche Ämter, den Ratschreiber Pfau in Schiltach öffentlich bekannt machte. Es hieß: „daß in letzter Zeit durch Anhänger der Umsturzpartei Soldaten, welche beurlaubt in ihre Heimat zurückkehrten zur Treulosigkeit zu verleiten gesucht wurde.“ Wo solche Verbrechen vorkommen wird man die Gemeinde mit einer Exekutionsmannschaft belegen, die Täter und deren Gehilfen aber „in den Kassamatten festhalten lassen“.

Manchem wurde der Boden in der Heimat jetzt zu heiß. Auch waren die wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders in den Schwarzwaldtälern, nicht besser geworden. Niedrige Löhne, schlechte Arbeitsverhältnisse, politische Verunsicherung bewogen manche, die Heimat zu verlassen. Von seiten des Staates wurde die Auswanderung unterstützt und organisiert. Man sah auf manchem Amt den in der Revolutionszeit unliebsam gewordenen Bürger lieber gehen als bleiben. Es kam zu Beginn der 50er Jahre zu Massenauswanderungen. Der Kreis Wolfach stand dabei mit an der Spitze.

Von Schiltach wanderten im Jahre 1853 nach Nordamerika aus: Abraham Aberle, Christian Aberle und seine Ehefrau Magdalena Wagner, Elisabeth Arnold, Johann Georg Dieterle, Maria Anna Faißt, Katharina Hochmuth, Abraham Kanz und seine Schwester Justine Kanz, Elisabeth Mast, Andreas Rieger, Lukas Schillinger, Christian Schweicker mit Frau und drei Kindern, Abraham Störzer, Christina Barbara Wößner.

Im folgenden Jahr 1854 gingen denselben Weg: Georg Arnold, Salomea Bühler, Regina Hochmuth, Johann Friedrich Wolber. Nur langsam versiegte in den ausgehenden 50er Jahren der Auswandererstrom. Die vorstehende Aufzählung enthält nur die durch das Bezirksamt erfaßten Auswanderer. Ihre wirkliche Zahl war höher, denn mancher „Freischärler“ und „Revoluzzer“ war nach dem Zusammenbruch nicht mehr nach Hause zurückge-



kehrt oder hatte auf anderm Wege die Heimat verlassen und hatte sich „drüben“ eine Existenz gründen können. Ihre Frauen und Bräute folgten ihrem Ruf in die neue Heimat, daher der hohe Anteil an weiblichen Auswanderern. Man kehrte der Heimat, in der man nichts mehr zu hoffen hatte, den Rücken. Ein wahrhaft unrühmlicher Abschluß war der einst von hohen Idealen getragenen Freiheitsbewegung in Baden bereitet worden.

*Quellen und Literatur:*

Badisches Generallandesarchiv, Abt. 247, Nr. 125, Nr. 30, Nr. 451.

Archiv der Stadt Schiltach.

Briefe in Schiltacher Privatbesitz.

Andlaw, Heinrich von: Der Aufruhr und Umsturz in Baden, Freiburg i. Br. 1850, 1851.

Haebler, Rolf Gustav: Badische Geschichte, Karlsruhe 1951.

Kähni, Otto: Offenburg und die demokratische Volksbewegung, Offenburg 1947.

Schmittlein, Raymond: Die Revolution von 1848—1849 in Südwestdeutschland; Offenburg/Mainz 1948.

Schöchlin, Karl: Geschichte des Großherzogtums Baden unter der Regierung des Großherzogs Leopold von 1830—1852, Karlsruhe 1855.

## Zeller Revolutionäre von 1849

*Von Thomas Kopp*

Die Aufgabe, die „Revolution 1848/49 in Zell a. H.“ zu behandeln, würde bedeuten, Bekanntes zu wiederholen. Das eigentliche Geschehen jener Jahre ist ja schon ausführlich in der „Chronik der Stadt Zell am Harmersbach“ von Franz Disch dargestellt; dort findet sich der Abschnitt „Die Revolutionsjahre 1848—1849“ (S. 398—402). Auch R. Hahn hat in seinen „Streifzügen durch die Geschichte Alt-Zells und seiner Umgebung“ Einzelbeiträge zur Revolution geliefert (S. 227 ff.). Zu allem hin finden sich bei Hansjakob in „Der Graf Magga“ („Bauernblut“) weitere Unterlagen zur „Revolution in Zell“<sup>1</sup>. (Hier muß uns zwar bewußt sein, daß man den Haslacher Volksschriftsteller nicht unbesehen als Geschichtsquelle verwenden darf!)

---

<sup>1</sup> Die im folgenden aus „Der Graf Magga“ zitierten Stellen sind entnommen aus: Hansjakob, Bauernblut, Volksausgabe 1911, Stuttgart, S. 36—45

Mir war nun vor allem daran gelegen, in den Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe und des Zeller Stadtarchivs zu den bekannten Tatsachen Einzelheiten zu finden, die es ermöglichen, das Bild der Zeller Revolutionsjahre und ihrer Folgen lebendig und farbig zu gestalten.

So gesehen wollen wir zunächst den führenden Zeller Revolutionsmann, des „Untern Färbers Roter“, wie ihn Hansjakob nennt, näher kennen lernen. Es ist

*Franz Josef Schöttgen.*

Die Schöttgen (Schättgen, Schaettgen) stammen — der Name deutet es schon an — aus Holland. Nach Angaben von Archivarin M. Schaettgen, Haslach, sollen ihre Vorfahren um 1500 nach Kappelrodeck gekommen sein, von dort später ins Schuttertal, das dann Ausgangspunkt wurde für die Übersiedlung ins Kinzigtal (Haslach, Zell). Es handelt sich bei den Schöttgen um eine richtige „Färberdynastie“. In Zell findet sich der Familienname Schöttgen — nach Disch — erstmals um 1800. Die Akten erwähnen öfters den Färbermeister Schöttgen, der dann 1849 „Revolutionsbürgermeister“ wurde.

Vor ihm war der Landwirt Johann Nepomuk Lechleitner Ortsvorsteher. Da dieser mit andern Zeller Einwohnern auf der Liste stand, welche den „Grad ihrer Lauheit und Untätigkeit für die Revolution“ verzeichnete, mußte er abtreten. An seine Stelle kam der erwähnte Johann Baptist Schöttgen, der aber das Amt nur 32 Tage (11. Juni—27. Juli 1849) inne hatte — eben so lange, bis sich die Machtverhältnisse in Zell änderten und der konservative Lechleitner wieder Bürgermeister wurde.

Der Sohn des Zeller Revolutions-Bürgermeisters, Franz Joseph Schöttgen, wurde fast gleichzeitig mit dem Dienstantritt des Vaters durch 144 Stimmen zum Hauptmann des 1. Zeller Aufgebots — 93 Wehrmänner, die für die Revolution kämpfen sollten — gewählt; deshalb nennt ihn Hansjakob den „Zeller Roten Hauptmann“.

Franz Joseph Schöttgen ist am 11. März 1823 in Zell geboren als „des Johann Baptist Schätgen Färbers von hier und Zázilia Vollmer eheliches Kind“. Ins Licht der „Zeller Geschichte“ trat der Sechzehnjährige 1839, als er ein Lokalbegebnis („Graf Magga“) in vielen Strophen besang und das Lied dann über Fasnacht in aller Munde war.

Seine große Stunde kam 1849, als er der „Zeller Rote Hauptmann“ wurde. Nach „überwundener Revolution“ aber hat man dann Franz Joseph Schöttgen des Hochverrates angeklagt.

Die diesbezüglichen im Generallandesarchiv Karlsruhe liegenden Gerichtsakten<sup>2</sup> geben — wenn auch aus einem gewissen Blickwinkel gesehen — über Persönlichkeit und Tätigkeit des Roten Hauptmannes nähere Auskunft.

Zunächst erfährt man, daß Oberamtmann Wasmer von Gengenbach am 7. Februar 1850 veranlaßte, Beschlagnahme auf das Vermögen des Vaters zu legen, also gleichsam „Sippenhaftung“ praktizierte! Am 23. Februar 1850 wurde der Offenburger Advokat Rée auf „Verlangen und Kosten des Vaters des Angeklagten als Verteidiger ernannt“. Innerhalb dreier Wochen mußte die Verteidigungsschrift eingereicht sein, der wir nun entnehmen:

„Paragraph 2. Es liegt hier die Betheiligung an der letzten revolutionären Bewegung unseres Landes Seitens eines jungen Mannes in Frage, welcher, ledigen Standes, in einem Alter von 26 Jahren, zur Klasse des ersten Aufgebotes nach unserm Bürgerwehrgesetz gehörte. Nicht in freiwilliger Betheiligung, sondern in seiner Eigenschaft als aufgebotener Bürgerwehrmann ist derselbe der Theilnahme an der hochverrätherischen Bewegung angeschuldigt. Der Leumund meines Klienten ist in seiner Heimathgemeinde als ein guter bezeichnet. Der Angeschuldigte ist als Handelsbefißener durch den Grad seiner Bildung, durch die Umstände seiner Eltern und durch seinen persönlichen Charakter von seinen Altersgenossen zum Hauptmann der Compagnie des ersten Aufgebotes seines Orts und der Umgebung erwählt worden. Das von ihm in seinem Verhör vom 27. Juli v. J. angerufene Zeugniß des Gemeinderaths und Wehrausschusses in Zell belegt, daß er nicht nur um Entlassung von seiner Hauptmannsstelle, sondern sogar um Befreiung vom Wehrdienst überhaupt nachsuchte, aber abschlägig verbeschieden wurde.

Nach überwundener Revolution wurde der junge Mann vorzüglich wegen seines begleiteten Charakters bei der Bürgerwehr gefänglich eingezogen, mit andern nach Karlsruhe gebracht — 38 Tage ohne Verhör nach 58 tägiger Gefangenschaft vom Arrest entlassen.“

In diesem ersten Teil des Paragraphen 2 erkennt man deutlich das Bestreben des Verteidigers, das Tun des jungen Schöttgen als „Pflichterfüllung“ darzustellen, um dann im zweiten Teil zu zeigen, wie sein Schützling, der doch nur „höhere Befehle“ ausführte, das Opfer eines „Hundertzehnprozentigen“ wurde:

„Allein die von einvernommenen Zeugen erhobenen Aussagen stellten ein ganz anderes Bild des Rubrikanten dar, als solches sich aus den allgemeinen und grellen Umrissen der Gendarmerie-Berichte ergab. Auch hier wie anderwärts vielfach tritt die Erscheinung zu Tage, daß der gegen den An-

---

<sup>2</sup> GLA 247 Nr. 383

geschuldigten so geschäftige Denunziant durch seinen Dienstfeier in Verketzerung Anderer über ihr Benehmen während der Revolution das Schlaglicht auf die Thätigkeit seiner Person während der unglückseligen Zeit jener bewegten Tage abzuwenden suchte.“

Wer denkt bei diesen Sätzen nicht ein Jahrhundert weiter . . .

Im Paragraphen 4 geht der Verteidiger auf die eigentliche Beschuldigung ein: Schöttgen hätte einen „Executionszug nach Durbach“ geleitet, wäre dort beim Einfangen flüchtiger Soldaten und Wehrmänner tätig gewesen, hätte Drohungen mit Erschießen ausgestoßen und den Schloßkeller „Ihrer Königl. Hoheit des Großherzogs“ auf Staufenberg beraubt. Der Rechtsanwalt führt dazu Zeugenaussagen als „glänzendsten Entlastungsbeweis“ an. Schöttgen sei durch den Civilkommissär in Gengenbach wegen Überfüllung von Offenburg abgezogen und nach Bohlsbach und später mit 70 Mann nach Durbach kommandiert worden. Während des dreitägigen Aufenthaltes sei er mit einigen Leuten auf das Durbacher Schloß, „woselbst er nach Erfrischung für seine Leute fragte und soviel Wein erhielt, daß es jeden Mann etwa einen Schoppen traf. Schöttgen hat aber für diesen Wein ausdrücklich Zahlung anerbieten, die jedoch nicht angenommen ward“. Nach Zeugenaussagen habe der Rubrikant „seiner Mannschaft ordnungsgemäßes Verhalten anbefohlen und sie vor dem übermäßigen Trinken namentlich gewarnt. Überall zeige sich das Bestreben meines Klienten, seine Mannschaft discipliniert zu erhalten und in den mildesten Formen die ihm als Bürgerwehrmann zukommenden Gebote zu vollziehen. Nirgends findet sich eine Spur von Rohheit, Gewaltthätigkeit oder Übergriffen“.

Wenn sich Schöttgen später, beim Einrücken der Preußen, von Hause entfernt habe, wäre dafür der „natürlichste Erklärungsgrund“ gewesen, daß man überall das Gerücht verbreitete, „die Preußen nähmen die jungen waffenfähigen Mannschaften mit sich, um sie in den vordersten Reihen gegen die Aufständischen zu gebrauchen. Diese Gerüchte leerten ganze Orte beim Herannahen der Preußen von der jungen Mannschaft“.

Paragraph 4 enthält als Zusammenfassung und Folgerung: „Es zeigt sich, daß die Beteiligung des Klienten an der Revolutionären Bewegung nicht freiwillig, nicht durch Gewaltthätigkeit oder gemeines Vorgehen begleitet gewesen sei. Es wird deshalb mein Client in die Kategorie zu setzen sein, nach welcher die Angeschuldigten in Gemäßheit des höchsten Justizministerialerlasses . . . nicht weiter zu verfolgen sind.“

Und somit bittet der Verteidiger abschließend, die „Untersuchung einstweilen auf sich beruhen zu lassen“<sup>3</sup>.

Am 25. Mai 1850 beschließt das „Großherzogliche Hofgericht des Mittelrheinkreises“ in Bruchsal:

---

<sup>3</sup> Kosten der Verteidigungsschrift, 2 3/4 Bogen zu je 2 Gulden = 5,30 Gulden



- „1. Wird erkannt, es habe diese Untersuchung wegen Mangels an Beweis des Thatbestandes des Teilnehmers am Hochverrath auf sich zu beruhen.
2. Nachricht hiervon . . . zur Eröffnung an den Vater des Angeschuldigten.
3. Beschluß einstimmig, außer dem Referenten Assessor Bilharz.“

Als Entscheidungsgründe werden angegeben: Hauptanschuldigungsgrund nicht bewahrheitet, keine Beraubung und Beschädigung des Staufenbergers Schlosses, Angeschuldigter folgte bei seinen Diensthandlungen lediglich allgemeinen Anordnungen und höheren Befehlen der damaligen Machthaber, weder Leumund und früheres Betragen noch Benehmen zu Durbach lassen mit Bestimmtheit ein selbständiges und freiwilliges Teilnehmen an der Revolution erkennen.

So stehen wir nun vor der Frage: War Franz Joseph Schöttgen nur ein „gezwungener Mitläufer“ oder doch ein wirklicher „Mann der Freiheit“? Ist der „Mitläufer“ etwa vom Rechtsanwalt „gemacht“ und vom Großherzoglichen Hofgericht angenommen? Vielleicht kommen wir der Sache etwas näher, wenn wir hören, wie Hansjakob den „Roten Hauptmann“ schildert. Wie schon erwähnt, kann man den Schriftsteller nicht ohne weiteres als Geschichtsquelle verwenden; doch bei der Darstellung Schöttgens brauchte Hansjakob als Zeitgenosse ja keine schriftlichen Unterlagen. Da er etwa acht Jahre später in Zell — sogar am Biertisch — weilte, dürfen wir annehmen, daß er von der gehörten Volksmeinung ausgeht, wenn er schreibt:

„In Zell spielte damals nur einer eine hervorragende Rolle, und das war, es ist bezeichnend, der Dichter des Magga-Lieds, des untern Färbers Roter, Franz Joseph Schöttgen. Die Dichter sind bekanntlich die allergrößten Wolkensegler und springen mit beiden Füßen in die Arme der ‚wütenden Jungfrau‘, wie die Franzosen ihren revolutionären Freiheitsgeist nennen. Ja, des untern Färbers Roter trug die Fahne der Revolution durch die dunklen Gassen von Alt-Zell und hinauf ins Reichstal und hinüber in den Entersbach.“

Vielleicht kann auch die Auswanderung Schöttgens einen Hinweis darauf geben, daß er wirklich von innen heraus „Revolutionär“ war.

Über Art und Zeitpunkt von Schöttgens Auswanderung besteht zwar große Unklarheit. Hansjakob schreibt darüber: „. . . Straßburg zu, war die Flucht schon nicht mehr möglich. Der Rote mußte den Rhein weiter oben zu gewinnen suchen. Er verließ nächtlicherweile die Vaterstadt, . . . erreichte bei Ottenheim den Rhein und durchs Elsaß und das Welschland weiter das große Wasser und Amerika. Unter dem Sternenbanner fand er die Freiheit, die er in Baden vergeblich gesucht mit dem Schwert in der Hand, und er lebte in den neunziger Jahren noch in San Franzisko.“

Danach wäre Schöttgen also schon 1849 fortgezogen. Nach den Ausführungen des Verteidigers aber kam er wirklich 58 Tage in Gefangenschaft. Zudem findet sich in den Prozeßakten ein Schreiben des Rechtsanwaltes vom 13. August 1850, nach dem sein Rubrikant noch unter Polizeiaufsicht gestellt sei und „daß er nicht einmal einen Paß erhält, um seinen Berufsgeschäften ungehindert nachzugehen“. Auch im Zeller Grundbuch jener Tage wird der „Bürger und Handelsmann Franz Joseph Schöttgen“ mehrmals erwähnt. Somit ist doch anzunehmen, daß er 1850 noch im Lande weilte. (Wann er ausgewandert ist, konnte bisher — trotz eifrigen Suchens in den Akten — nicht festgestellt werden.)

Im September 1850 wird — den Fall abschließend — der Großherzoglichen Regierung von der Gerichtsbehörde mitgeteilt, die Prozeßkosten seien „auf die betr. Amtskasse gefälligst zu dekretieren“.

### *Peter Bayer*

Ein weiterer Revolutionär in Zell war Peter Bayer, der damalige Unterlehrer. In der Heimatliteratur bisher nicht erwähnt, wurde man erst durch die Einsicht in die diesbezüglichen Prozeßakten des Generallandesarchivs auf ihn aufmerksam<sup>4</sup>. Der aus Gengenbach stammende Bayer wurde am 11. Oktober 1849 des Hochverrats angeklagt. Ein preußischer Soldat und der Gendarm Blümel verhafteten ihn am 18. September 1849 im „Gasthaus zum Kleebad“.

Daß die Wirtshäuser als Herde republikanischen Umtriebes angesehen und den Behörden deshalb ein Dorn im Auge waren, beweist eine Verordnung, wovon eine Abschrift dem Ortsvorstand von Zell zuging mit dem Auftrag, den Inhalt den Wirten mitzuteilen. Das von den acht Wirten unterzeichnete Schreiben hat folgenden Wortlaut (gekürzt): „Bei der Umwälzung und bei den Einleitungen dazu haben hier und da Wirtshäuser einen beklagenswerten Einfluß geübt, indem in denselben allerlei Verführungskünste angewendet, die Gemüther erhitzt und gegen die bestehende Ordnung aufgereizt, auch von da raus zu Ruhestörungen ausgezogen wurde.“ Nun folgt ein Aufzählen der Punkte, „damit nicht solche Wirtshäuser von Neuem der Herd von Verführung und Unordnung würden“ (Polizeistunde, Schließung während des Kriegszustandes, wenn „revolutionäre Lieder“ gesungen werden usw.).

Peter Bayer geriet also im „Kleebad“ mit dem Gendarmen Blümel in Wortwechsel, anscheinend waren beide in „Stimmung“. Der Unterlehrer

---

<sup>4</sup> GLA 247 Nr. 35

soll dabei geäußert haben: „Ich bin ein Republikaner und bleibe ein Republikaner!“ Der Verhaftete kam in die „Königliche preußische Commandatur“ in Offenburg, von da an das Untersuchungsgericht in Freiburg und dann an die „Ausscheidungskommission“ in Rastatt, von wo man ihn am 7. Oktober 1849 zurücktransportierte und ihm „Aufenthalt bei seinem Vater“ in Gengenbach anwies.

Weiter legte man Bayer zur Last, er hätte sich „einer bewaffneten Patrouille von Bürgerwehren angeschlossen, um Flüchtlinge, welche in Gefechten gegen die preußischen Truppen zersprengt wurden, einzufangen“. Wasmer vom Bezirksgericht Gengenbach stellt dem Großherzoglichen Hofgericht „geziemend anheim, ob und inwiefern Bayer sich der Theilnahme am Hochverrath schuldig und strafbar gemacht habe“. Dem Gendarmen Blümel — so meldet Wasmer weiter — würde Überschreitung seiner Dienstbefugnisse zur Last gelegt, was auf dienstpolizeilichem Wege seine Erledigung fände.

In einer Beilage wird festgestellt, daß Unterlehrer Peter Bayer ohne Vermögen sei, einen guten Leumund habe, vom 24. August 1849 bis auf weiteres seines Dienstes enthoben wurde.

Ein Untersuchungsbericht meldet, der Zweck von Bayers „fraglichem Auszug habe sich nicht ergeben, der Angeschuldigte selbst hätte erklärt, das 2. Aufgebot sei ausgezogen auf die Nachricht hin, daß versprengte Soldaten und Freischärler plündernd in benachbarte Ortschaften eingefallen seien; man wollte derartige Horden abhalten“.

Die protokollierten Aussagen der Wirtshauszeugen bewegen sich zwischen „etwas betrunken — stark betrunken — Blümel und Bayer tranken am meisten und spürten sichtlich den Wein“. Der Gendarm habe den „Tschako verkehrt“ aufgehabt.

Am 29. Oktober 1849 beschloß dann das Bruchsaler Hofgericht, daß „die Untersuchung wegen Mangel an Beweisen des Thatbestandes des rubricierten Vergehens zu beruhen habe“.

In der Darlegung der Entscheidungsgründe, in der das Hofgericht „über sich hinauswächst“, heißt es, „daß, abgesehen von der Frage, ob die fragliche Thatsache als erwiesen betrachtet werden könne, auch im Falle ihrer Richtigkeit ein Grund zu einer gerichtlichen Untersuchung nicht vorläge, da eine derartige Äußerung an und für sich nichts gerichtlich Strafbares enthält“. (!)

Man vergegenwärtige sich den Fall nochmals: Im Oktober 1849 stellt ein Großherzogliches Hofgericht fest, die Äußerung eines Lehrers „Ich bin ein Republikaner und bleibe ein Republikaner!“ enthalte „nichts gerichtlich Strafbares“!

## *Waffen her!*

Neben der „juristischen Liquidation“ der Revolution, wie sie in den Prozessen Schöttgen und Bayer zutage tritt, ging das Bestreben, sich vor weiteren revolutionären Bewegungen durch die Entwaffnung des Volkes zu sichern. Dafür finden wir im Zeller Stadtarchiv zahlreiche Verordnungen und Berichte über die Waffen- und Munitionsabgabe. Besonders war man hinter dem vom Zeughaus Karlsruhe bezogenen Kriegsmaterial her, einschließlich der im Privatbesitz befindlichen Waffen.

Es liegt eine „Bestimmung über die Ablieferung der den badischen Insurgenten abgenommenen Waffen“ vor. Nicht schön in unseren Ohren klingt Paragraph 4 der Aufforderung mit seinem vom Staat geförderten Denunziantentum: „Wer solche Verheimlichung (von Waffen) zur Anzeige bringt, erhält die Hälfte des Betrags (zehnfacher Wert des Verheimlichten), sofern die Ablieferung des Angezeigten in kürzester Frist geschieht.“

Im Juli 1849 kam dann der Befehl von Gengenbach nach Zell, alle Waffen und Munition einzusammeln und „binnen 3 Tagen“ nach Gengenbach abzuliefern. In der Zeller Anordnung — „bekanntgemacht mit der Schell“ — heißt es, „alle Schießgewehr, Hieb- und Stichwaffen sowie Munition unter Bedrohung des Standrechts bis 5 Uhr auf dem Rathaus abzuliefern“. Ausnahmen waren gestattet für „ganz zuverlässige Haus- und Hofbesitzer zum Schutze ihres Eigenthums“, dazu für Zollbeamte, Förster, Jagdpächter.

Nach dem Tage der Bekanntmachung liefen auf dem Rathaus auch gleich die Gesuche derer ein, die ihre Waffen behalten wollten. Als einer der ersten schrieb der damalige Stadtpfarrer:

„Zufolge der gestrigen Bekanntmachung müssen heute Abend die Waffen von den Hausbesitzern abgegeben werden. Ich besitze gegenwärtig einen gezogenen Kugelstutzen und einen kurzen Säbel als Hauswaffen. Da das Pfarrhaus von den übrigen Häusern der Stadt entfernt ist und bei einem etwaigen Einbruchs- oder Überfallsversuch nicht schnell genug Hilfe angerufen und erlangt werden kann, wünsche ich, diese Waffen als Hauswaffen behalten zu dürfen, und bitte deshalb das Bürgermeisteramt, im Falle die Vorschrift es gestattet, mir die Waffen zu belassen. Ein Mißbrauch wird von mir nicht stattfinden.“

Auch der Hauptlehrer reichte ein Gesuch ein: „Da das Schulhaus außer der Stadt und von Häusern entfernt steht, überdieß auch von einer Seite leicht in dasselbe gedrungen werden kann, so bedarf ich der Waffen... Ich besitze einen Sebel und einen Stockdegen.“

Einer der Landwirte im Zinken Neuhausen schreibt, er habe „ein altes Hausgewehr und er möchte es gerne behalten wegen Dieben weil es genau am Wald ist und wenn sie es verlangen, so gebe ich es jede Stunde ab“.



Der erste Postexpeditor von Zell, F. J. Schmider (der Vater des Begründers der „Vereinigten Zeller Keramischen Werke“) schreibt: „...daß ich im Besitz eines Stockdegens und einer doppelten Terzerol bin. Da jedoch ... jedem Bediensteten, welcher eine öffendliche Caße zu besorgen hat, eine Begünstigung gestattet ist, glaube auch ich hievon nicht außgeschlossen zu sein“.

Es gab eine „Steinsprenger-Kompanie“ — vier Mann von Biberach —, die das Material lieferten für Arbeiten an Kinzig und Landstraße. Um das nötige Pulver zu bekommen, mußte ebenfalls ein Gesuch eingereicht werden. Die Antwort: „Den Steinsprengern kannn zur Sprengung von Steinen von dem Handelsmann Burger in Zell zwölf Pfund Pulver, welches er auf dem Turm in Zell unter Aufsicht des dortigen Gemeinderaths deponiert hat, verabfolgt werden.“

In einem „Verzeichnis über die heute dahier abgegebenen Schießgewehr Hieb und Stichwaffen u.s.w. zu Zell am 7 ten July 1849“ werden u. a. genannt: „5 eiserne Kanonen welche zu Feierlichkeiten benutzt werden, und der Gemeinde als Eigenthum angehören.“ In der Antwort heißt's nun großzügig: „Die oben angeführten Kanonen sind zu allen militärischen Zwecken unbrauchbar und habe ich daher genehmigt, daß sie unter Aufsicht des Magistrats dort bleiben können. Königlich Preuß. Kommandantur — Frh. v. Schorlemer.“ So konnten die Zeller ihre „Schwedenkanonen“ behalten, die heute noch stolz von einem Absatz an der Außenseite des Storchenturms (Heimatismuseum) Einheimischen und Gästen aus Zells Geschichte erzählen . . .

\*

Trotz Hochverrat, Wirtschaftskrakelereien, Flucht, Auswandern und Waffenabgabe ging die Revolution bei der „bekannten konservativen Gesinnung der hiesigen Bürgerschaft“ verhältnismäßig ruhig vorbei<sup>5</sup>.

Wenn wir in dieser Arbeit verschiedentlich bemerkten, daß man Hansjakob als Geschichtsquelle nur mit Vorsicht verwenden soll, so dürfen wir ihm aber gerade in dem Fall, wo er die Zeller Revolution als Ganzes beurteilt, doch recht geben. Hansjakob verbrachte — wie schon angedeutet — 1857 die Osterferien in Zell und kam am Biertisch — „bald im Raben, bald in der Sonne, je nachdem die Güte des Bieres wechselte“ — mit den führenden Männern jener Tage zusammen. Daß dabei, acht Jahre nach

---

<sup>5</sup> Stadtarchiv Zell, IX, 26

der Revolution, auch über diese gesprochen wurde, dürfte klar sein, und dabei erhielt der spätere Volksschriftsteller wohl den Eindruck, den er in „Graf Magga“ folgendermaßen zusammenfaßte:

„Die Zeller als ehemalige Reichsstädter waren ziemlich konservativ und deshalb die Revolution in ihrem Städtle nur ein Sturm im Wasserglas gegen jene der Haslacher, die auf dem vollen Meere der Freiheit schwammen.“

## Ludwig Schadt — ein Willstätter Freischärler 1848/49

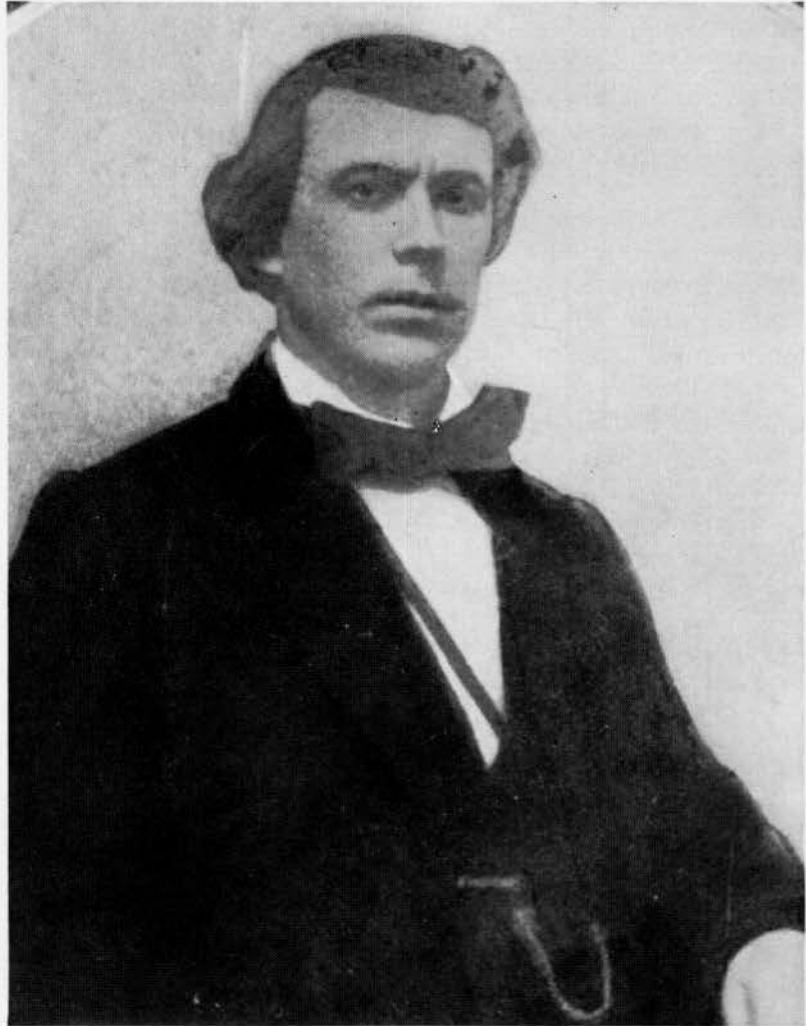
*Von Wilhelm Schadt*

Über die „auführerische Tätigkeit durch Gründung demokratischer Volksvereine“ finden wir in den Gemeindeakten der Hanauerlandgemeinden wenig Unterlagen. Lediglich durch die Schilderung Josef Viktors von Scheffel, der als Berichterstatter an der Volksversammlung in Offenburg im März 1849 teilnahm, wissen wir, daß die „stolzen Hanauer“ dort zahlreich vertreten waren.

Auch die von der Großherzoglich Badischen Regierung im Regierungsblatt Nr. XX. vom 3. April 1848 angeordnete Aufstellung von Bürgerwehren scheint nicht den gewünschten Zuspruch gefunden zu haben, denn in dem Gesetz stand ausdrücklich, daß jeder Wehrmann für die Bewaffnung selbst zu sorgen habe, andernfalls die Gemeinden dafür aufzukommen hätten. Angesichts der Tatsache, daß die Ortschaften unseres Grenzgebietes immer noch an der durch die französischen Revolutionskriege und nachfolgenden Feldzüge in der Napoleonszeit entstandenen Schuldenlast zu leiden hatten, dürfte wenig Neigung zu größeren Ausgaben für die Bewaffnung einer Bürgerwehr bestanden haben.

In den Gemeindeakten von Willstätt unter Nr. IX/262/1849 befindet sich eine Eingabe des Maurers Conrad Wandres vom 10. April 1848, worin dieser im Namen der Bürgerschaft von Willstätt um die unverzügliche Aufstellung einer Bürgerwehr nachsucht. Unterschrieben haben dieses Schriftstück einhundertfünfzig Bürger. Die Antwort des damaligen Bürgermeisters Hilzinger besagt, daß die Gemeinde gegen die Aufstellung der geforderten Bürgerwehr nichts einzuwenden habe, zu einer Bewaffnung jedoch in keiner Weise beitragen könne. Auch die nachfolgenden Eingaben und selbst die Anforderungen des aus der Revolutionszeit bekannten „Zivil-

Kommissar“ Kuchling wurden in diesem Sinne beschieden. Außerdem waren die von der Regierung gelieferten Waffen in einem schlechten Zustand; denn unter den Schriftstücken befinden sich Rechnungen des Willstätter Büchsenmachers Hilzinger für reparierte Gewehre.



Ludwig Schadt

Über den Ausgang des Volksaufstandes im Jahre 1849 erübrigt sich eine nochmalige Schilderung. Es soll im folgenden auf Teilnehmer hingewiesen werden, von denen bisher keinerlei Aufzeichnungen vorzufinden waren und die wegen Teilnahme an der „auführerischen Tätigkeit“ nach Amerika flüchten mußten. Es handelt sich um die Willstätter Bürgersöhne: *I. G. Vogel, G. Köbel, Jakob Schadt, Georg Reiß* und *Ludwig Schadt*. Von dem Letztgenannten sind in Familienbesitz vier Originalbriefe erhalten, die der geflüchtete Freischärler aus Californien an seine Eltern und Geschwister in Willstätt schrieb:

Geliebte Eltern!

Camptonvill, d. 1. Juni 1856

Euren mir so werthen Brief v. 16. März erhielt ich dieser Tage, erbrach denselben in größter Hast und ersah zu meiner größten Freude daraus, daß Ihr Euch noch ziemlich wohl befindet, was meine Brüder anbelangt so that es mir herzlich leid, daß sie einem so harten Schicksal unterlegen waren, hoffe jedoch, da Ihr Euch jetzt alle wieder wohl befindet, daß es Gott gefallen möge, Euch mir noch lange zu erhalten, da ich die Hoffnung hege meine Familie einstmals wieder zu sehen und umarmen zu können. Wenn ich meine liebe Schwester in dem letzten Brief vergessen habe zu grüßen, so geschah dieß in der Eile, weshalb ich um Verzeihung bitte, und grüße Sie dieses mal herzlich und wünsche nur liebe Eltern daß Sie ganz nach Eurem Wunsch aufwachsen und Euch in Euren alten Tagen eine gute und getreue Stütze sein möge, wozu Ihr Gott Gesundheit und Krafft schenken will.

Was das Aufsuchen von J. G. Vogel und unseren Freund G. Köbel anbetriefft so werde ich mir alle Mühe geben dieselben ausfindig zumachen glaube jedoch daß es schwer ist dieselben zu finden da Californien zu groß und verzweigt ist. Ich für mein Theil hatte diesesmal hier auch einen ziemlich harten Winter da ich eine zeitlang unwohl war und die Arbeit aussetzen mußte. Weshalb ich auch den Entschluß faßte diese harte Arbeit eine Zeit lang auf die Seite zu legen und mich kürzlich mit einem jungen Mann, Gerber von Geschäft, in Kamptonville 20 Meilen von hier etablierte. Ich bin jetzt gerade daran ein Haus und Werkstätte aufzurichten und gedenke in kurzer Zeit damit fertig zu werden. Da die Häute und andere Stoffe für dieses Geschäft hier ziemlich billig sind und das Leder für sich einen ziemlich guten Preis hat so gedenke ich etwas dabei machen zu können.

Da Ihr die letzte Zeit eine ziemlich harte auszustehen hattet da alles so theuer war so erlaube ich mir Euch ein wenig an die Hand zu gehen und überreiche Euch einliegend 100 Dollar in einem Wechsel auf Frankfurt a. M. welche Ihr einziehen wollt und Euch liebe Eltern das Leben so leicht als möglich damit machen wollt in Euren alten Tagen. Meiner lieben Schwester erlaube ich ein wenig davon in Anspruch zu nehmen und bitte Euch deshalb Ihr ein Geschenk für Ihr Konfirmationsfest zu kaufen, da ich wünsche, daß sie mich in gutem Andenken behalten soll.

Liebe Brüder!

Sollte einer von Euch Lust haben sein Glück in diesem Lande zu versuchen, so bin ich gerne dazu erböthig und ersuche Euch mir es mit Eurem nächsten Schreiben wissen zu lassen damit ich mich in meinen Geschäften danach richten kann und so viel und gut helfen zu können, jedoch suche ich keinen von Euch dazu zu zwingen und überlasse es Eurem freien Willen.

Meinen Lehrmeister, seine Mutter, Frau und sonstiger Familie bitte ich herzlich zu grüßen und meinem Lehrmeister zu sagen daß sein Schreiben mich sehr freute indem ich daraus ersah daß sich sein Geschäft ziemlich vergrößert hat und es Ihm ziemlich wohl ergeht.

Meine liebe Schwester grüßt herzlich von mir und bittet Sie in meinem Namen den Eltern so viel als möglich beizustehen um Ihnen das Leben in Ihren alten Tagen so leicht und angenehm als möglich zu machen und verspreche Ihr dagegen alles für sie zu thun was in meinen Kräften steht.



Liebe Eltern!

Da ich im Augenblick wie Ihr aus meinem Brief erseht und was Ihr am besten selbst beurtheilen könnt wenn man ein neues Geschäft anfängt, ich ziemlich Geld spenden mußte so konnte ich für diesmal nicht mehr thun, glaube jedoch daß ich in einiger Zeit wieder über mehr verfügen kann und Euch zu jeder Zeit zu Diensten stehe, da ich nicht wünsche das Ihr in Euren alten Tagen so hart arbeiten sollt sondern Euch Euer Leben so leicht und angenehm als möglich zu machen. Und bitte noch Gott Euch mir bis auf ein künftiges Wiedersehen gesund und glücklich zu erhalten.

Und nun lebt gesund und wohl grüßt meine Schwester, Brüder, Lehrmeister und Familie, sowie sonstige Verwandte und Bekannte herzlich von mir und indem ich eine baldige und erfreuliche Antwort in der Kürze erwarte ruft Euch noch viele tausend Grüße zu

Euer Euch herzlich liebender Ludwig Schadt

Meine Adresse ist,  
Mr. Louis Schadt  
Downieville-Sierra County  
Californien <sup>1</sup>



<sup>1</sup> Auf der Rückseite dieses Briefes befindet sich das Miner-ABC, da der Auswanderer die ersten Jahre als Goldsucher tätig war.

Camptonville, 8. Januar 1858

Geliebte Eltern!

Alle Eure Schreiben habe ich mit Vergnügen erhalten und zu meiner größten Freude daraus ersehen daß Ihr Euch noch alle gesund und wohl befindet, auch ich bin bis heute gesund und wohl, und mein neues Geschäft steht in ziemlicher Blüthe, bis jetzt haben wir alles aufgestellt uns auf das Beste eingerichtet auch ist unser Leder für die erste Probe auf das beste ausgefallen und können alles zu einem guten Preis eben so schnell als wir es verfertigen können an den Mann bringen, und es würde mich ungemein freuen wenn Ihr meine neue Heimath welche unter schattigen Bäumen an einem kleinen Bach liegt einmal besuchen könntet.

Allein da dieser Wunsch unmöglich ist, so habe ich mir vorgenommen in 1—2 Jahren Euch selbst einen Besuch abzustatten und bitte daher Gott daß Er sowohl Euch als mich bis dahin gesund und wohl erhalten möge damit wir uns eines glücklichen Wiedersehens erfreuen mögen. Aus Eurem letzten Schreiben geliebte Eltern tünkt es mir als beschuldigt Ihr mich der Furcht je wieder Deutschland zu besuchen, muß Euch jedoch in dieser Hinsicht sagen daß Ihr sehr im Irrtum seit, denn besuche ich Deutschland so thue ich das als amerikanischer Bürger und rechtschaffener Mann und als solcher kann ich die ganze Welt ohne die geringsten Schwierigkeiten durchreisen, und Amerika weiß seine Bürger zu schützen ohne die Gnade der deutschen Aristokraten abzuwarten. In diesem Augenblick ist es mir unmöglich meinen Platz zu verlassen und Deutschland einen Besuch zu machen, da ich mein ganzes Vermögen in mein neues Geschäft angelegt habe was jetzt im guten Fortgang ist und uns über fünftausend Thaler kostet, deshalb bin ich gebunden noch eine Zeit lang hier zu bleiben und es mit aller Krafft zu betreiben ehe ich es verlassen kann und Euch einen Besuch abzustatten, seit indessen unbesorgt und verlaßt Euch darauf, daß ich Deutschland sobald es mir erlaubt ist, einen Besuch ohne Furcht abstatten werde, denn wie Ihr wißt stehe ich bereits in meinem 30sten Jahre und habe bis jetzt manchen Stürmen getrotzt und hoffe es auch noch in Zukunft thun zu können.

Zu dem neuen Jahreswechsel wünsche ich Euch alles Glück und Wohlergehen und ein langes Leben und sende Euch einliegend als ein kleines Neujahrsge- schenk 229.— Dollar, welche Ihr einziehen und nach Eurem Gutdünken verwenden wollt, jedoch wünsche ich nicht daß Ihr dieselbe in liegenden Gütern wieder verwenden sollt, sondern Euch Eure alten Tage damit erleichtern und nicht mehr für mich arbeiten sollt.

Von meinem Freund Jakob Schadt habe ich bis heute noch keine Nachrichten erhalten und weiß daher nicht wo er ist und wie es ihm geht . . . auch möchte ich gerne wissen was aus Georg Reis geworden ist von welchem ich auch noch keine Nachricht habe seitdem ich denselben verlassen habe.

Noch muß ich Euch zu wissen thun daß meine alte Heimatstadt Downieville wo ich fünf Jahre verlebte am 1. Januar 1858 in Flammen aufging und in Zeit von drei Stunden von der Stadt nur noch ein Kohlenhaufen zu sehen war, der Verlust ist ziemlich groß, jedoch ist die Stadt selbst im Aufbau wieder begriffen. Indem ich wünsche daß Euch diese Zeilen in der besten Gesundheit und Wohl-

ergehen antreffen mögen, ersuche ich Euch meinen Lehrmeister sowohl als seine Frau, alle meine Freunde und Kameraden so wie unseren Ziegler Schadt und sonstige Verwandten alle herzlich von mir zu grüßen . . .

Euer Ludwig Schadt

Downieville den 1. September 1859

Geliebte Eltern!

Alle Eure Schreiben sowie die meiner Freunde habe ich erhalten und zu meiner größten Freude daraus ersehen daß Ihr noch alle gesund seid, auch was mich anbetrifft so bin ich noch immer gesund und wohl. In meinem Geschäft hat sich bis daher viel verändert, indem ich gleich nach Empfang Eures letzten Briefes meinen Antheil daraus verkauft habe und ich mich gegenwärtig bei meinen alten Freunden in Downieville befinde, bis meine ausstehenden Gelder eingezogen sind, sobald dieses geschehen ist werde ich dieses Späth-jahr nach den Staaten gehen und von da nach Deutschland um Euch einen Besuch abzustatten wenn die Kriegezeiten bei Euch bis dorthin nicht vermehren . . .

In Eurem letzten Briefe schreibt Ihr mir auch daß ich mich sehr geirrt hätte als ein Amerikanischer Bürger nach Deutschland zu kommen, jedoch denke ich nicht und werde es Euch auch nächstes Frühjahr beweisen daß ich als Amerikaner-Bürger durch ganz Deutschland reisen kann, und allein zu Hause würde mir der Aufenthalt verboten sein, mitaus ich fügte mich unter das deutsche Badische Gesetz, und wenn ich wirklich etwas verschuldet habe nach diesem Gesetz so können sie mich bestrafen jedoch nicht eher bis ich persönlich in Willstätt erscheine, auch wünsche ich daß mein Vater keine weiteren Schritte dieser Sache wegen thut bis ich selbst persönlich komme, und werde alsdann mein Vergehen selbst abmachen, im Falle es mir nicht erlaubt würde, meine Eltern in Willstätt zu besuchen.

Auch sende ich hierbei meiner Mutter Ihrem Wunsche gemäß mein Portrait, in dem Sie mich vielleicht nicht mehr erkennen wird und wünsche nur daß uns Gott Alle gesund erhalten möge, damit wir uns nächstes Frühjahr auf deutschem Boden mit Fröhlichkeit und Vergnügen die Hände drücken können und ersuche Euch deshalb daß Ihr mir umgehend antworten wollt, da ich im Sinne habe gleich nach Empfang Eures Briefes nach den Staaten zu reisen, um dort noch einmal meine Freunde und Bekannten in St. Louis zu besuchen. . . . . Indem ich hoffe daß Euch mein letztes Schreiben von Californien in bester Gesundheit antreffen wird, wünsche ich nochmals daß uns Gott in bester Gesundheit erhalten möge damit wir uns alle nächstes Frühjahr mit Freude und Vergnügen wiedersehen mögen.

Es grüßt Euch alle nochmals herzlich

Ludwig Schadt

Beste Eltern!

Euer letztes Schreiben v. 28. July habe ich erhalten und zu meiner großen Freude daraus vernommen daß Ihr noch alle gesund seid, Neuigkeiten weis ich Euch nicht viel zu schreiben, als daß ich bis dahin noch immer bei meinem Freund Jakob Schadt bin und wir uns alle wohl befinden. Die Geschäfte gehen sehr langsam . . . meine Waren habe ich als dahin noch nicht alle verkauft, kann deshalb auch nicht bestimmen, wann ich zurückkomme nach Deutschland, in der Hoffnung, daß Euch dieses Schreiben bei guter Gesundheit antreffen möge so wie es mich verlassen hat, nebst vielen herzlichen Grüßen von Eurem Sohn

Ludwig Schadt

Auch läßt Jakob Schadt seine Eltern und Geschwister vielmals grüßen.

Anmerkung: Lieber Vater, meine Stiefel, die ich Oben stehen habe könnt Ihr anziehen, und meine Pistole, die ich in meinem Koffer habe möchtet Ihr besorgen damit sie nicht Rostet.

Ludwig Schadt ist ein Sproß des Geschlechtes der Schadt, die mit einem Haß Wilhelm Schad lt. Eintrag im Willstätter Kirchenbuch Bd. 2 im Jahre 1653 ihren Anfang nehmen und der aus Straßburg als Ziegler einwanderte. Das Geschlecht ist heute noch in mehreren Abzweigungen in Willstätt vertreten, sie begegnen uns meist als Handwerker, in deren Reihen sie als Weber, Ziegler, Schreiner, Wagner, Küfer, Bäcker, Bier-sieder und Buchbinder keine unbedeutende Rolle spielten und neben ihrem Handwerk stets noch etwas Landwirtschaft betrieben.

Der Freischärler kehrte im Jahre 1862 tatsächlich zurück und verheiratete sich lt. Eintrag Nr. 4 im Ehestandsregister des Jahres 1863 mit Elisabetha Jockers aus Willstätt. Der Ehe entsprossen sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Die beiden ältesten Söhne Ludwig und Wilhelm wanderten ebenfalls nach Nordamerika aus, eine Verbindung mit ihnen, bzw. den Nachkommen besteht nicht mehr. Der dritte Sohn, Karl, sollte das väterliche Erbe in Willstätt antreten und weiterführen, er empfand jedoch keinerlei Lust zu einem Handwerk oder der Landwirtschaft und verdiente den Lebensunterhalt als Sandzieher. 1911 fand er das Betätigungsfeld, das seiner Veranlagung entsprach. Er meldete sich durch Vermittlung des damals in Willstätt praktizierenden Arztes Dr. Hans Greß bei der Automobil und Aviatik AG in Mühlhausen-Burzweiler, stieg in kurzer Zeit zum Fluglehrer empor und stürzte Ende Juni 1912 bei einem Probeflug tödlich ab. Karl Schadt zählt zu den Pionieren der Luftfahrt, er besaß die Fluglizenz Nr. 184 vom 20. April 1912, ausgestellt in Habsheim bei Mühlhausen, auf Aviatik-Doppeldecker. Im Juni 1973 traf bei der Gemeindeverwaltung





Fluglehrer Karl Schadt, dritter von rechts, im Kreise seiner Flugschüler 1912.

in Willstätt ein Schreiben von Dr. J. M. Seither, Pilot und Spezialist für historisches Flugwesen, ein, worin Dr. Seither um biographische Unterlagen für „den berühmten Piloten und Pionier der Aviatik“ bittet. Dr. Seither beschäftigt sich seit Jahren mit der Abfassung eines „präzisen historischen Werkes über die Entwicklungsgeschichte der Flugzeuge Aviatik während der Jahre 1909 bis 1919“. Es darf angenommen werden, daß der Willstätter Flugpionier Karl Schadt in diesem Werke eine gebührende Würdigung erfährt.

## Wolfgang Schötterlin (Schütterlin) Ammeister der Stadt Straßburg

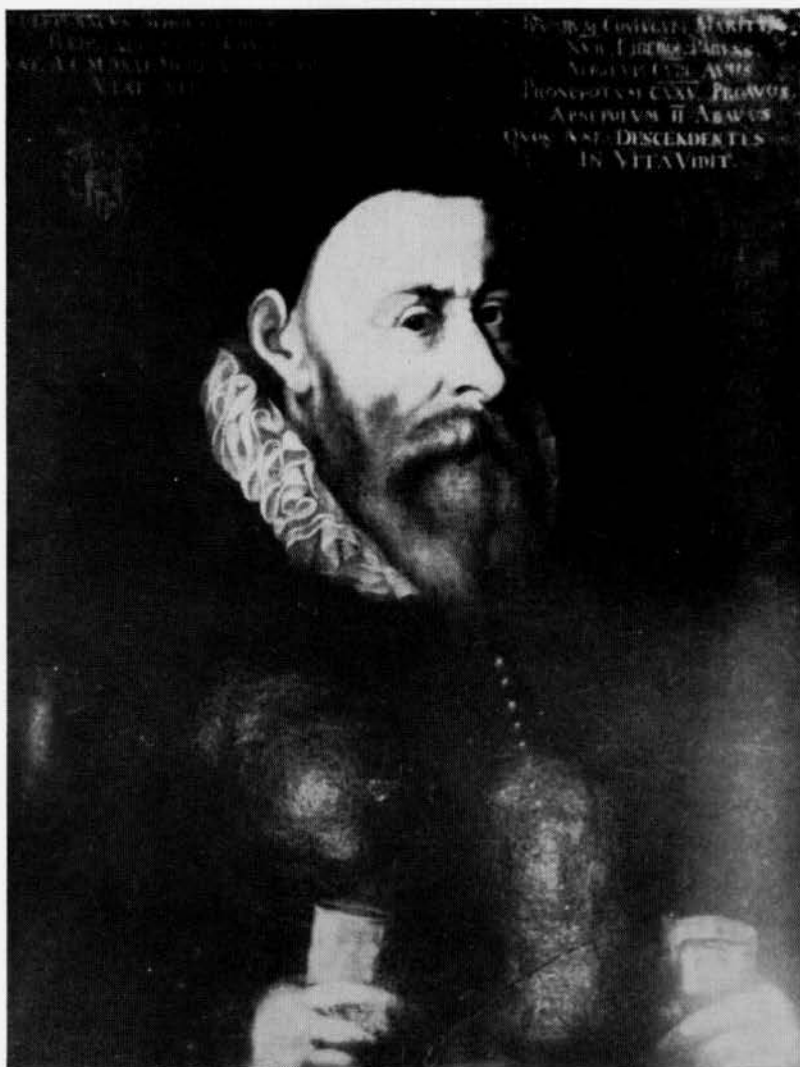
(Sohn des Willstätter Bauernführers Wolf Schütterlin)

*Von Wilhelm Schadt*

Dr. Johannes Beinert, der Geschichtsschreiber des Hanauerlandes, berichtet in seinem Werk: „Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls“ über den Bauernaufstand in Willstätt im Jahre

1525: „Aus allen umliegenden Dörfern, besonders aus Eckartsweier, Linx, Bodersweier, Kork und Sand strömten die Aufständischen nach Willstätt. Zu ihrem Hauptmann riefen sie Wolf Schütterlin, einen Wirt aus Willstätt, aus.“

Nachdem der Aufstand fehlgeschlagen und die Beteiligten von dem regierenden Hanau-Lichtenbergischen Grafen Philipp III. erbarmungslos zur Rechenschaft gezogen wurden, flüchtete Wolf Schütterlin in die freie Reichsstadt Straßburg. Sein Sohn Wolfgang wurde Ammeister in Straßburg. Dazu schrieb Landrat a. D. Helmut Maier, Nürtingen, am 24. 10. 1973 an den Schriftleiter der Ortenau: „Ist Ihnen der aus Willstätt gebürtige spätere Straßburger Handelsherr und Ammeister Wolfgang Schötterlin, geb. 1521, gest. 1612, bekannt? Ein lebensgroßes Ölbild (um 1600), auch einen Kupferstich des 92jährigen Ammeisters besitze ich, da er mein Ahn.“



Beschriftung oben links:  
Wolfgang Schötterlin viermal  
Bürgermeister der Stadt  
Straßburg geboren im Jahr  
1521 gestorben im Jahr 1612  
Alter 92 Jahre.

Beschriftung oben rechts:  
Der Ehemann zweier Frauen,  
der Vater von 17 Kindern,  
der Großvater von 108 Enkeln  
und der Urgroßvater von 125  
Urenkeln. Von den Enkeln sah  
er zwei zu Lebzeiten dahinscheiden.

EFFIGIES  
VIRI AMPLISSIMI LONDGO BERVOLI  
PRUDENTISSIMI DN WOLFFGANG SCHÖTTERLE  
Reip. Argent. Consulis emeritissimi



Beschriftung oben:

Das Bild des sehr angesehenen und erfahrenen Mannes Wolfgang Schötterle des sehr erfolgreichen Konsuls der Stadt Straßburg.

Beschriftung unten:

Ich werde mit Namen Wolfgang Schötterlin genannt viermal Consul in der Stadt Straßburg ich bin gestorben im Alter von 91 Jahren zuvor war ich Vater von je zwei und dreimal je fünf Kindern.

*Wolfgangus Schötterlinus sum nomine dictus,  
Argentinensi Consul in urbe quater.  
Annorum nonaginta ac unicus obivi.  
Binā et ter quina prole sed ante pater.*

Landrat a. D. Maier teilte mir mit, daß sich das Original des Kupferstiches im Kupferstichkabinett beim Palais Rohan in Straßburg befände. Anlässlich einer Vorsprache im Palais Rohan in Straßburg konnte der Originalstich, Größe 25/13,5 cm eingesehen werden, auch Ablichtungen werden in zuvorkommender Weise gerne zur Verfügung gestellt. Es konnte weiter festgestellt werden, daß der Name des Geschlechtes verschiedene Schreibweisen aufweist: Schötterlin, Schütterlin, Schoetterle und Schütterle.

# Gründung und Gründer der Stadt Haslach im Kinzigtal

Von *Manfred Hildenbrand*

Die Frühgeschichte Haslachs im Kinzigtal wurde bisher an Hand der historischen Quellen so gut wie nicht untersucht. Zwar versuchte Franz Schmider<sup>1</sup>, eine Entstehungsgeschichte Haslachs zu rekonstruieren, wobei er vor allem von den historischen Stadtgrundrissen und Ansichten ausging<sup>2</sup>. Er kommt zum Ergebnis, daß die Siedlung, die später Haslach genannt wurde, bereits um das Jahr 1000 entstanden sein müsse, und zwar soll der Ausgangspunkt für die Entstehung Haslachs eine Kirche gewesen sein, die zwischen 750 und 1000 von Mönchen des Klosters Gengenbach erbaut worden sei<sup>3</sup>. So scharfsinnig solche Hypothesen auch sein mögen, entbehren sie doch jeglicher urkundlichen Grundlage. Die Überlegungen Schmiders zur Entstehungsgeschichte Haslachs weisen den großen Mangel auf, daß sie fast ausschließlich von Argumenten des Städtebauers und Bauhistorikers gestützt werden, ohne jedoch die sicherlich spärlichen vorhandenen historischen Quellen genau zu untersuchen.

Auch die ältere Literatur über Haslach hat versucht, ein Gründungsdatum oder wenigstens die Ersterwähnung der Stadt zu fixieren. Bereits Hermann Öchsler behauptet<sup>4</sup>, Haslach sei wahrscheinlich unter Herzog Berthold IV. von Zähringen (1152—1186) zur Stadt erhoben worden, ohne jedoch einen urkundlichen Beweis liefern zu können. Da wir keine Gründungsurkunde der Stadt Haslach i. K. besitzen, war die These, Haslach sei eine Gründung der Herzöge von Zähringen, immer umstritten, obwohl sie von vielen

---

1 Franz Schmider, Entstehung und bauliche Entwicklung der Stadt Haslach im Kinzigtal, in: Ortenau 1971, S. 143 ff.

2 Als Grundlage dient ihm der älteste Stadtgrundriß von Haslach i. K. aus dem Jahr 1655, eine Federzeichnung von Jacob Mentzinger. Vgl. Schmider a. a. O., S. 22, 26.

3 Schmider a. a. O., S. 19.

4 Hermann Öchsler, Haslach und das Kinzigtal, in: Ortenau 1912, S. 59.



namhaften Historikern vertreten wird<sup>5</sup>. Karleopold Hitzfeld modifiziert die These noch dahingehend, daß die Gründung Haslachs in Zusammenarbeit mit dem Kloster Gengenbach und den „vielleicht den Anlaß gebenden zähringischen Vögten geschah, vor 1218“<sup>6</sup>.

Als Jahr der ersten urkundlichen Erwähnung Haslachs im Kinzigtal wurde lange Zeit das Jahr 1099 angegeben<sup>7</sup>. In der Gründungsurkunde des Klosters Alpirsbach, die um 1099 datiert wird<sup>8</sup>, werden als Gründer des Klosters genannt „Rotmannus de Husin et Adelbertus de Zolro et comes Alwicus de Sulzo“<sup>9</sup>. Die drei Männer stifteten nach vorangegangener Beratung mit Bischof Gebhard von Konstanz und dem Abt von St. Blasien das Kloster Alpirsbach mit ihren gemeinsamen Erbgütern, dem Hofe Alpirsbach, dem denselben umgebenden Wald, sodann mit anderen Gütern und Leibeigenen in „Dorinhein, Homessingin, Hebendorf, Garta, Hasela, Ueringin, Norwilo...“<sup>10</sup>. Bereits die Herausgeber des Württembergischen Urkundenbuches vermuten<sup>11</sup>, daß das erwähnte „Hasela“ Haslach im Kinzigtal sei, während die anderen Orte zweifellos mit Dornhan, Hochmössingen, Höfendorf (bei Haigerloch), Großgartach (bei Heilbronn), Vöhringen und Nordweil (bei Kenzingen im Breisgau) identisch sind. Nachdem in der älteren Literatur<sup>12</sup> der erstgenannte Stifter als Ruotmann von Hausach im Kinzigtal zu identifizieren versucht wird, hat neuerdings Hans Harter<sup>13</sup> überzeugend nachgewiesen, daß „Rotmannus de Husin“ nach Neckarhausen

---

5 Daß Haslach i. K. eine Zähringergründung sei, behaupten u. a. J. K. Kempf, Haslach im Kinzigtal und der heilige Brunnen, Haslach 1912, S. 2; Michael Walter, Die Besiedelung der Ortenau in geschichtlicher Zeit, in: Ortenau 1929, S. 75; Fritz Langenbeck, Die Besiedelung der Ortenau in geschichtlicher Zeit, in: Ortenau 1960, S. 105; Otto Göller, Haslach i. K., in: Badisches Städtebuch, Stuttgart 1959; Theodor Mayer, Besiedelung und politische Erfassung des Schwarzwaldes im Hochmittelalter, in: Mittelalterliche Studien, Lindau/Konstanz 1959, S. 420; Karl Siegfried Bader, Burg, Dorf und Stadt der Ortenau im Mittelalter, in: Ortenau 1962, S. 21. Gegen die Annahme, Haslach i. K. sei eine Gründung der Zähringer, wendet sich vor allem Franz Schmider a. a. O., S. 25. Vgl. neuerdings auch Otto Kähni, Die Ortenau in Geschichte und Gegenwart, in: Badische Heimat, Ekkhart 1974, S. 141.

6 Karleopold Hitzfeld, Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, Teil III, in: Ortenau 1961, S. 94. Vgl. auch Dieter Kauß, Die Mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, Bühl 1970, S. 12.

7 So von Albert Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. I, Heidelberg 1904, Sp. 858; Max Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, Tübingen 1908, S. 586; J. K. Kempf a. a. O., S. 2; Ludwig Heizmann, Der Amtsbezirk Wolfach in Vergangenheit und Gegenwart, Offenburg 1929, S. 9; Edith Zehe, Die Städte des Schwarzwaldes, Erlangen 1930, S. 37; Otto Göller, Badisches Städtebuch a. a. O.; derselbe, Haslach die Hansjakobstadt, in: Badische Heimat 1935, S. 296 und andere.

8 Württembergisches Urkundenbuch, Bd. I, Stuttgart 1849, S. 315. Im folgenden WUB zitiert.

9 WUB I, S. 315.

10 WUB I, S. 315/316.

11 WUB I, S. 317, Anmerkung.

12 Karl J. Glatz, Geschichte des Klosters Alpirsbach, Sraßburg 1877, S. 5.

13 Hans Harter, „Rotmannus de Husin“ — Mitstifter des Klosters Alpirsbach, in: Alemannisches Jahrbuch 1968/69, S. 6 ff.

(Gemeinde Betra, Kreis Hechingen) lokalisiert werden muß, ja, im 11. und 12. Jahrhundert eine Adelsfamilie der „Herren von Husen“ in Hausach im Kinzigtal gar nicht existierte<sup>14</sup>.

Genauso wie „Husen“ ein „Allerweltsname“ ist, der im Mittelalter im badisch-württembergischen Raum ungefähr fünfzehnmal als Ortsname vorkommt, ist auch der Ortsname „Hasela“ im Mittelalter für mehrere Orte in Baden und Württemberg gebräuchlich. Da die These, „Rotmannus de Husin“ sei nach Hausach zu lokalisieren, nicht mehr haltbar ist, erscheint es ebenso abwegig, daß mit dem im Gründungsbericht des Klosters Alpirsbach erwähnten „Hasela“ Haslach im Kinzigtal gemeint sein konnte. Es erscheint uns unwahrscheinlich, daß einer der drei Klosterstifter, weder Ruotmann von Neckarhausen, noch Alwig von Sulz, noch Adelbert von Zollern, „predia et mancipia“<sup>15</sup> im mittleren Kinzigtal, welches damals schon fest in der Hand der Zähringer war<sup>16</sup>, besaß. Zwei „Hasela“ in Württemberg erscheinen uns für eine Lokalisierung zutreffender: Haslach bei Herrenberg, 25 Kilometer von Neckarhausen, dem Stammsitz des Ruotmann entfernt, oder Hohenhaslach, das 20 Kilometer südlich von Großgartach liegt, wo sich ein „predium“ Ruotmanns befand. Beide Orte werden in mittelalterlichen Quellen genauso wie Haslach im Kinzigtal „Hasela“ oder „Haselahe“ genannt<sup>17</sup>. Die räumliche Nähe zu Neckarhausen läßt es am wahrscheinlichsten erscheinen, daß das in der Gründungsurkunde des Klosters Alpirsbach erwähnte „Hasela“ mit Haslach bei Herrenberg identisch ist.

Wenn 1099 nicht als Ersterwähnung von Haslach im Kinzigtal in Frage kommt, wann wurde es später dann urkundlich zum ersten Male genannt? Die erste quellenmäßig gesicherte Erwähnung Haslachs i. K. fällt in den kirchlichen Bereich: Am 1. April 1240 wird ein „Henricus vicarius in Haselahe“<sup>18</sup> in Zusammenhang mit dem Kloster Gengenbach erwähnt. Hier taucht also zum ersten Mal die Pfarrei Haslach auf, die offenbar vom Kloster Gengenbach aus gegründet wurde<sup>19</sup>. 1247 wird schließlich in einer Papsturkunde ein „Reinboldus rector ecclesia de Haselahe“ genannt, wobei ausdrücklich betont wird, daß dieser aus Gengenbach stamme<sup>20</sup>. Dieter Kauß vermutet, daß die Pfarrei Haslach i. K. noch vor der Jahrtausend-

---

14 Hans Harter, Gab es „Herren von Hausach“?, in Ortenau 1972, S. 67 ff.

15 WUB I, S. 315.

16 K. S. Bader, Der deutsche Südwesten in seiner territorialen Entwicklung, Stuttgart 1950, S. 38; Berthold Sütterlin, Geschichte Badens, Bd. I, Karlsruhe, 2. Aufl. 1968, S. 178, 182.

17 Beschreibung des Oberamtes Herrenberg. Hrsg. v. d. königl. statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1855, S. 204; Beschreibung des Oberamtes Vaihingen. Hrsg. v. d. Königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1856, S. 169/170.

18 Generallandesarchiv Karlsruhe 30, 173.

19 Dieter Kauß a. a. O., S. 152, 192.

20 Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Bd. IV, Straßburg 1882, Nr. 128, S. 81.

wende entstanden sei<sup>21</sup>, wobei „Gengenbach klar als markanter Ausgangspunkt kirchlicher Organisation im Kinzigtal und vielleicht darüber hinaus zum Ausdruck“ kommt<sup>22</sup>. Urkundlich läßt sich diese frühe Datierung von Kauß allerdings nicht belegen.

Schon J. B. Trenkle<sup>23</sup> und E. Gothein<sup>24</sup> haben auf die Bedeutung des Silberbergbaus für die Besiedelung des Schwarzwaldes im frühen Mittelalter aufmerksam gemacht. Leider fehlt bis heute eine eingehende Erforschung der Geschichte des Schwarzwälder Bergbaus, so daß viele aus ihr resultierenden siedlungsgeschichtlichen Details des 11. bis 13. Jahrhunderts nur schwer zu rekonstruieren sind. Es fällt jedoch auf, daß die erste gesicherte urkundliche Erwähnung des mittleren Kinzigtals im Zusammenhang mit dem Bergbau geschieht.

Der Silberbergbau taucht bereits 1028 im Südschwarzwald auf, als König Konrad II. in einer Regalverleihung an das Bistum Basel Silberbergwerke in verschiedene Talschaften überwies<sup>25</sup>. Die Basler Bischöfe haben ihre Silbergruben aber nicht selbst betrieben, sondern gaben ihr Bergregal weiter an ihre Vögte, die Herzöge von Zähringen. Nach dem Tode des letzten Zähringers, Herzogs Berthold V., im Jahre 1218 ging der rechtsrheinische Besitz der Zähringer auf den Grafen Eginio V. von Urach-Freiburg, den Sohn Eginos IV. und der Agnes von Zähringen, über<sup>26</sup>. Eginio V. versuchte, auch das Bergregal für die Silbergruben des Schwarzwaldes verliehen zu bekommen, da dieses nach dem Aussterben der Zähringer als Reichslehen wieder an den Kaiser zurückgefallen war. In der Auseinandersetzung zwischen Kaiser Friedrich II. und seinem Sohn Heinrich (VII.) stellte sich Eginio V. auf die Seite des jungen Staufers, wahrscheinlich, weil er glaubte, von Heinrich (VII.) größere territoriale Vorteile zu bekommen<sup>27</sup>. Er sah sich in dieser Erwartung auch nicht enttäuscht; denn im Februar 1234 wurden ihm von Heinrich (VII.) die Silberbergwerke sowie das Forst- und Wildbannrecht im Breisgau als Basler Lehen zugesprochen<sup>28</sup>, und am 14. Juli 1234 verlieh ihm Heinrich (VII.) auch das Gold- und

---

21 Dieter Kauß a. a. O., S. 148.

22 Ebenda.

23 J. B. Trenkle, Geschichte der Schwarzwälder Industrie, Karlsruhe 1874, S. 49.

24 Eberhard Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, Bd. I, Straßburg 1892, S. 210.

25 Rudolf Metz, Bergbau und Hüttenwesen in den Vorlanden, in: Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, Bd. II, Freiburg 1959, S. 132.

26 Heinrich Büttner, Eginio von Urach-Freiburg, der Erbe der Zähringer, Ahnherr des Hauses Fürstenberg, Donaueschingen 1939, S. 8.

27 Heinrich Büttner a. a. O., S. 28.

28 Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. I, Tübingen 1877, Nr. 372, S. 163/164. Im folgendem FUB zitiert. Vgl. auch Freiburger Urkundenbuch, bearbeitet v. Friedrich Hefe, Bd. I, Freiburg 1940, Nr. 52, S. 39.

Silberregal im Bereich der Flüsse Rench, Wiese<sup>29</sup>, Brigach, Kinzig bis Gengenbach, Mühlenbach, Elz, Dreisam, Breg, Donau bis Immendingen sowie in den angrenzenden Bergen<sup>30</sup>.

Aus dieser Urkunde Heinrichs (VII.) geht ohne Zweifel hervor, daß es damals schon im mittleren Kinzigtal Silberbergbau gab. Bei Haslach mündet der in der Urkunde erwähnte, vom Südosten her kommende Mühlenbach in die Kinzig. Die Vermutung liegt nahe, daß bereits die Zähringer das Bergregal im mittleren Kinzigtal als Reichslehen besaßen und im Raum Haslach Silberbergbau betrieben haben. Zur Beherrschung des mittleren Kinzigtals und zum Schutze der Bergwerke wurde Haslach offensichtlich zunächst als Siedlung gegründet. Der Platz für die neue Siedlung lag verkehrspolitisch sehr günstig am Schnittpunkt des uralten Verkehrsweges der Kinzigtallinie mit der Paßstraße zum Elztal und nach Freiburg. Man muß sich die von den Zähringern wohl zwischen 1100 und 1200 gegründete Siedlung als Mittelpunkt eines ausgedehnten Silberbergbaus vorstellen. Silbererze und silberhaltige Bleierze<sup>31</sup> schürfte man damals sicherlich schon längs des Gehänges der Kinzig von Haslach bis nach Fischerbach, in Schnellingen, Bollenbach und an den Hängen von Haslach bis nach Mühlenbach. Schon W. M. Vogelsang<sup>32</sup> weist im Haslacher Bereich „viele zum Teil kaum noch kenntliche Reste eines uralten, jedenfalls schon vor dem Anfange des 16. Jahrhunderts betriebenen Bergbaues“ nach. Einige hundert Bergleute dürften schon damals in den Silbergruben im Raume Haslach beschäftigt gewesen sein. Inmitten dieses Bergbaugebietes lag die schnell wachsende Siedlung Haslach, das wirtschaftliche Zentrum des zähringischen Bergbaus im mittleren Kinzigtal. Bald wird Haslach zum Markt für die Bedürfnisse der Bergbaureviere und zum Handelsplatz für das gewonnene Edelmetall.

---

29 Diese beiden Namen sind nicht die Rench und Wiese (Feldbergwiese), sondern zwei kleine Bäche bei Schollach und Eisenbach, die heute Rengenbach und Wiesenbach heißen. Vgl. die geographischen Bestimmungen bei Friedrich Hefe, Freiburger Urkundenbuch, Bd. I, S. 42, Anmerkung.

30 FUB I, Nr. 379, S. 166/167; Freiburger Urkundenbuch I, Nr. 54, S. 41/42: „Renchental, Wisen, Brigen, Kinzechen usque Gengenbach et nominatim Milenbach, Elzach, Treysenia, Brega et Danubio usque ad Ymmendingen, cum universis rivis, qui predictis fluminibus recipiuntur, et cum eorundem fundis, necnon universis montanis eisdem fluminibus et rivis superiacentibus...“ Man hat aus dieser Verleihung geschlossen, daß an der Kinzig und den anderen erwähnten Gewässern im Mittelalter Gold gewaschen worden sei. Dies ist jedoch bei dem nahezu völligen Fehlen von Goldvorkommen im Schwarzwald sehr fraglich. Die Belehnung in der Königsurkunde von 1234 ist so aufzufassen, daß Egeno V. für den Fall, daß Gold in jenem Gebiet gefunden werden sollte, auch darüber verfügen konnte. Vgl. Rudolf Metz, Max Richter, Horst Schürenberg, Die Blei-Zink-Erzgänge des Schwarzwaldes. Beihefte zum Geologischen Jahrbuch, Heft 29, Hannover 1957, S. 223.

31 Silber kam hier meistens in Form von Bleiglanz vor. 500 Gramm Silber wurden aus einer Tonne Erz gewonnen.

32 Wolfgang Moritz Vogelgesang, Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigthaler Bergbaues Karlsruhe 1865, S. 121.



Zum Schutze des aufstrebenden Silberbergbaus und seines Marktes entstehen rund um Haslach ein Kranz von Burgen. Es sind dies folgende Burgen: die Burg Waldstein, die Burg Fischerbach, die Burg Weiler, die Burg Schnellingen, die Burg Büchern, die Burg Mühlenbach und die Heideburg<sup>33</sup>. Die meisten dieser Burgen sind allerdings erst im 14. Jahrhundert urkundlich nachweisbar. Wie bei vielen anderen mittelalterlichen Burganlagen besagt dies jedoch nicht, daß sie nicht viel früher existierten. Ministeriale der Zähringer betrieben und bewachten den Bergbau. Sie saßen meistens auch als Burgherren auf den Burgen rund um Haslach. Ministeriale der Zähringer waren offenbar die Herren von Schnellingen und die Herren von Mühlenbach. Bereits 1293 werden ein „Frischelin von Snellingen“<sup>34</sup>, 1297 Ritter Rudolf von Schnellingen<sup>35</sup>, 1303 und 1309 ein „Herr Wernher von Milenbach“<sup>36</sup> urkundlich erwähnt. Zu den Ministerialen der Zähringer müssen wir auch die Herren von Buechern und die Herren von Bärenbach<sup>37</sup> zählen. 1313 war „Claus von Buchorn“ „voget von Haselahe“<sup>38</sup>, 1303 erfahren wir in einer Schenkungsurkunde von einem „Ritter Cunrat von Berenbach“<sup>39</sup>.

1221 taucht ein Eberhard von Haslach auf, der ausdrücklich als Ministeriale der Grafen von Freiburg bezeichnet wird<sup>40</sup>. Die Lokalisierung dieses „Ebirhardus de Hasela“ nach Haslach bei Freiburg, wie sie der Bearbeiter des Fürstenbergischen Urkundenbuches vornimmt<sup>41</sup>, erscheint uns eine reine Hypothese, die nur durch die Bemerkung in der Urkunde von 1221 gestützt wird, daß Eberhard von Haslach dem Kloster Tennenbach bei Freiburg Güter schenkt. Wo diese Güter liegen, wird in der Urkunde nicht genannt. Außerdem genügt die räumliche Nähe von Tennenbach zu Freiburg-Haslach nicht, um eine solche Lokalisierung vorzunehmen. Auch Adlige aus dem Kinzigtal schenken zur gleichen Zeit dem Kloster Tennen-

33 Vgl. die Beschreibung dieser Burgen in Ortenau 1970, S. 422 ff.

34 Generallandesarchiv Karlsruhe 30, 165.

35 FUB I, Nr. 644, S. 329.

36 Freiburger Urkundenbuch II, S. 27, S. 127. Die Herren von Milenbach saßen als Burgherren auf der Burg Mühlenbach, die sich auf dem „Birkle“ dem Abschluß eines Höhenzuges zwischen Büchern- und Fannistal (Gemarkung Mühlenbach) befand. Diese Burg lag direkt an der Paßstraße ins Elztal und in den Breisgau.

37 Die Herren von Buchhorn oder Buechern hatten ihre Burg auf der Anhöhe im Bücherntal (Gemarkung Mühlenbach), die heute Gummerstein heißt. Dort gibt es auch noch die Flurnamen „Burggraben“ und „Burgwald“. Das Bücherntal ist ein Seitental des Mühlenbacher Tals. Das ebenfalls auf der Gemarkung Mühlenbach liegende Seitental Bärenbach hatte dem Dienstmannengeschlecht der Herren von Berenbach oder Bernbach bzw. Berbach den Namen gegeben. Wahrscheinlich befand sich in diesem Seitental im frühen Mittelalter auch eine Burg. Vgl. Manfred Hildenbrand, Die Burg Mühlenbach, in: Ortenau 1970, S. 446 ff.

38 FUB II, Nr. 70, S. 49.

39 FUB II, Nr. 12, S. 9.

40 FUB I, Nr. 192, S. 104/105.

41 FUB I, S. 105, Anmerkung.

bach Güter. So erhält dieses Kloster im 13. Jahrhundert beispielsweise von den Schenken von Schenkenzell Güter<sup>42</sup>. Die Lokalisierung des „Ebirhardus de Hasela“ nach Haslach im Kinzigtal erscheint uns wahrscheinlicher. Er dürfte in die Reihe der Ministerialen gehören, die für den Bergbau im mittleren Kinzigtal verantwortlich waren.

1152 wird schließlich noch ein „Egelolfus de Hasela“ erwähnt, der in Begleitung von anderen Adligen und Ministerialen mit Herzog Berthold IV. von Zähringen im Kloster St. Peter auf den Höhen des Schwarzwaldes weilt<sup>43</sup>. Seine Lokalisierung nach Haslach bei Freiburg erscheint uns problemloser, da er nicht als Ministeriale des Zähringerherzogs, sondern ausdrücklich als „liber atque nobilis“<sup>44</sup> bezeichnet wird. Um Berthold IV. scharte sich damals in St. Peter eine ganze Reihe von Edelfreien, die alle in die Nähe von Freiburg lokalisiert werden müssen, etwa die ebenfalls in dem Bericht über den Besuch Bertholds IV. erwähnten Wernher von Uffhausen (bei Freiburg) oder Konrad von Schwarzenberg (bei Waldkirch).

Auch die Lokalisierung des 1092 im Gründungsbericht des Klosters St. Georgen genannte „Adelbertus de Hasela“<sup>45</sup> nach Haslach bei Freiburg, wie dies der Herausgeber der Quelle versucht, erscheint uns nicht gesichert, zumal in der gleichen Quelle etwa zur gleichen Zeit auch andere Adlige aus dem Kinzigtal und Gutachtal genannt werden, so beispielsweise Friedrich und Arnold von Wolfach sowie Bruno und Konrad von Hornberg<sup>46</sup>. Auch hier läge eine Lokalisierung nach Haslach im Kinzigtal im Bereich des Möglichen, wobei damit für die Ersterwähnung von Haslach im Kinzigtal ein mögliches Datum gefunden wäre, das noch vor dem bisher fälschlicherweise angenommenen Jahr 1099 liegt.

Nach dem Aussterben der Zähringer fiel das Bergbaugebiet des mittleren Kinzigtals mit seinem Zentrum Haslach sowie dem Bergregal als Reichslehen an den König zurück. Die Erben der Zähringer, die Grafen von Freiburg, versuchten, dieses begehrte Bergregal wieder verliehen zu bekommen. Dies gelang schließlich im Jahre 1234, wie bereits oben geschildert, dem Grafen Eginos V. von Urach-Freiburg. Wie wertvoll dieses Bergbaugebiet für den Sohn Eginos V., den Grafen Heinrich I. von Fürstenberg war, zeigt die Tatsache, daß er 1250 im Konflikt mit dem Bischof von Straßburg, der genau wie die Söhne Eginos V. die staufischen Besitzungen

---

42 An dieser Stelle sei Herrn Studienrat Hans Harter, Hausach, für diese Information gedankt.

43 J. F. Schannat, *Vindemiae literariae*, Bd. I. Fulda/Leipzig 1723, S. 162/163.

44 J. F. Schannat a. a. O., S. 163.

45 O. Holder-Egger, *Monumenta Historica Scriptorum* XV, 2, S. 1016.

46 MGSS XV, 2, S. 1016; MGSS XV, 2, S. 1021.

in der Ortenau beanspruchte, bereit war, auf das ganze vordere Kinzigtal samt Offenburg, Ortenberg und Gengenbach zu verzichten, nicht jedoch auf das mittlere Kinzigtal, wo die Silbergruben waren. Ausdrücklich wird Heinrichs I. Anspruch auf Steinach, Haslach und Biberach in dem Kompromiß mit dem Bischof von Straßburg hervorgehoben<sup>47</sup>.

Vor allem eine Königsurkunde aus dem Jahre 1278 weist auf die zähringische Gründung Haslachs hin<sup>48</sup>. Am 19. August 1278 erneuert König Rudolf von Habsburg dem Grafen Heinrich I. von Fürstenberg im Lager bei Marcheck<sup>49</sup>, für seine Städte Villingen, Fürstenberg, Haslach und Dornstetten das altgewohnte Privileg, daß die Bürger ihren Gerichtsstand ausschließlich vor ihrem eigenen Stadtgericht haben dürfen und nicht vor ein auswärtiges Gericht gezogen werden sollen. Haslach wird hier wie die übrigen drei Städte zum ersten Mal als „oppidum“ bezeichnet. Ausdrücklich wird in der Urkunde auf ältere Gerechtsame aus der Zeit des Grafen Eginow V. von Urach-Freiburg, des Herzogs Berthold V. von Zähringen und der anderen zähringischen Vorfahren hingewiesen<sup>50</sup>. Eindeutig erscheint hier Haslach im Kinzigtal als eine Zähringergründung, eine Siedlung, die durch die Initiative der Zähringer entstanden ist, die durch die Herzöge von Zähringen wahrscheinlich im Laufe des 12. Jahrhunderts zur Stadt erhoben wurde und als solche alle Privilegien eines „oppidum“ besaß. Daß Heinrich I. von Fürstenberg sich hier offensichtlich in der rechtlichen Kontinuität der Zähringer sieht, wird durch die Formulierung „qui legitime possiderunt“ unterstrichen.

Die Zähringer hatten Haslach und die übrigen genannten Städte als Reichslehen, also beanspruchten die Fürstenberger als die Erben der Zähringer diesen förmlichen Rechtstitel für ihre Städte ebenfalls. Den erhielt nun Graf Heinrich I. dadurch, daß ihm König Rudolf am 24. Mai 1283 unter

---

47 FUB I, Nr. 427, S. 195: „si quod habeo vel habere videor in Offenburc, Ortenberc, Gengenbach et eorum attinentiis, eidem ecclesie scilicet Argentinensi cedo et confero libere et in totum, preter Stenahe, Haselahe, Biberahe cum attinentiis eorum, quod nunc detineo.“ Vgl. auch Hans-Martin Pillin, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter. Phil. Diss. Freiburg i. Br. 1966, S. 11.

48 FUB I, Nr. 525, S. 256/257. Vgl. auch Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen, Bd. I: Urkunden. Bearbeitet v. Hans-Josef Wollasch, Villingen 1970, S. 5.

49 Am 26. August 1278 fand die Schlacht auf dem Marchfeld gegen König Ottokar von Böhmen statt. Graf Heinrich I. hatte zur Vorlage der Urkunde also einen für ihn äußerst günstigen Zeitpunkt gewählt. Nach der Klingerberger Chronik war Graf Heinrich I. in dieser Schlacht Bannerträger König Rudolfs von Habsburg. Heinrich und Rudolf waren Blutsverwandte, was in der Urkunde von 1278 ausdrücklich betont wird („nostro consangineo“).

50 „Villingen, Vurstenberg, Haselach, Dornstetten et alia sua oppida quecumque . . . patris sui ac . . . ducis de Zaeringen aliorumque progenitorum suorum temporibus, qui eadem legitime possiderunt . . .“ (FUB I, Nr. 525, S. 256).

Zustimmung der Fürsten des Reiches die beiden Städte Haslach und Villingen als erbliches Reichslehen übertrug<sup>51</sup>. Die große Bedeutung Haslachs als Bergbaustadt im Mittelalter deutet eine Urkunde aus dem Jahre 1314 an<sup>52</sup>, in der von „15 Mark Silber Haselahr geweges“<sup>53</sup> die Rede ist. In der Markstadt Haslach wurde das Silber gesammelt und gewogen und in Barren gegossen, nachdem es in mühevoller Arbeit gewonnen worden war. Von hier aus wurden die Silberbarren über die Paßstraße durchs Elztal nach Freiburg, dem Zentrum des mittelalterlichen Silberbergbaus und -handels im Schwarzwald gebracht.

Der Silberbergbau, der ab dem Jahre 1000 im Schwarzwald zu verzeichnen ist, hat nicht nur Haslach im Kinzigtal als Zähringerstadt entstehen lassen. Bergstädte erscheinen in den abgelegensten Tälern des Schwarzwaldes. Im Süden wird 1283 die „communitas civium“ von Todtnau erwähnt, im gleichen Jahr die „cives“ von Sulzburg, und bereits 1262 stoßen wir ganz in der Nähe von Haslach i. K. auf Prinzbach als die am frühesten nachweisbare Bergstadt des Schwarzwaldes<sup>54</sup>.

---

51 FUB I, Nr. 584, S. 283. Vgl. auch Georg Tumbült, Das Fürstentum Fürstenberg, Freiburg i. Br. 1908, S. 16.

52 FUB II, Nr. 72, S. 49/50.

53 1 Mark Silber war ein Silberbarren, der 235 Gramm wog.

54 Hektor Amann/Rudolf Metz, Die Bergstadt Prinzbach, im Schwarzwald, Lahr 1956, S. 10.



„Mîner frouwen minnestricke . . .“

## Bruno von Hornberg in Wort und Bild

Von Johannes Werner

Als die Herren aus dem ritterlich-patrizischen Geschlecht derer von Manesse, wie zumindest eine heftig umstrittene Überlieferung es wahrhaben will, die Ernte des Minnesangs in die jetzt nach ihnen benannte Handschrift einbringen ließen (dies zu Zürich, am Anfang des 14. Jahrhunderts) — da war die Blüte jener Dichtkunst, war „Des Minnesangs Frühling“<sup>1</sup> freilich schon vergangen; wie denn ohnehin der Gestus des Sammeln und Bewahrens einem spätzeitlichen, epigonalen Bewußtsein entspricht, indem er sich richtet auf Dinge, die von Verlust bedroht wie zugleich aus Eigenem unergänztbar scheinen. Real vergangen waren die Ideale der staufischen Adelskultur; die Manesse selber, als von der Burg in die bürgerliche Stadt Hinabgestiegene, dafür der Beweis. So mußte, aus historischer Distanz, das groß angelegte Vorhaben ein doppelt schwieriges sein: es galt nicht nur, das Wort der Dichtung aus bislang vorwiegend mündlicher, gesprochener und gesungener Tradition beizubringen, sondern auch das ebenso flüchtige Bild der Dichter dem noch beizufügen. Auf 426 Blatt Pergament kamen 6 000 Strophen, 138 Porträts dergestalt zusammen, womit eine ganze Werkstatt von Schreibern und Malern auf Jahre ins Brot gesetzt war; ungeheuer der Aufwand für Material und Arbeit.<sup>2</sup>

Die sogenannte Manessische Liederhandschrift, die Große Heidelberger Liederhandschrift C, der Codex palatinus germanicus 848 bewahrt auch vier Lieder des Minnesängers Bruno von Hornberg samt einer ihn (als den 81., auf fol. 251 r) darstellenden Illustration. Diese aber konnte kaum auf unmittelbare Anschauung sich stützen (die für das mittelalterliche Bildnis auch gar keine Rolle spielte), mußte ihn vielmehr gleichsam rekonstruieren.

---

<sup>1</sup> So heißt die maßgebliche, durch Carl von Kraus nach Karl Lachmann, Moriz Haupt und Friedrich Vogt edierte Ausgabe früherer Dichtung (Stuttgart 1950 u. ö.).

<sup>2</sup> Vgl. Wieland Schmidt, *Die Manessische Handschrift*. Berlin 1965; Herta-Elisabeth Renk, *Der Manessekreis, seine Dichter und die Manessische Handschrift* (= Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur 33). Stuttgart — Berlin — Köln — Mainz 1974.

Und sie rekonstruierte das Bild des Dichters aus dem Wort seiner Dichtung; auf eine Weise, die ihn zur typischen Verkörperung dessen hat werden lassen, was Minnesang heißt.<sup>3</sup>

Doch ist hier Vorsicht geboten, denn wie die Stifter des Bandes bleiben auch einige der in ihm Versammelten dunkel. Zu ihnen gehört eben Bruno von Hornberg, unter welchem Namen gleich mehrere Vertreter jener freiherrlichen Familie ob der Gutach belegt sind: der erste urkundet 1219, der zweite 1234 und 1276, der dritte von 1275 bis 1310. Obzwar die Philologie, aufgrund gewisser Parallelen zur Sprache des Gottfried von Neifen und seines Kreises, dem mittleren als dem wahren Dichter sich zuneigt<sup>4</sup>, so ist doch historisch unanfechtbar nur das Denkmal, das die Manessische Handschrift in Wort und Bild ihm gesetzt hat.

Dieses Bild: es zeigt rechts den vom Rahmen seitlich angeschnittenen, in der Höhe aber zur Gänze sichtbaren Turm einer Burg; aus einem Rundbogenfenster in dessen oberem Geschoß, dicht unter dem Zinnenkranz, neigt sich Bruno seiner Dame entgegen, die — auf einem von links kommenden Pferd sitzend — seine gefalteten Hände mit der Linken faßt und mit der Rechten ein goldenes Band um sie schlingt. Über ihr füllen Wappenschild und Helmzier des Hornbergers das Blatt.

Dieses Bild des Dichters spielt an auf das Wort seiner Dichtung, ja ist eigentlich erst aus ihm hervorgegangen (ein von der Manessischen Handschrift recht selten geübtes Verfahren, wiewohl sie etwa Walther von der Vogelweide in der berühmten Pose des „Ich saz ûf eime steine ...“ zeigt). Singt doch das zweite Lied deutlich genug von dem „gebende“, der Liebesfessel, und davon, daß sie vielleicht niemals gelöst würde, daß man von ihr „niemer wurde erlöst“ (II/1, 1 bzw. 1, 4)<sup>5</sup>; während das erste klagt:

---

<sup>3</sup> Deshalb auch wird das Bild oft als exemplarisches und repräsentatives angeführt; z. B. in: Hans Weigert, Geschichte der europäischen Kunst. Tafelband. Stuttgart 1951, T. 142.

<sup>4</sup> Vgl. Carl von Kraus, Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts Bd. 2 (= Kommentar). Tübingen 1958, S. 20 f.; und Wolfgang Stammer (Hrsg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 1. Berlin-Leipzig 1933, Sp. 303. Karleopold Hitzfelds Aufsatz „Die Schlösser bei Hornberg“ — in Die Ortenau 50 (1970), S. 373—402 — hat sich für den dritten Bruno entschieden (S. 382, S. 384 f.) und ist auch sonst von Zweifelhafte nicht frei: weder verdient es der Dichter, durch das Prädikat „wandernder Sänger“ mit den Vaganten auf eine (sozial viel tiefere) Stufe gestellt zu werden, noch gibt es Grund zur Annahme, er habe seine Dichtungen „aufgeschrieben“; daß auf seiner Burg „berühmte Ritterzählungen gesungen“ worden seien, stimmt im Zeitalter der Buchepik erstens nicht mehr und ginge ihn zweitens als Lyriker auch gar nichts an; und seine lyrischen Lieder hat er außerdem wohl kaum „auf der Harfe“, statt dessen aber auf einem Streichinstrument nach Art der Fidel improvisierend begleitet, also nicht eigentlich „vertont“ (vgl. Roger Bragard/Ferd. J. de Hen, Musikinstrumente aus zwei Jahrtausenden. Folge II = Mittelalter. Stuttgart 1968, S. 40) — was wiederum ein Bild der Manessischen Handschrift vorführt, das letzte, worauf „Der Kanzler“ zu sehen ist (ebda. S. 64, T. II/20).

<sup>5</sup> Zitate nach: Carl von Kraus, Deutsche Liederdichter ... Bd. 1 (= Text). Tübingen 1952, S. 22—25.

Mîner frouwen minnesticke  
hânt gebunden mir den lîp,  
unde ir liechten ougen blicke. (I/4, 1-3)

Die Liebesbande meiner Dame  
haben mich umstrickt,  
und dazu der helle Blick ihrer Augen.

Doch hat solche Klage darüber, von der Dame und an die Dame gefesselt zu sein — „und doch twingent mich ir bant!“ (I/2, 7) — sowie in ihrem Bann zu stehen, mit wirklichem Erleben ebensowenig zu tun wie, trotz Übersetzung, wirkliche Liebe mit dem, was damals Minne hieß. Denn es war diese größtenteils eine Fiktion und ein artifizielles, konventionelles Gesellschaftsspiel der höfisch-ritterlichen Kreise, Mode, Rhetorik, unverbindliche aber kultivierte Galanterie.

Was jedoch, wenn nicht echt empfundenes Gefühl, verbirgt sich dann hinter jener vielbesungenen Minne? Darauf antwortet wie kaum ein anderes das Bild, welches das Wort von ihren Fesseln und Banden zitiert. Sie werden mit gefalteten Händen entgegengenommen — gewiß eine Gebärde freiwilliger Hingabe und Wehrlosigkeit, zugleich auch eine der Anbetung. Indessen ist sie im letzteren Sinn nicht ohne Zwischenglied aus dem ersteren abzuleiten: das Falten der Hände im Gottesdienst setzt bereits voraus die so übliche Haltung im Herrendienst, weil nämlich, gemäß dem bereits altfränkischen Rechtsinstitut der *commendatio*, der Lehensmann solcherart sein Lehen empfing; und erst daraufhin konnte die Gebärde, als nunmehr hochbedeutendes Zeichen, auf sein Verhältnis zu Gott wie zur Dame übertragen werden.<sup>6</sup>

Mit der lehensrechtlich gefüllten Formel „mîne hende valde ich ir“<sup>7</sup>, die sie Bruno in den Mund zu legen scheint, macht die Illustration auf selten klare Weise anschaulich, was seinen und allen Minnesang begründet: „daß in dem Treugelöbnis und der erotischen Hörigkeit des Mannes nur die allgemeinen Rechtsbegriffe des Feudalismus zum Ausdruck kommen und daß die höfisch-ritterliche Konzeption der Liebe nur die Übertragung des politischen Vasallitätsverhältnisses auf die Beziehung zur Frau“ ist und das Lied des Minnesängers „die Sublimierung seiner sozialen Gebundenheit“<sup>8</sup>. Wendet er sich ja stets (sofern er nicht mit Neidhart von Reuental,

6 Vgl. Jacob Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer*. Bd. 1. 4. Aufl. Leipzig 1899, S. 192—194; Engelbert Kirschbaum (Hrsg.) *Lexikon der christlichen Ikonographie*. Bd. 2. Rom-Freiburg-Basel-Wien 1970, Sp. 215; Ewald Jammers, *Das Königliche Liederbuch des deutschen Minnesangs*. Eine Einführung in die sogenannte Manessische Handschrift. Heidelberg 1965, S. 44 und S. 70.

7 Zit. nach Grimm, a. a. O. S. 193.

8 Arnold Hauser, *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*. München 1972, S. 223 (hier basierend auf den Thesen Eduard Wechsslers); das Folgende in Anlehnung an S. 224—228.



Illustration aus der sogenannten Manessischen Liederhandschrift. Der Ritter im Burgfenster stellt Bruno von Hornberg dar.

Klischee: Stadtverwaltung Hornberg



konkret die Liebe statt der Minne anvisierend, ins dörflich-bäuerliche Milieu ausweicht) an die höhergestellte und gar verheiratete Dame, die Herrin und Gattin seines Herrn; was sozial als auch moralisch nur das Singen, nicht aber das Tun zuläßt, in der Polarität und nicht der Synthese ein Genügen findet. Gewiß hängt dies damit zusammen, daß die Herrin den Herrn während seiner durch allerhand Kriegsläufe und -pflichten bedingten Abwesenheit *de iure* und *de facto* vertrat, zudem gegenüber einem teils entwurzelten und freischwebenden, nach Gunst und Gönnerschaft strebenden Rittertum; zudem auch als oft fast einzige Frau und somit Mittelpunkt der Burg, „einer nach außen inselhaft abgeschlossenen Welt“<sup>9</sup>; zugleich als Erzieherin, die die Heranwachsenden ins höfische Leben einwies: „daz ich diene ir ie von kinde“ (I/3, 6), auch Bruno von Hornberg hat es bezeugt. Sehr oft wird ja das aller Minne innewohnende Erziehungsverhältnis im Gleichnis der Falkenzucht versinnbildet, demgemäß anderswo in der Manessischen Handschrift die Dame ihren Falken ähnlich am Bändel hat wie hier ihren Verehrer.

Jedenfalls, das ist der Minne als einem Spiel wesentlich eingeschrieben, konnte noch wollte der eine zur anderen kommen („da man nicht freite, wo man minnte“<sup>10</sup>) — sowenig wie, nach der Illustration, die Dame auf dem ungeduldig ausschreitenden Pferd zum im Turm einsitzenden Dichter; wobei das architektonische Element hier vielleicht nicht ganz zufällig erscheint, da es nämlich der christlichen Ikonographie als Symbol der Keuschheit gilt<sup>11</sup>.

Daß es dem Maler nicht auf realistische Abbildung, sondern auf sinnhaltige Zeichenhaftigkeit ankommt, erweist sich bereits in den verschobenen, dem ersten Blick befremdlichen Proportionen: der Turm und auch das Pferd sind im Verhältnis viel zu klein geraten, weil sie nicht einer naturhaften, vielmehr aber der spezifisch mittelalterlichen Bedeutungsperspektive sich unterordnen. Dagegen zentriert sich das Gemälde um die tiefsinnige und bedeutungsvolle, dem Gedicht abgewonnene Handgebärde; und noch ohne daß diesem als Ganzem das Recht, das ihm wahrlich gebührte, hier hätte gegeben werden können, ist schon an dem einen Motiv aufweisbar, wie Manessische Handschrift durch Bruno von Hornberg, einen späten aber um so kunstfertigeren Virtuosen, Inbild und Inbegriff des Minnesangs erstehen läßt.

<sup>9</sup> Ebda. S. 228.

<sup>10</sup> Gottfried Keller, Hadlaub. In: G. K., Gesammelte Werke. Bd. 3. Zürich 1960, S. 20—88 (Züricher Novellen S. 5—308); hier S. 76; das Ganze; eine poetische Spekulation über die Entstehung der Manessischen Handschrift.

<sup>11</sup> Vgl. Gerd Heinz-Mohr, Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. Düsseldorf-Köln 1971, S. 297 (ausdrücklich: „ein mit Zinnen gekrönter“ Turm!); auch Kirschbaum, a. a. O. Bd. 4. 1972, Sp. 393.

# Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein

Von Erwin Dittler

„Was abgesehen vom Bauernkrieg um 1525 zunächst vereinzelt auftrat, wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu einem machtvollen Strom, der eine Zeitlang die uralten Dämme der Herrschaft von wenigen überspülte. Wir denken an die deutschen, an die bürgerlichen Liberalen, an die radikalen Demokraten.“

(Bundespräsident Dr. Gustav Heinemann über die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte in seiner Rede vom 26. Juni 1974 in Rastatt).

Die Einbeziehung der Jakobiner in die deutsche Freiheitsbewegung durch Gustav Heinemann dürfte insofern bemerkenswert sein, als sie bisher in der Geschichtsforschung recht stiefmütterlich behandelt wurden. Was sich Karl Obser 1892 wünschte<sup>1</sup>, eine Geschichte der revolutionären Propaganda und Bewegung im alten Reich während des letzten Deceniums des 18. Jahrhunderts, vorwiegend im *Südwesten* des Reiches, verwirklichte 70 Jahre später der Historiker Heinrich Scheel in seinem grundlegenden und materialreichen Werk „Süddeutsche Jakobiner“<sup>2</sup>, wenn auch unter einem unterschiedlichen Aspekt. Seither hat die Jakobinerforschung einen beachtlichen Aufschwung genommen.<sup>3</sup>

Wir sind dem Lebensweg jener bürgerlichen Demokraten nachgegangen, die sich führend an den Revolutionsbewegungen Ende des 18. Jh. beteiligten und mit der Ortenau in irgendeiner Weise verbunden waren. Zu ihnen gehört der 1753 in Karlsruhe als Sohn des Hof-Chirurgen Geh.Rat Ernst Joachim List geborene *Johann Georg Friedrich List*.<sup>4</sup> Er ging 1768 in die Schweiz und kehrte nach ungefähr zehnjähriger kaufmännischer

1 Karl Obser, Der Marquis von Poterat und die revolutionäre Propaganda am Oberrhein im Jahre 1796, in: Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh., NF VII (ZGO), Freiburg 1892, S. 25.

2 Heinrich Scheel, Süddeutsche Jakobiner. Klassenkämpfe und republikanische Bestrebungen im deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schriften des Instituts für Geschichte, Reihe I, Band 13). Berlin 1962, 1971.

3 Deutsche revolutionäre Demokraten, herausgegeben und eingeleitet von Walter Grab, eine Dokumentation in 6 Bänden, bei J. B. Metzler. Band V: Walter Grab, Leben und Werke norddeutscher Jakobiner, 1973, mit ausführlicher Literaturangabe. Johann Benjamin Erhard, Über das Recht des Volks zu einer Revolution und andere Schriften, herausgegeben von Hellmut G. Haasis (Reihe Hanser 36), 1970.

4 Erwin Dittler, Johann Georg Friedrich List, in: Ekkhart Jahrbuch 1970 der „Badischen Heimat“, Freiburg, S. 51–68.



Dr. med. Sebastian Fahr-  
länder im Jahre 1818

Tätigkeit wieder nach Deutschland zurück, wo er als Faktor in die Fayence-Fabrik Durlach eintrat, bei der seine Mutter Teilhaberin war. Unter Bestallung zum Kurfürstlichen Hofkammerrat erhielt er Ende 1781 die Mosbacher Fayence-Fabrik als Erblehen. Im März 1787 übernahm er als Gesellschafter des Lahrer Johann Ernst Krieg<sup>5</sup> die technische Leitung der Steingut- und Fayence-Fabriken in Dautenstein und Nonnenweier.<sup>6</sup> Im folgenden Jahr begibt er sich wieder in die Schweiz, da dem Werk wegen seiner geringen Kapitalausstattung kein Erfolg beschieden war.

List, der nach seinen Angaben bereits einer im Jahre 1786 gebildeten geheimen Gesellschaft „zur Bezweckung der Revolution“ angehörte, stellte sein Leben unter größten persönlichen Opfern in den Dienst der revolutionären Bewegung. Als einer ihrer führenden Köpfe sprach er in seinem Schreiben vom 11. Juli 1796 an den französischen Außenminister Delacroix im Namen der „Germanischen Nation und seiner zukünftigen Regierung.“<sup>7</sup> Einige Jahre später betritt der 1749 in Herrenberg geborene *Johann Gottlieb Bärstecher* die politische Bühne. Nach Aufgabe seiner Verlags-

5 ders.: General Johann Ernst Krieg aus Lahr, in: Geroldsecker Land, Sonderheft 1970/71, Lahr, S. 129–139.

6 ders.: Steingut und Fayence aus Dautenstein und Nonnenweier, in: Geroldsecker Land, Heft 12, 1969/70, Lahr S. 48.

7 Polit. Correspondenz Karl Friedrichs von Baden (1783–1806), VI, S. 115.

buchhandlungen in Kehl und Durlach zieht er nach Ulm, und im Frühjahr 1798 vertritt er in Rastatt und Paris die Interessen der Ulmer bürger-schaftlichen Opposition und setzt sich für die Bildung einer alemannischen Republik ein.<sup>8</sup>

Schriftliche Zeugnisse, ob und wie sich diese beiden dynamischen Persön-lichkeiten nach Ausbruch der Französischen Revolution betätigt haben, besitzen wir nicht. Von J. G. Müller wissen wir nur, daß er sich in jenen Jahren nach außen loyal verhielt. Die spontanen Aktionen der Bauern in der Ortenau und die Unruhen in anderen Gebieten nach den revolutio-nären Ereignissen in Frankreich überraschten sicherlich auch List, der zu jener Zeit in Basel die Handlung von Felix Battier Vater führte. Eine Diskussion darüber, ob es sich um eine radikale Umsturzbewegung und um eine grundsätzliche Gegnerschaft gegen die bestehende Staatsverfas-sung handelte, erscheint angesichts des massiven Vorgehens der Bauern gegen ihre vorgesetzte Obrigkeit müßig:<sup>9</sup> Am 19. August 1789 verjagten die Bauern des Neusatzer Tales ihren Schultheißen, der Amtmann von Bühl flüchtete nach Rastatt; der Hörderhof bei Kehl wurde von den Mar-lerer und Goldscheuerer Bauern ausgeplündert, in Freistett wurden Haus und Garten des Fiskals Jenser aus Bischofsheim verwüstet, in eini-gen Orten des Stabes Rheinbischofsheim wurde das fürstliche Plakat abgerissen, die Klöster Schuttern und Ettenheimmünster erbaten mili-tärische Hilfe, das Kloster Allerheiligen wurde von den aufrührerischen Bauernhaufen belagert und Mitte September wurde das Oppenauer Rat-haus von 800 aufständischen Bauern besetzt, Einwohner von vier Dörfern zogen vor die Acherer Vogtei, wo sie den verhaßten Vogt Faber mißhan-delten und mit sich schleppten, in Offenburg ergriff der Landvogt von Axtern vor dem Anmarsch der Bauern die Flucht, und der Oberamtmann von Bruder ging in Ettenheim soweit, daß er der Bürgerschaft versprach: „Wollet Ihr, daß ich, der Oberamtsverweser, der Amtsschreiber und der Pfarrer abgesetzt werden solle, spricht nur, so wird es gleich gesche-hen.“<sup>10</sup> In Kehl verstärkte man bereits am 6. August die Ende Juli dorthin verlegten Truppen auf 250 Mann, beträchtliche Kontingente rückten in das

---

8 Erwin Dittler, Johann Gottlieb Müller (Bärstecher), Verlagsbuchhändler im Zeitalter der Aufklärung, in: *Die Ortenau* 52 (1972), Offenburg, S. 188—253.

ders.: Johann Gottlieb Bärstecher alias Müller, Verleger und revolutionärer Demokrat im Zeitalter der Französischen Revolution, in: *Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte*, herausgegeben von Walter Grab. Universität Tel-Aviv, 1. Band, 1972, Tel-Aviv, S. 77—100.

9 Wir folgen hier der zusammenfassenden Darstellung von Manfred Krebs, Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau, in: *Die Ortenau* 40 (1960), S. 227 ff. Dazu: Johannes Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls, Kehl 1909, 306 ff., K. Obser, Baden und die revolutionäre Bewegung auf dem rechten Rheinufer im Jahre 1789, in: ZGO, NF. IV; Hermann Baier, Die revolutionäre Bewegung in der Landvogtei Ortenau im Jahre 1789, in: ZGO, NF. Band XXIII, Heidelberg 1908.

10 Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806, Bd. VI, Heidelberg 1915, S. 115.



Hanauerland ein, Willstätt mußte allein 300 Mann aufnehmen. Am 2. September wurden 100 Mann nach Offenburg in Marsch gesetzt, und im Dezember mußten schließlich im Oppenauer Tal württembergische, später auch pfälzische und mainzische Truppen eingreifen. Ähnliche Erhebungen fanden in anderen Grenzgebieten aufgrund der politischen Entwicklung in Paris sogar schon vor dem Bastillesturm statt.<sup>11</sup> Der Aufstand wurde mit Hilfe der Truppen unterdrückt, die Haupträdelsführer wurden verhaftet und in das Zuchthaus von Pforzheim verbracht. Durch Entgegennahme von Beschwerden, Abstellung von Mißbräuchen und durch teilweise Erleichterung von Abgaben suchte man den Frieden wiederherzustellen. Im Hanauerland zogen die letzten Exekutionstruppen am 15. Februar 1791 ab, eine kleine Einheit von Darmstädter Husaren blieb sogar noch bis zum 12. August 1792.<sup>12</sup> Bei den Beschwerden der Bauern handelte es sicher auch um lokale Mißstände auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiet von „verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung“ und manchmal auch um unverständliche Forderungen, was bei solchen Unruhen kaum überrascht, aber „Unzufriedenheit herrschte hauptsächlich über die Beibehaltung der Zehnten, der Naturallieferungen an Beamte, der Fronen...“<sup>13</sup> Von größerer Bedeutung erscheint Baier „nur das fast allgemeine Verlangen der Gemeinden, alljährlich an den Schwörtagen einen Bürgermeister und Zumänner wählen zu dürfen“<sup>14</sup>, was auch gestattet wurde; den Hauptanlaß für die herrschende Unzufriedenheit sieht er in dem Beamtentum, das in keiner Hinsicht seiner Aufgabe gewachsen war.

Noch war das Bürgertum zu schwach, um die Führung bei solchen Aufständen übernehmen zu können, und infolgedessen fehlte es auch an einer Organisation, die sie planvoll lenkte. Aber zweifellos mußten die Ereignisse in Frankreich und die Folgen diesseits des Rheines den deutschen Demokraten Auftrieb geben.

### *Karl Fahrländer*

Allmählich bildete sich am Oberrhein eine führende Gruppe von Revolutionären, die sich nicht mit Lippenbekenntnissen zu den „Prinzipien von 1789“ begnügt, sondern ernsthaft und ausdauernd an Umsturzplänen arbeitet. Zu ihnen gehört der Ettenheimer Franz Josef Karl Fahrländer.

---

11 Franz Ecker, Das Saargebiet und die französische Revolution (1789—1801), in: Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend, Heft 18, Saarbrücken 1929, S. 26 f.

12 Beinert, a. a. O., S. 312.

13 Ebenda, S. 311.

14 Baier, a. a. O., S. 321.

Er wurde am 8. November 1758 als Sohn des Bäckers Johann Michael Fahrländer aus dessen dritter Ehe mit Maria Elisabeth Mayer geboren.<sup>15</sup> Während der Unruhen von 1789 finden wir ihn als Pater Augustin im Kloster Ettenheimmünster.<sup>16</sup> Jahrhundertlang war Ettenheim der größte Gegner des Klosters, und wieder einmal schien sein Bestand ernsthaft gefährdet:

„Unter anderm drohten gegen Ende des Monats August die Ettenheimer dem Kloster den gänzlichen Untergang; welche Drohung sie auch wirklich auszuführen versucht hätten, wenn nicht der Markgraf von Baden seinen Soldaten, die sich damals im Amte Mahlberg aufhielten, den Befehl erteilt hätte, die Stadt Ettenheim durch Feuer zu zerstören, sobald ihre Einwohner das Kloster angreifen würden.“<sup>17</sup>

Der Pater Augustin erlebte aber nicht nur vor den Toren seines Klosters den Aufruhr der Bauern, sondern auch im Jahr darauf im raschen Wechsel der Ereignisse den Einzug des Kardinals von Rohan, Fürstbischof von Straßburg, der sich am 13. Juli 1790 von Straßburg mit großem Gefolge in das Kloster Ettenheimmünster flüchtete.<sup>18</sup> Am 13. Dezember übersiedelt der Kardinal nach Ettenheim und macht seine Residenz zu einem propagandistischen und militärischen Zentrum der Gegenrevolution. Möglicherweise vermittelt das unrühmliche Treiben der Emigranten dem Pater jene entscheidenden Eindrücke, die ihn zum Verlassen des Klosters bewegen.

#### *Als vereidigter Priester im Elsaß*

Obwohl der Papst die Grundsätze der französischen Revolution und die in Frankreich eingeführte Zivilverfassung feierlich verdammt hatte, erhielt der konstitutionelle Bischof Brendel im Herbst 1791 wöchentlich neuen Zuzug als allen Gegenden Deutschlands von Pfarrern, Mönchen und Theologieprofessoren, die vom Geiste der Aufklärung beseelt, den

---

15 Für freundliche Unterstützung meiner Nachforschungen bin ich Herrn Pfarrer Birkenmeier und Frl. Eva Schmidt in Ettenheim zu besonderem Dank verpflichtet. In den Kirchenbüchern tritt die Sippe Fahrländer erstmals mit dem Müller Johannes Fahrländer auf, der am 3.8.1666 in 2. Ehe die Barbara Abbt, Tochter des Andreas Abbt und der Elisabeth Meyer aus Boßweyl/Schweiz heiratete. Am 8. Oktober 1668 erhält ein Johann Farlender, Müller von Waldkirch, von Franz Egon von Straßburg die in der Vorstadt gelegene und zerstörte Mühle als Erblehen (freundl. Mitt. des GLA). Über die Müllerfamilie Martin Fahrländer aus Ettenheim berichtet Otto Kähni in der „Ortenau“ 52 (1972), S. 99 f. Eine Stiefschwester Fahrländers, Anna Maria geb. 11.11.1740, heiratete 1758 in Ichenheim den Färber Johannes Hansjakob (geb. 1704), ein Vorfahre des Volksschriftstellers Dr. Heinrich Hansjakob. Etwa um die gleiche Zeit wie in Ettenheim treten die Fahrländer auch in Siegelau auf: am 23. März 1673 wird dort ein Martin Fa(h)rnländ als Sohn des Christian Farnländ und der Anna Mäggin getauft, am 16.1.1676 sein Bruder Christian, Vorfahre des Prof. Wilhelm Fabeländer in Offenburg.

16 Bei der Eheschließung seiner Schwester Maria Elisabeth mit dem Adlerwirt Jakob Werber in Ettenheimmünster wird P. Augustin Fahrländer OSB als Traupriester verzeichnet.

17 Albert Kürzel, Benediktiner-Abtei Ettenheim-Münster, Lahr 1870, S. 124.

18 Ludwig Heinzmann, Das Benedictiner-Kloster Ettenheimmünster, Lehrer Anzeiger 1932, S. 121.

Bürgereid leisteten.<sup>19</sup> Man findet es in Straßburg bemerkenswert, daß sich unter ihnen sogar zwei flüchtige Benediktiner aus dem Gebiet von Rohan befinden: Karl Fahrländer und Joseph Lehmann<sup>20</sup>, deren Ankunft auf dem Boden der Freiheit die „Neuesten Religionsbegebenheiten“ (Straßburg) vom 30. Dezember 1791 meldeten. Fahrländer kam also bereits Ende 1791 in das Elsaß und wurde dort zunächst Verwalter und dann Pfarrer der Pfarrei in Matzenheim im Distrikt Benfeld.<sup>21</sup> Wie Eulogius Schneider<sup>22</sup>, Friedrich Georg Pape<sup>23</sup>, Anstett und andere, gehört er zu jenen konstitutionellen Priestern, die sich bald aktiv in das politische Geschehen einschalten: am 12. Juli 1792 wird der Maire von Sand aufgrund einer Anzeige des Administrators Fahrländer vor den Distrikt von Benfeld geladen, weil er seine Mißachtung für den vom Staat bezahlten Kult auf die Spitze getrieben und das Feuer des Fanatismus geschürt habe<sup>24</sup>; er erhält dafür einen scharfen Verweis. Wenn Fahrländer von Barth auf der Liste der 685 Männer der Revolution von 1793 aufgeführt wird<sup>25</sup>, so bedeutet das bei ihm mehr als nur ein nominelles Bekenntnis zum Jakobinertum: er ist auch bereit, die Revolution mit seinem Leben zu verteidigen.

#### *Freiwilliger im Bataillon de l'Union*

Am 1. Februar 1793 erklärte der Konvent England und Holland den Krieg, und am 24. Februar wird die Aushebung von 300 000 Mann zur Auffüllung der Streitkräfte beschlossen. Diese Aushebung löste nach vorangegangenen Unruhen am 10. März in der Vendée einen heftigen gegenrevolutionären Aufstand der unzufriedenen Bauern aus, der mit größter Erbitterung geführt und von den eidverweigernden Priestern und den Adelligen unterstützt wird. Nach der Eroberung von Machecoul

19 Rodolphe Reuss, *La constitution Civile du clergé et la crise religieuse en Alsace*, Tome I (1970-1972), 1922, S. 342 f.

20 Ebenda, S. 349. Die Datierung bei Kürzel, a. a. O., S. 133, ist unzutreffend: „Am 15. Dezember 1792 entflohen P. Paul Lehmann als Pfarrer zu Münchweiler mit dem P. Augustin Fahrländer in der Dunkelheit der Nacht nach Straßburg, nachdem sie vorher, ohne daß es jemand wußte, ihr Gepäck dahin vorausgeschickt hatten. Sie erhielten von dem Bischof Brendel in dem Bistum Speyer gelegene Pfarreien, Dann und Plobsheim, die aber von der Nationalversammlung eingezogen waren.“

21 Reuss, II., S. 359.

22 Geb. 20.10.1756 zu Wipfeld, Franziskanerorden, 1786 Hofprediger des Herzogs von Württemberg, Prof. der griech. Lit. in Bonn, 1791 Vikar des Bischofs von Straßburg, 1792 Maire von Hagenau, dann Zivilkommissär bei der frz. Armee und schließlich öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionsgericht im Elsaß. Schon von den Zeitgenossen als „ener der trefflichsten Köpfe“ bezeichnet (Die neuesten Religionsbegebenheiten mit unpartheyischen Anmerkungen für das Jahr 1791, 14. Jg., 9. Stück, S. 503, Gießen). In Vorbereitung befindet sich eine politische Biographie von Prof. Dr. Walter Grab.

23 Friedrich Georg Pape, Kanonikus u. Prof. in Arnsberg, Prof. am theol. Seminar in Bonn, war 1791 gemeinsam mit Eulogius Schneider ins Elsaß gegangen, wurde in Colmar Vikar des konst. Bischofs. Nach der Einnahme von Mainz durch die Truppen Custines wurde Pape als Propagandist nach Mainz geschickt (Walter Grab, *Die Revolutionspropaganda der deutschen Jakobiner*, Archiv für Sozialgeschichte, Bd. IX, 1969, S. 132 f.).

24 Reuss II, S. 85.

25 Etienne Barth, *Notes biographiques sur les hommes de la Révolution à Strasbourg et les environs*, 1877.

(11. März) werden die republikanischen Stadtbeamten, Priester und Nationalgardisten umgebracht, bei den Kämpfen um Cholet (14. März) verliert die Nationalgarde 500 Mann.<sup>26</sup> Weder schärfste gesetzgeberischen Maßnahmen noch militärische können verhindern, daß die Rebellen innerhalb weniger Wochen das Land mit Ausnahme des Küstenstreifens in ihre Gewalt bekommen. Sie nehmen Bressuire, Cholet, Parthenay ein und besetzen am 5. Mai Thouars. Das Ausmaß dieses gefährlichen Aufstandes, das anfangs sicherlich unterschätzt wurde, alarmiert auch die Jakobiner im Elsaß; die Verwaltungen richten einen patriotischen Aufruf an die Bürger, Freiwilligenbataillone zu bilden.<sup>27</sup> Die Mitglieder des Straßburger Jakobinerklubs schwören am 17. Mai, ihren gefährdeten Brüdern in der Vendée trotz der großen Entfernung zu Hilfe zu eilen.<sup>28</sup> Am Abend hatten sich 70 Freiwillige eingetragen, darunter Munizipalbeamte, Offiziere und Mannschaften des Artilleriekorps und der Reiterschwadron der Nationalgarde. Tags darauf begaben sich die von verschiedenen Verwaltungen beauftragte Kommissäre in die Landgemeinden, um für das Bataillon der Union zu werben. Nach Engelhardt<sup>29</sup> hatten sie besonders in den patriotisch gesinnten protestantischen Ortschaften Erfolg, so daß es bald vollzählig abmarschbereit war. Ein weiteres Bataillon wurde auch im Oberelsaß organisiert. Der Abmarsch verzögerte sich, da der Volksrepräsentant Rühl im Konvent beantragte, man möge die neuerrichteten Bataillone wegen der gefahrvollen Lage des Elsasses noch an der Grenze zurückhalten. Um den Feind zu treffen, bräuchten die Straßburger nur bis Kehl zu marschieren, er sehe nicht ein, warum sie ihn in der Vendée suchen wollten.<sup>30</sup>

Zu den Jakobinern, die den weiten Marsch der Bataillone zum Kriegsschauplatz in den Westdepartements auf sich nehmen, „wo sie sich in mehreren Gefechten verdientes Lob zuzogen“<sup>31</sup>, gehört auch Karl Fahrländer.<sup>32</sup> Die Lage in Frankreich verschlimmert sich Mitte Juni, als die Girondisten einen Bürgerkrieg entfesseln, so daß sich Ende des Monats etwa 60 Departements im offenen Aufruhr gegen den Konvent befinden. Zu der inneren Bedrohung kommt die äußere, die Frankreich zu einer belagerten Festung werden läßt. Über den Marsch des Bataillons, seine Einsätze und Verluste unterrichtet Günzroth, Hauptmann beim Bataillon

26 Albert Soboul, Die Große Französische Revolution, Frankfurt 1973, Teil 2, S. 264 ff.

27 Heinrich Engelhardt, Vaterländische Geschichte des Elsasses, 1849, VI, S. 157.

28 F. C. Heitz, Les Sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790 à 1793, Extraits de leurs Procès-Verbaux, 1863, S. 268.

29 Engelhardt, S. 159.

30 E. Mühlenbeck, Euloge Schneider, 1896, S. 50, Anm. 1.

31 Engelhardt, S. 159.

32 Reuss, II, S. 265.



der Eintracht, den Jakobinerklub in Straßburg in einigen Briefen, die veröffentlicht werden.<sup>33</sup> Die schwersten Verluste erleidet das Bataillon in den Kämpfen um Vihiers; es wurde auf Vorwache überrumpelt, die Stadt geht am 18. Juli verloren. Nicht nur das Bataillon wurde zerstreut, sondern auch die ganze Armee völlig geschlagen. Das Kriegsglück wendet sich entscheidend, als am 17. Oktober die Rebellen in Cholet durch zwei starke republikanische Armeen eine vernichtende Niederlage erleiden. Der Bürgerkrieg wurde innerhalb von zwei Monaten beendet.

Wie war dieser Sieg zustande gekommen? Die verzweifelte Lage Frankreichs hatte zu einer Mobilisierung aller revolutionären Kräfte geführt. Mit dem Beginn der Jakobinerherrschaft am 2. Juni 1793 wurden alle Voraussetzungen geschaffen, um in allen Bereichen jene harten Maßnahmen durchzuführen, die im Sinne der Revolution zu ihrer und zur Rettung der Nation notwendig erschienen. Die im September anlaufende Schreckensherrschaft, die im Oktober zu den großen politischen Prozessen führte, blieb aber auch für Karl Fahrländer nicht ohne Folgen.

#### *Karl Fahrländer als Verdächtiger*

Während man im Mai 1793 in Straßburg bei der Aufstellung des Freiwilligenbataillons Geldbeträge zur Unterstützung der bedürftigen Freiwilligen oder ihrer Familien gesammelt hatte, schien Karl Fahrländer von finanziellen Sorgen befreit, was er offenbar Eulogius Schneider verdankte, der nach Angaben von Reuss für seine alten Kollegen mit lobenswertem Eifer eintrat. Fahrländer erreichte, daß man ihm sein Gehalt weiterbezahlte und dieses während seiner Abwesenheit aufbewahrte.<sup>34</sup> Wir wissen nicht, ob und wie lange er sich nach seinem Einsatz in der Vendée im Elsaß aufhielt; die Bemerkung von Etienne Barth könnte uns einen Anhaltspunkt bieten:<sup>35</sup>

„Un ex-moine allemand-1792. Curé de Matzenheim, canton de Benfeld — Novembre 1793. Il s'empressa d'abjurer pour, quand le tribunal révolutionnaire d'Eulogius Schneider trônait à Barr, pouvoir prendre la plus grande part aux extravagances de ce dernier.“

Nach diesen Angaben von Reuss müßte Fahrländer im November dem Priesterstand abgeschworen haben, um während der Zeit, da Schneider als öffentlicher Ankläger in Barr weilte, an dessen „Narrheiten“ in höchstem Maße teilzunehmen. Tatsächlich entsagten in Straßburg am „Fest der Vernunft“ am 20. November 1793 Priester durch öffentliche oder

---

<sup>33</sup> Heitz, S. 270, 271; Argos XIX, 13.8.1793.

<sup>34</sup> Reuss, II, S. 266.

<sup>35</sup> Barth, S. 303.

schriftliche Bekenntnisse ihrem Amt<sup>36</sup> — ähnliche Abschwörungen und Amtsniederlegungen fanden auf dem Lande statt —, und Schneider begab sich danach in den ersten Dezembertagen auf ausdrücklichen Wunsch des Volksrepräsentanten St. Just in den Barrer Bezirk, wo das Revolutionsgericht am 2. Dezember seine Sitzung eröffnete, aber Barth läßt jeden Hinweis auf eine aktive Beteiligung Fahrländers an den „Extravaganzen“ Schneiders vermissen. Dieser hielt sich 8 Tage in Barr auf, kehrte am 12. Dezember nach Straßburg zurück und wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember auf Befehl der Volksrepräsentanten verhaftet. Mit Schneider hatten die französischen Jakobiner den Führer der deutschen Jakobiner getroffen, was Le Bas, der mit St. Just in Straßburg weilte, ausdrücklich in seinem Schreiben vom 14. Dezember 1793 an Robespierre bestätigt: „Es ist ein ehemaliger Priester, als Untertan des Kaisers geboren. Ehe er aus Straßburg fortkommt, wird er auf dem Schafott der Guillotine an den Pranger gestellt werden. Diese Strafe, die er sich durch sein freches Benehmen zugetragen hat, war auch von der Notwendigkeit geboten, *einen Druck auf die Fremden auszuüben*. Glauben wir nicht an die kosmopolitischen Scharlatane und vertrauen wir nur auf uns selbst.“<sup>37</sup> Zweifellos hatte Fahrländer mit einer Anklage zu rechnen, und möglicherweise in dieser turbulenten Zeit mit einer Verurteilung, wie sie in härtester Weise etwa den konstitutionellen Pfarrer Anstett oder die Brüder Edelmann traf.<sup>38</sup> Es genügte zunächst, daß er offenbar zum Kreis um Schneider gehörte, denn Reuss schreibt:<sup>39</sup>

„Malheureusement il ne peut saisir tous les complices du grand Coupable, certains, s'étant soustraits au châtement: tel le prêtre Fahrländer, qui, après avoir exhalé tout le poison de ses vices et de son intolérance dans la commune de Matzenheim, où il était curé constitutionnel, a émigré et exerce aujourd'hui paisiblement les fonctions pastorales de l'autre côté de Rhin.“

Wenn Reuss bemerkt, daß man *unglücklicherweise* nicht alle Komplizen des großen Schuldigen fassen konnte, da sich einige der Bestrafung entzogen, wie der Priester Fahrländer, der, nachdem er all sein Gift der Verderbtheit und Intoleranz verstreut habe, so zitiert er zwar nur eine Anschuldigung, gebraucht aber das „malheureusement“ ohne Kommentar wider besseren Wissens.

36 Engelhardt, S. 244.

37 Gustav Landauer, Briefe aus der Französischen Revolution, 1919.

38 Die Brüder Hans-Friedrich und Gottfried Ludwig Edelmann wurden im Mai 1794 als angebliche Anhänger Schneiders hingerichtet (Edouard Sitzmann, Dictionnaire de Biographie des Hommes Célèbres de L'Alsace, 1909). Nachforschungen im Straßburger Stadtarchiv ergaben dank freundl. Hilfe von Herrn E. Ponsing, daß ihr Vater Caspar Samuel Edelmann in Quedlinburg geboren ist; nach Auskunft des dortigen Ev. Pfarramtes am 22. Mai 1714 als Sohn des Johann Seth Edelmann.

39 Reuss II, S. 290.

Gegen die Behauptung von Barth, Fahrländer habe in größtem Maße an den Überspanntheiten Schneiders teilgenommen, spricht ziemlich eindeutig das wenige Tage nach der Hinrichtung Schneiders verfaßte Antwortschreiben der „geläuterten Volksgesellschaft von Barr an den Wachsamkeits-Ausschuß zu Straßburg“ vom 21. Germinal im zweiten Jahr der französischen einen und unteilbaren Republik, in dem es eingangs heißt:<sup>41</sup> „Das gedruckte Blatt, vom 26. Ventôse jüngst, durch welches ihr Erkundigung über Tatsachen einzuziehen verlangt, deren sich Eulogius Schneider, ehemaliger öffentlicher Ankläger beim peinlichen Gericht im Niederrhein'schen Departemente, und angestellter Civil-Commisarius bei der revolutionären Kommission, nebst dessen Anhänger und Gehilfen, namentlich, Berghauer, Präsident des Barrer Distriktes, Funk, Vicarius in Barr, und *Fahrländer*, Ex-Mönch und Pfarrer von Matzenheim, könnten sträflicherwise schuldig gemacht haben, ist uns erst den 14. Germinal durch das Schlettstadter Distrikts-Direktorium zugeschickt worden.“ Am Schluß wird vermerkt: „Fahrländer, ein deutscher Ex-Mönch und Pfarrer zu Matzenheim, ist uns nicht bekannt.“<sup>42</sup>

Ebensowenig scheint das Urteil von Abbé Frayhier haltbar:<sup>43</sup> „Fahrländer... prêtre allemand, cur'intrus à Matzenheim. Sa conduite détestable l'obligea à émigrer en 1800.“ Hier stimmt schon die Jahreszahl nicht, denn wir sahen, daß Fahrländer 1794 wieder auf rechtsrheinischem Gebiet war, und auch von einem „verabscheuungswürdigen Verhalten“ kann, wie wir noch sehen werden, keine Rede sein. Fahrländer scheint nicht mehr nach Matzenheim zurückgekehrt zu sein, denn es liegt uns ein „Verzeichnis von allen Effekten, so Karl Fahrländer, der hiesige Pfarrei-Verwalter zurückgelassen, und ingefolg den mündlichen Aussagen dem Bürger Verwalter des Barrer Distrikts, genau aufgesetzt und beschrieben werden soll“ vor, das am 9. Dezember 1793 angefertigt wurde.<sup>44</sup> Es ist in deutscher Schrift abgefaßt; der Vermerk „Emigré“ am Rande ist wahrscheinlich nachträglich angebracht worden. Eine Bestätigung dafür könnte folgende Bemerkung sein: „Letztlich kommt ihm, *Bürger* Fahrländer, annoch 375 Livres zugut von seiner Pension vom 3. Vierteljahr des 1793. Jahres.“ Fahrländer hat also ein Gehalt von 125 Livres im Monat bezogen, was einem Jahresgehalt von 1500 Livres entspricht.<sup>45</sup> Daneben hatte er einen Pfarrgarten. Bei seiner Meldung als

41 Zweyte Sammlung authentischer Belegchriften zur Revolutionsgeschichte von Straßburg (Andreas Ulrich), 1792 S. 206.

42 Ebenda, S. 210.

43 Histoire du Clergé Catholique d'Alsace avant, pendant et après la grande Revolution, par l'abbé C.-A. F. (Frayhier), Colmar 1876, S. 112.

44 Dossier sur l'émigré Charles Fahrländer, Archives du Bas-Rhin, Q 4396, Straßburg (freundl. Mitt. v. 10. 1. 73).

45 Am 2.11.1789 wurden in Frankreich die Kirchengüter der Nation zur Verfügung gestellt; Der Staat übernahm dafür die Verpflichtung, für den Unterhalt der Priester zu sorgen. Anstelle der 750 Livres, die sie im Ancien Régime erhielten, sollten sie nun jährlich 1200 Livres erhalten (Soboul, I, 171).

Freiwilliger verfügte er über eine gut ausgestattete Wohnung; der größte Teil des Mobiliars war bei dem Matzenheimer Gemeindebeamten Hertt untergestellt. Im Zuge der im Dezember 1793 gegen die Emigranten beschlossenen Maßnahmen schätzte eine Kommission im Frühjahr 1794 das vorhandene Mobiliar des ausländischen Priesters ab, der während der Revolution nach Matzenheim gekommen war und nach Deutschland zurückgekehrt sei. Die Versteigerung erbrachte am 14. Juni 1794 703 Livres.

### *Verhaftung und Verhör*

Wir wissen nicht, wo sich Fahrländer nach seiner Emigration aufhielt, und wo er friedlich seine pastoralen Funktionen ausgeübt haben soll, wie Reuss bemerkt. Inzwischen verändert sich in Frankreich die politische Landschaft: am 27. Juli 1794 wird Robespierre hingerichtet; auf die Schreckensherrschaft der Jakobiner folgt der Weiße Schrecken. Am 22. August wird die Direktorialverfassung verkündet und am 31. Oktober die erste Direktorialregierung gebildet. Kommandant der neugebildeten Direktoriumsgarde ist General Krieg aus Lahr.

Gestützt auf einen Paß, der von der französischen Gesandtschaft in Basel aufgestellt war, betrat Karl Fahrländer erst im Sommer 1796 französischen Boden, wo er als ehemaliger Emigrant verhaftet und verhört wurde. Leider ist außer dem Protokoll des Departement du Bas-Rhin vom 10. Fructidor (27. August 1796) nichts mehr vorhanden,<sup>46</sup> was Aufschluß geben könnte, wo Fahrländer die vergangenen Jahre verbracht hat und warum er einen frz. Paß in Basel erhalten hatte. Aber immerhin vermittelt es uns eindeutige Hinweise, daß er keinesfalls an sinnlosen Terrormaßnahmen beteiligt war, und Matzenheim, wie Frayhier behauptet, wegen seines „verabscheuungswürdigen Verhaltens“ verlassen mußte. In Nr. 6598 des Protokolls wird auf den Registerauszug des Tribunals Criminel des Département du Bas-Rhin vom 11. 8. 1796 verwiesen, welches das Verhör enthält. Ein Zeugnis der Bürger von Matzenheim, datiert vom 12. Juli 1796 bestätigt, daß sich Fahrländer dort ein Jahr als konstitutioneller Pfarrer und dann als Gemeindebeamter aufgehalten und als ehrenhafter Mann und guter Republikaner erwiesen hat.

Als Freiwilliger des Bataillons de L'Union bekämpfte er die Rebellen in der Vendée. Aus den (nicht mehr vorhandenen) Protokollbeilagen geht hervor, daß diese Bestätigung von Zeugen beeidigt wurde. Es fehlen der Haftbefehl, der Registerauszug der Haftanstalt und des Arrondissement von Straßburg, der auch den Einlieferungsschein enthielt, und ein Brief

---

<sup>46</sup> Archives du Bas-Rhin, Straßburg, Dossier 1L 790. Nach freundl. Mitt. der Direction des Archives de France vom 14.4.1974. wurde auch dort nichts in den einschlägigen Akten darüber gefunden (Directoire exécutif; Police, Comité de Sûreté générale, etc.).



von Karl Fahrländer in Form eines Memoires an den Kommissar du D. E. bei der Verwaltung des Kantons Benfeld, offenbar eine ausführliche Erwiderung auf dessen Schreiben an den öffentlichen Ankläger. Das Protokoll schließt mit folgender Feststellung: In Anbetracht dessen, daß Karl Fahrländer die Republik nur deshalb verlassen zu haben scheint, um sich einer Verfolgung und Verhaftung zu entziehen, der selbst verurteilte Priester ausgesetzt waren, in Anbetracht des Verhaltens, das er sich bis dahin befließigt hat, ist der Verwaltung nicht die Vermutung erlaubt, daß er zu emigrieren beabsichtigte. Indessen steht es der Verwaltung nicht zu, Ausnahmen von den Gesetzen zu treffen, die die Emigrierten betreffen. Der Kommissar des D. E. beschließt, daß keine Verhandlung nötig ist und daß er auf die Liste der Emigrierten zu setzen ist, welche von der Verwaltung von Benfeld aufgestellt werden wird.

Fahrländer wurde also von dem Verdacht der Emigration freigesprochen und trotzdem auf die Liste der Emigranten gesetzt, was Reuss zu der Anmerkung veranlaßt: „*Sehr hart und ungerecht*“.<sup>47</sup>

Was hatte Karl Fahrländer ins Elsaß geführt? Wir sind nur auf Vermutungen angewiesen. Er hatte sich nach eigener Äußerung im Jahre 1798<sup>48</sup> „vor zwei Jahren in Basel niedergelassen“, müßte also etwa Anfang 1796 dort eingetroffen sein. Die Stadt war bereits das französische Agitations- und Nachrichtenzentrum am Oberrhein, bevor das Dekret des Wohlfahrtsausschusses vom 21. November 1794 den frz. Gesandten der Republik in der Schweiz, Barthélemy, offiziell mit dieser Aufgabe beauftragte. Zwar hatte der Konventsbeschluß vom 13. April 1793, sich nicht mehr in die Angelegenheit anderer Länder einzumischen, das grundsätzliche Konventsdekret vom 19. November 1792 über die Unterstützung anderer Länder, die ihre Freiheit wiedererlangen wollten<sup>49</sup>, annulliert, doch war Frankreich verständlicherweise nach wie vor daran interessiert, während der Zeit militärischen Auseinandersetzung mit den Koalitionsmächten sich der Unterstützung deutscher Demokraten zu versichern. In Basel trug man sich trotz des Beginnes der Jakobinerherrschaft und der Erklärung Robespierres, daß man die Ideen der Revolution nicht mit Bajonetten verbreiten könne und daß man bewaffnete Missionare nirgends liebe<sup>50</sup>, mit Revolutionsplänen, denn der frz. Gesandtschaftssekretär berichtete am 1. Juli 1794 an den Außenminister Buchot:

---

47 Papiere von Rodolphe Reuss, Manuskriptensammlung der Stadtbibliothek Straßburg, Ms. 1265 (nach freundl. Mitt. von Herrn Ponsing).

48 GLA 74 Nr. 6291. Vernehmungsprotokoll v. 1.2.1798.

49 Deutscher Text des Konventsdekrets v. 19.11.1792 bei Walter Grab (Herausg.), *Die Französische Revolution, eine Dokumentation*, München 1973, S. 17. Dort auch das Konventsdekret über die Politik in den von den republikanischen Armeen besetzten Ländern vom 15.12.1792.

50 Walter Grab, *Eroberung oder Befreiung? Deutsche Jakobiner und die Franzosenherrschaft im Rheinland 1792—1799* (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier 4), 1971, S. 34, unter Hinweis auf G. Michon, *Robespierre et la guerre révolutionnaire*, Paris 1937.

„Ich bin zur Zeit damit beschäftigt, die Markgrafschaft Baden, den Schwarzwald und Württemberg zu bearbeiten, daß die Leute dieses Landes vorbereitet werden, uns im nächsten September gut zu empfangen oder auch früher, wenn wir zur Formierung einer Armee am Oberrhein kommen, um diesen Fluß zu überschreiten, den größten Schlag führen können und das einfachste Mittel zur *Revolutionierung ganz Deutschlands* zu erlangen.“<sup>51</sup>

Auch List erschien der Zeitpunkt für einen Aufstand günstig, denn er unterbreitete Bacher — ohne daß wir den genauen Zeitpunkt kennen — einen entsprechenden Vorschlag<sup>52</sup>, fand aber bei diesem keine Unterstützung. Möglicherweise wollte er auch die Mißstimmung ausnutzen, die unter der Bevölkerung wegen des englisch-badischen Subsidienvtrages vom 21. September 1793 herrschte.<sup>53</sup> Markgraf Karl Ludwig hatte England ein Korps von 754 Mann zum Einsatz in den Niederlanden zur Verfügung gestellt, und der Landvogt von Reitzenstein berichtete schon am 30. November 1793 aus Lörrach, daß sich in der Bevölkerung eine stärkere Gärung und Unzufriedenheit über die in englischen Subsidiensubsidien gegebenen Truppen zeige.<sup>54</sup> Die Stimmung bei diesem badischen Korps war äußerst schlecht, von den 754 Mann kehrten am 6. Juni 1795 nur noch 430 Mann zurück, ein großer Teil war desertiert. In Basel existierte schon seit einigen Jahren offenbar ein Jakobinerklub, jedenfalls berichtete ein Agent Blancé 1793 nach Paris, daß dieser Klub beständig für die Französische Republik arbeite.<sup>55</sup> Fand sich bisher auch noch kein Beleg dafür, daß Karl Fahrländer in dieser oder einer ähnlichen Gesellschaft mit List zusammentraf, so darf man dies angesichts der späteren engen Zusammenarbeit mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen.

### *Der Aufstandsplan für 1796 mißlingt*

Im Jahre 1796 schien endlich die Zeit gekommen zu sein, langgehegte Pläne in die Tat umzusetzen. Nachdem der Thermidorianerkonvent am 6. Januar 1795 den Konventsbeschluß vom 13. April 1793 aufgehoben hatte, bevollmächtigte das vollziehende Direktorium am 23. 4. 1796 den Bürger Poterat, den Einwohnern der Markgrafschaft Baden, des Breisgaus und jeder anderen Gegend Deutschlands, welche ihre Unabhängigkeit wünschten, in seinem Namen die volle Unterstützung der fränkischen

---

51 Papiers de Barthélemy, Ambassadeur de France en Suisse 1792-1797, par M. Jean Kaulek, Bd. 4, S. 150; deutsch zitiert bei Scheel, 151 f.

52 Polit. Correspondenz, Bd. VI, S. 112 (Brief an Minister Delacroix v. 6.7.1796).

53 Polit. Correspondenz, II, S. XII ff.

54 ebenda, S. XV, Anm. 3.

55 Hans Barth, Mengaud und die Revolutionierung der Schweiz, in: Basler Jahrbuch, 1900, S. 147.

Republik zu versprechen.<sup>56</sup> Poterat wurde angewiesen, sich zur Ausführung mit den Generalen Moreau und Laborde ins Benehmen zu setzen, die ebenso wie der Regierungskommissar bei der Rhein-Mosel-Armee, Haussmann, entsprechend unterrichtet wurden. Poterat arbeitete auch mit List zusammen, der aber dessen zwielichtigen Plänen mißtraute und schließlich, zusammen mit Ernst Jägerschmidt<sup>57</sup> — ebenfalls führender Revolutionär am Oberrhein —, seine Verhaftung durch General Laborde bewirkte. Am 19. Mai wurde Poterat abberufen, ein Nachfolger aber nicht bestellt.

Wenngleich wir über eine Beteiligung von Karl Fahrländer nicht unterrichtet sind, so können wir die Ereignisse des Jahres 1796 kaum übergehen, waren sie doch charakteristisch für das Verhalten des Direktoriums gegenüber den deutschen Jakobinern. Die Verhältnisse während der Besatzungszeit bilden zudem den Hintergrund, auf dem die weitere revolutionäre Propaganda der nächsten Jahre erst verständlich wird.

Die Revolution im Süden Deutschlands lag zum Greifen nahe; die französischen Truppen sollten bei Hüningen den Rhein überschreiten, wo General Laborde den Schutz des Aufstandes wollte. Zum Entsetzen Lists erfolgte aber der Übergang von 53 000 Mann unter Moreau in der Nacht vom 24./25. Juni bei Kehl. Der vereinbarte Plan wurde damit umgeworfen, und der Aufstand war damit schon praktisch gescheitert. List versuchte noch verzweifelt zu retten, was für ihn noch zu retten schien, denn noch war für ihn der französische Verrat unfaßbar. In drei Schreiben vom 3., 6. und 11. Juli an den Außenminister Delacroix appellierte er an das Ehrgefühl des Außenministers und des Direktoriums und beschwor ihn, den Bürger Haussmann zu bevollmächtigen, die Insurrektion in der Markgrafschaft und den benachbarten Staaten zu unterstützen. Aber mit einer Bekanntmachung Bachers an die Ober- und Unterbeamten und andere Vorgesetzte des Markgrafen von Baden vom 4. Juli, die er überall verteilen ließ, war Frankreich in aller Öffentlichkeit von den Revolutionsplänen deutlich abgerückt: „Ihre Gegenwart und ihre Mitwirkung werden sehr notwendig sein, um die gute Ordnung und die Ruhe in den oberen und unteren markgräflichen Landen zu erhalten. Sie können den friedlichen Einwohnern derselben die Versicherung geben, daß die strengste Manneszucht beobachtet werden und ihr Eigentum sowie der Gottesdienst und *die Gesetze ihrer Landesverfassung unverletzt bleiben sollen.*“<sup>58</sup> List begab sich nach Straßburg, wo er am 11. Juli seinen dritten Brief an Delacroix schrieb, um mit seinem Mitstreiter Linck, vormals

<sup>56</sup> Polit. Correspondenz, Bd. II, S. 374.

<sup>57</sup> Ernst Alexander Jägerschmidt, Sohn eines Arztes in Kandern, Faktor auf den Zäblinschen Eisenwerken in Niederschönthal, später dort Münzdirektor, gehörte zu den führenden Revolutionären Süddeutschlands.

<sup>58</sup> Scheel, S. 219.

Kriminalrichter in Mainz, der am 14. Mai von Poterat mit der Organisation des Aufstandes in der rechtsrheinischen Pfalz beauftragt worden war, Haussmann aufzusuchen, den er nicht mehr antraf. Er konnte noch nicht wissen, daß Haussmann in seinem Schreiben vom 10. Juli an Bacher dessen Bekanntmachung voll billigte und die allgemeine Marschrichtung festlegte: „Die Hoffnungen und Projekte, welche gewisse Leute gefaßt und vorbereitet haben, sollen vereitelt werden.“ Auch diese Erklärung wurde gedruckt verbreitet. Im rechtsrheinischen frz. Hauptquartier wurden List und Linck weder von Moreau noch von Haussmann empfangen, aber von Generalstabschef Reynier in brutaler Offenheit aufgeklärt: „Als man euren Projekten Gehör schenkte, rechnete man auf Erleichterung des Rheinübergangs mittels Realisierung derselben; dieser fand ohne jedes Hilfsmittels statt, *und im Rücken der Armee duldet man keine Revolution!*“<sup>59</sup>

Möglicherweise hatte Karl Fahrländer die beiden begleitet, denn das Leumundszeugnis der Matzenheimer Bürger stammt vom 12. Juli, und wurde durch seine Verhaftung an der Vorsprache im Hauptquartier verhindert. Für diese Vermutung spricht stark, daß Fahrländer, der wie List ausgezeichnete frz. Sprachkenntnisse besaß, auch in den nächsten Jahren bei Gesprächen im frz. Hauptquartier teilnahm.

Trotz der Drohung Reyniers ließen sich die badischen Revolutionäre angesichts der weit verbreiteten Revolutionsbereitschaft nicht beirren. Die Verwirrung war nach dem Einmarsch der Franzosen ungeheuer. Selbst und gerade der Breisgau, den man gemeinhin für eine zuverlässige Stütze der Monarchie hielt, erwies sich angesichts des „fürchterlichen Tumults“, der herrschte, keinesfalls in seiner Gesamtheit als treues Bollwerk gegen die Revolution. Die bestehende Ordnung wäre allenthalbe wie ein Kartenhaus zusammengefallen, wenn die demokratische Bewegung auch nur die geringste Duldung erfahren hätte.

Ein wertvolles und zuverlässiges Quellenmaterial für die damalige Situation bietet das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter<sup>60</sup>, der bei aller Unruhe einen klaren Kopf behielt und in jenen Jahren eine feste Stütze der bestehenden Verfassung war. Überall verspürte er die Abneigung gegen die Klöster, das Aufbegehren der Bauern, die Zwie tracht der Stände, und seine ersten Erfahrungen konnte er bereits wenige Tage nach dem Übergang der frz. Truppen bei Kehl notieren: „Der Prälat und die meisten Patres von Schuttern haben das Kloster verlassen. Herr Prälat kam gestern Abend nach Freiburg. Man schrieb uns, *die Untertanen verhielten sich sehr treulos*. Die Kapitularen dürften sich kaum

<sup>59</sup> Friedrich Hurter, Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decenium des 18. Jahrhunderts, 1840, S. 58.

<sup>60</sup> Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, Erster Teil 1795–1802, bearbeitet von Ursmar Engelmann OSB, Stuttgart 1965.



sehen lassen.“<sup>61</sup> Am Nachmittag des 1. Juli erhält er den Besuch des Syndikus Litschgi aus Endingen, der seine Angehörigen sucht, um ihnen für die weitere Flucht behilflich zu sein. „Er war ganz ertattet über die Unruhe und den Tumult in Freiburg, wie alles floh und flüchtete. Das halbe Land, sagte er, ziehe weg.“ Am Nachmittag des nächsten Tages ritt der Abt nach St. Märgen. Der landständische Syndikus Baumann und der Prälat von Tennenbach waren nach Geisingen abgereist, auch der Prälat in St. Märgen war selbst entschlossen zu fliehen. „Die meisten Herren wollten fliehen.“ Eine Nachricht, daß die Franzosen Zucht hielten und niemanden mißhandelt, fand er bei seiner Rückkehr bestätigt. Da die meisten Herrschaften geflohen waren, legen die Untertanen natürlich Wert auf ein gutes Verhältnis zu den Franzosen: „Der Gärtner von Zähringen erzählte, dasige Bürger hätten dieser Tage Gemeinde gehalten über die Maßregeln, welche sie bei der Ankunft der Franzosen zu machen hätten. Einige, namentlich der Knecht und der alte Vogt hätten geäußert: sie hätten itzt doch keine Herrschaft mehr, ihre Herrschaft werde auch davonlaufen wie die übrigen, sie müßten also nur den Franzosen entgegengehen. Sie hätten sodann die Gundelfinger um Rat gefragt. Diese hätten gesagt, sie haben itzt keine Herren als die Franzosen, und diesen wollten sie sich unterwerfen und geben, was sie verlangten.“ Der Landsturm — die freiwillige Landmiliz — wird aufgeboten, doch erst das 2. Aufgebot am 6. Juli hat Erfolg, zwar gehen die Freiburger „in großer Zahl“, doch weniger die Bauern. Als der Abt am 8. Juli von Freiburg nach St. Peter zurückreist, ersucht ihn der Vogt in Eschbach, die versammelten Leute zum Landsturm zu ermuntern. „Ich tats mit einigem, aber nicht großem Erfolg. In St. Peter ebenso . . . In die äußern Vogteie Herr Amtsschreiber geschickt; allein hier war keine Bereitwilligkeit. Er ward mit Schimpfworten überhäuft.“ Während die Gemeinden vom Stufener Amt ausgerückt sein sollen, war zu St. Ulrich „ebensowenig Bereitwilligkeit und viel Grobheit.“ Was unter Umständen lokal von einer aufgewiegelten Landmiliz zu erwarten gewesen wäre, konnte der Abt am 11. Juli nur als vermutlichen Vorgeschmack notieren: „Bei Versammlung der Landmiliz betrogen sich einige Untertanen auf der Hinterstraß namentlich der Kreutz Pauli, Johann Kreutz und Fehrenbach sehr störrisch, schimpften über die Obrigkeit, Geistlichkeit, Präsidenten und alles. Paul Kreutz rief anderen zu, im Namen Jesu und Mariä, schlaget zu, schlaget Pfaffen und Obrigkeiten tot.“ Der Präsident war darüber zwar aufgebracht, wollte sich aber weder zu einer militärischen Exekution noch zu Stockschlägen verstehen.

Seine Notizen vom 15. Juli kennzeichnen erneut die Stimmung im Lande, die eine günstige Ausgangsposition für die Revolutionäre schaffte: „Der

---

61 Speckle, a. a. O., S. 45.

Tumult und Zusammenlauf ist unbeschreiblich. Die Freiwilligen kommen zerstreut zurück, schimpfen über das Militär... Man fliehet vom Land in die Stadt, von der Stadt aufs Land. Alles ist in Furcht und Schrecken, alle Gesichter blaß.“

### *Einzug der Franzosen in Freiburg*

Tags darauf wäre es in Freiburg so weit; als ein frz. Rittmeister mit 12 bis 15 Chasseurs in die Stadt reitet und in Anwesenheit des Präsidenten von Baden, der Deputierten und einiger der Landstände eine beruhigende Ansprache hält, zeigt es sich, daß der Freiburger Distrikt, auf den die Revolutionäre nicht gezählt hatten<sup>62</sup>, durchaus „anfällig“ war: „Die Freiburger schrien nun: Vive la Nation, la République, ohne daß mans verlangt hätte. Der erste, der so schrie oder sprach, soll, so versichert Gr. Durand, ein Geistlicher, Herr Professor Schwarzel gewesen sein. So sah man auch alsobald auf vielen Hüten Kokarden. Gestern schon verkaufte Herr Kapferer das Stück à 4 x.“<sup>63</sup>

Was hier in der Öffentlichkeit demonstriert wurde, erhielt offenbar im geheimen eine feste Form. Im Zusammenhang mit dem Landsturm spricht Josef Bader von der Abneigung der Herren in Ulm und Ehingen, denen es niemals ernst damit gewesen sei, „man lispelte ja von einer schwäbischen Republik! Doch, nicht ihnen gilt dieser Vorwurf, auch im Breisgau, diesem ‚ältesten und getreuesten Patrimonium des Hauses Österreich‘ tauchten solche Wünsche und Pläne auf. Denn nachdem der Feind im Juli 1796 Freiburg besetzt hatte, wurde dem Konsensual-Präsidenten von Baden durch ein Schreiben beigebracht, wie die französische Kriegskommission nicht abgeneigt wäre, mit dem Lande in Unterhandlungen zu treten — und der Erfolg lehrte es, daß sich ‚in der Stille ein Klub bildete, der keine geringere Absicht hegte, als aus dem Breisgau eine Republik zu machen, und daß sich Männer von Einfluß damit abgaben, so zu sagen, Subskriptionen auf diese Republik zu sammeln!“<sup>64</sup> Daß man in Freiburg schon früher für einen Umsturz agitierte, läßt sich an anderer Stelle aus einer Bemerkung über den landständischen Syndikus Dr. Engelberger entnehmen: „Engelberger folgte der Revolution *anfangs* mit unverhüllter Freude. Die neuen Ideen hatten ihn, den Freimaurer, begeisternd ergriffen, und er schien den Männern der Umwälzung ein erwünschtes Werkzeug für dieselbe im südwestlichen Winkel Deutschlands.“<sup>65</sup>

---

62 Scheel, S. 179.

63 Speckle, S. 52.

64 Josef Bader, *Die ehemaligen breisgauischen Stände*, 1846, S. 266.

65 Ebenda, S. 197.

Die Vorfälle in Freiburg wurden auch weiterhin verfolgt, wahrscheinlich auf Betreiben des Abtes von St. Peter, zumal auch Wien davon erfahren hatte. Als der Prälat von Schuttern von einer Reise nach dort zurückkommt, berichtet er: „In Wien seien alle Machinationen auf Republik und Frieden von Freiburg bekannt geworden.“ Und nach Beschlüssen der prälatenständischen Konferenz erfolgte eine Anfrage „beim Dritten Standesdirectorio qua intentione die Schritte unter der französischen Invasion gemacht worden seien, die der Verfassung zuwider waren.“<sup>66</sup>

Was der Abt von den Markgräflern hielt, klingt nicht viel besser. Am 27. Juli vertraut er seinem Tagebuch an: „Den ganzen Krieg her waren die Markgräfler etwas zweideutig gesinnt, besonders seit dem preußischen Separatfrieden. Nach dem Übergang der Franzosen bei Kehl äußerten sie sich noch deutlicher ...“

Die Stimmung und Verwirrung im Lande war für die Revolutionäre Anlaß genug, sich auch von der revolutionsfeindlichen Haltung des Direktoriums nicht schrecken zu lassen, und die Lähmung der Obrigkeit war schon so weit fortgeschritten, daß sie es durchaus wagen konnten, eine Verfassungsänderung auf legalem Weg durchzuführen, um Frankreich vor vollendete Tatsachen zu stellen. Diese Hoffnung war auch angesichts offizieller Berichte, daß die Bauern allerorten, wo die Franzosen hinkamen, die Nationalkokarde ansteckten, durchaus verständlich.<sup>67</sup> Das geschah, wie Stalder vermerkt, nicht nur im österreichischen Fricktal, sondern auch im badischen Wiesental.

Obwohl Bacher am 16. Juli mit einem Militärkommando nach Lörrach gekommen war und die frz. Gendarmen unter Führung des markgräflichen Oberamtsassessors Meier den Ernst Jägerschmidt verhaften wollten, begab sich dieser am 20. Juli nach Müllheim, um in souveränem Auftreten und in aller Öffentlichkeit, mit Wissen und mit Duldung der Behörden zu einer Versammlung der Ortsvorgesetzten am 22. Juli auf der Kalten Herberge einzuladen. Bei seiner Vorsprache auf dem Amt Müllheim erklärte er ohne Umschweife, „daß einer von den Plänen der Republik sei, den schwäbischen und fränkischen Kreis mit einem Teil des oberrheinischen Kreises zusammenzuziehen und einen Freistaat daraus zu bilden.“<sup>68</sup> Die Versammlung fand auch unter Beteiligung zahlreicher Ortsvorsteher statt, doch war inzwischen eine neue Sachlage eingetreten: am 20. Juli hatte die Markgrafschaft mit Moreau einen Waffenstillstand abgeschlossen, der am 25. Juli offiziell bestätigt wurde. Nach dem

---

66 Speckle, S. 131.

67 Paul Stalter, Vorderösterreichisches Schicksal und Ende: Das Fricktal in den diplomatischen Verhandlungen von 1792 bis 1803, Rheinfelden 1932, S. 82 (H. H. u. St. A. Wien: Berichte Schweiz, 19. Juli 1796, an Thugut).

68 GLA 74/5001 (Blatt 9), Bericht OA Müllheim v. 30.8.1796.

Inhalt des Abkommens, wonach sich der Oberkommandierende zum Schutz der bestehenden Gesetze verpflichtete, war den Revolutionären die Möglichkeit genommen, gegen den entschiedenen Willen des Direktoriums, den Umsturz durchzuführen. Offenbar hatten sie mit diesem Separatfrieden nicht gerechnet, wengleich schon Württemberg am 17. Juli Baden mit dem Abschluß eines Waffenstillstandes vorangegangen war, was aber anscheinend noch nicht bekannt war; denn Speckle vermerkt: „Am 21. Juli wird von Friedensverhandlungen mit Württemberg gesprochen, angeblich auch mit dem Mkgr. von Baden.“ Vielleicht wollte man auch noch eine rasche Entscheidung vor dem nahen Kriegsende erzwingen. Die schillernde französische Propaganda hatte unter Ausnutzung der Gerüchte über die bevorstehenden Friedensverhandlungen, wonach der Breisgau von Österreich abgetrennt werden sollte, die Teilung dieser Provinz, oder wenn sie es verlange, die Vereinigung mit der Republik in Aussicht gestellt, „und man will wissen, daß dergleichen Insinuationen besonders bei den Gelehrten und beim Bürgerstande in Freiburg allmählig Eingang finden“.<sup>69</sup> Wie ernst es dem Direktorium mit der Unterdrückung einer demokratischen Nationalbewegung in Deutschland tatsächlich war, und wie es auf die nachlassenden intensiven Bemühungen der badischen Revolutionäre reagierte<sup>70</sup>, kann man einem Schreiben an Haussmann vom 11. August entnehmen, in dem es ihn anweist, die eingesetzten Behörden nicht zu verändern und mit gewohnter Wachsamkeit *alle Anhänger des Mainzer Jakobinismus zu beaufsichtigen*, „die im Breisgau die Grundsätze ihrer Sekte einzuführen suchen, um diese unglücklichen Gegenden zu desorganisieren und so der englischen Politik gefällig zu sein, die sie bezahlt.“<sup>71</sup> Das war nicht nur böseartigste Verleumdung, sondern auch barer Unsinn, zumal sich ausgerechnet einer der führenden Mainzer Klubisten, der ehemalige Mathematikprofessor Mathias Metternich als „Commissaire des recherches sur les effets d’arts et sciences dans les pays conquis“ im Juli in Ausübung seiner Funktion auch im Kloster St. Peter einfand. Die süddeutschen Revolutionäre mußten jedenfalls nach dem Fehlschlag ihres Unternehmens erkennen, daß dem frz. Großbürgertum nicht an einer Republikanisierung Deutschlands, sondern an einer Hegemonie in Europa gelegen war. Unter den deutschen Demokraten wurde dies von G. F. Rebmann klar ausgesprochen.<sup>72</sup> Er warnte sie davor, sich auf eine Unterstützung Frankreichs zu verlassen; was man im höchsten Falle von der fränkischen Republik mit Recht erwarten könne

---

69 Stalder, S. 87.

70 Minister v. Edelsheim informierte am 21. August den badischen Unterhändler in Paris, von Reitzenstein: „List läuft zwischen Basel, Straßburg und Paris ständig hin und her fährt noch immer fort, mit Jägerschmidt an einer Insurrektion in der oberen Markgrafschaft zu arbeiten.“ (Obser, Der Marquis von Poterat), a. a. O., S. 407.

71 Scheel, S. 226.

72 Grab, Eroberung oder Befreiung, a. a. O., S. 58 ff.



— und das werde noch Mühe kosten —, sei eine Nichtbehinderung, doch diese Einschränkung war im Grunde inkonsequent. Wenn Frankreich die Ohnmacht Deutschlands, die Zerteilung desselben wünschte, dann konnte es auch nicht die Bildung einer autonomen deutschen Republik zulassen, wie sie von den deutschen Demokraten erstrebt wurde. Erinnern wir uns, daß List im Namen der „germanischen Nation“ und ihrer zukünftigen Regierung sprach!

(Fortsetzung folgt)

## Besprechung und Hinweis

Günther Haselier, Geschichte des Hotzenwalds. Lahr, M. Schauenburg, 1973. 87 S., 26 Abbildungen, 2 Faltkarten im Text und Landkarte der Grafschaft Hauenstein des 18. Jhdts.

Erstaunlich gelungen ist diese pragmatische Geschichte einer Landschaft, die über eine an sich knappe Darstellung von Geschehnissen hinausgehend, Ursachen und Wirkungen im Hinblick auf das zwingend Künftige nachzeichnet, sichtbar macht und in Logik, Prägnanz und Farbigkeit, zur Zusammenschau und vollendeter Synthese führt. Spannungsreich, mit vielen dramatischen Höhepunkten ausgestattet ist diese Geschichte der eigen gearteten Landschaft und der Menschen des Hotzenwaldes, die sich in der Wahrung des Ursprünglichen, aus altrechtlicher Freiheitsgesinnung und im beharrlichen Verteidigen ihrer bäuerlich-genossenschaftlichen Verwaltungsformen selbstbestätigen wollten. In der Organisation von ‚Einungen‘ innerhalb ihrer Waldlandschaft, etwa in der Art schweizerischer, altkantonalen Einrichtungen, jedoch ohne Vergleich mit anderen Gebieten des deutschen Südwestens, auch wenn einzelne, ähnliche Bezüge wie etwa im einstigen Reichstal Harmersbach zu Vergleichen anregen. Die vorliegende Veröffentlichung kann als die erstmalige Gesamtdarstellung der Hotzenwaldgeschichte bezeichnet werden. Denn die Werkplanung des verstorbenen Prof. Friedrich Metz als Herausgeber, kam nicht zum Tragen. Die Hauensteiner- und Hotzenwald-Bibliographie — ohnehin spärlich ausgestattet — weist lediglich monographische Studien nach. Günther Haselier gebührt der Dank für die Verarbeitung des vorhandenen geschichtlichen Materials und der eigenen, ergänzenden Quellenforschungen, zur Verdichtung des Themas, in der nun dargebotenen, vorbildlichen Fassung.

Preiser

„Arbeit u. Gerät im Wortschatz der Fischer des Badischen Hanauerlandes“, Untersuchungen zur Fachsprache am Oberrhein, von Hans-Rüdiger Fluck, 576 Seiten, 58 Abbildungen, 14 Karten. Kart. DM 68,—. Band 25 der „Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte“. Verlag Karl Alber, Freiburg.

Der Verfasser, Wissenschaftlicher Assistent an der Germanistischen Abteilung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Universität Freiburg i. Br., veröffentlicht die erste umfassende sprachwissenschaftliche Arbeit über eine alemannische Fischersprache am Oberrhein. Sein Buch stellt die bedeutsamen fachsprachlichen Strukturen, sowie Herkunft, Entwicklung und Verbreitung des spezielsprachlichen Wortschatzes dar. Der Verfasser hat das vorwiegend niederalemannische Sprachmaterial in den Jahren 1968 bis 1972 bei badischen und elsässischen Berufsfischern in den rechtsrheinischen Fischerorten von Altenheim bis Greffern, in den Fischerdörfern Willstätt und Neumühl an der Kinzig und in den elsässischen Orten Wanzenau, Offendorf und Auenheim direkt erhoben, wobei die Fischer bereitwillig und geduldig des Verfassers unzählige Fragen beantworteten, Geräte und Arbeitsweisen demonstrierten und Skizzen anfertigten. Die badischen und elsässischen Fischerzünfte unterstützten die Arbeiten, indem sie das umfangreiche, bisher unveröffentlichte historische Material ihrer Akten und Urkunden des Aufnahmegebietes zur Verfügung stellten. 48 Photos und weitere Abbildungen im Text veranschaulichen die Sachbeschreibungen, 14 Karten zeigen die Stellung der dargestellten Fischersprache im Rahmen deutscher Wortgeographie. Ausführliche Verzeichnisse der Archivalien und der Literatur, sowie die der wichtigsten Gewässer- und Fischnamen sind beigefügt, ein Wortregister erschließt die Arbeit. Wegen des Rückganges und des technischen Wandels der Rheinfischerei besitzt das Werk bereits heute dokumentarischen Wert.

W. Mechler

Karl-Hermann Beek: Landesgeschichte im Unterricht. Mit Beiträgen von Karl-Hermann Beek, Hermann de Buhr, Ernst Döll, Werner Hilgers, Karl-Ernst Jeismann, Heinrich Neu, Siegfried Quandt und Dieter Starke. Henn Verlag Ratingen/Kastelaun/Düsseldorf 1973. 384 Seiten. 29,80 DM.

Dieses, von Karl-Hermann Beek herausgegebene, sehr materialreiche Werk, setzt neue Akzente für die landesgeschichtliche Forschung und kann nicht nur dem Geschichtslehrer, sondern jedem heimatgeschichtlich Forschenden zur Lektüre wärmstens empfohlen werden.

Beek versucht in erster Linie mit seinem Buch beim Geschichtslehrer mehr Verständnis für die Landesgeschichte zu wecken, zumal, wie er bedauernd feststellt, bei der Ausbildung und beim Studium der meisten Geschichtslehrer aller Schularten landesgeschichtliche Forschungen kaum eine Rolle spielen. Sehr überzeugend weist Beek nach, daß die Landesgeschichte, d. h. die Geschichte einzelner Regionen, ein Bestandteil und konstitutives Element im allgemeinen Prozeß einer jeden geschichtlichen Epoche ist und für dessen adäquates Verständnis unabdingbar angesehen werden muß. Eine wichtige Aufgabe seines Buches sieht Beek darin, in Darstellungen und Literaturangaben Hilfen für die unterrichtliche Verwirklichung des regionalgeschichtlichen Ansatzes, bezogen auf den historischen Raum, in dem der Geschichtslehrer tätig ist, zu geben.

Aus dieser Zielsetzung resultiert der Aufbau des Buches. Im Kapitel „Die unterrichtlichen Mißverständnisse der Regionalgeschichte“ wendet sich Beek gegen einige falsche Auffassungen von Regionalgeschichte und ihren ebenso falschen Einsatz im Geschichtsunterricht aller Schularten. Er kritisiert mit Recht vor allem die sentimentale Überhöhung des Lokalen, das sich vornehmlich im emsigen Sammeln aller möglichen Überbleibsel der lokalen Vergangenheit zeigt,

ihre oft unkritische, betuliche Pflege. Diese Art von lokaler Geschichtsbetrachtung nennt Beeck „Dröppelmannhistorie“. Er sieht sie programmatisch von Eduard Spranger vertreten, dessen Aufsatz „Der Bildungswert der Heimatkunde“ (erstmalig 1923 erschienen, 6. Auflage 1964) ein Heimatverständnis entwickelte, die die „Dröppelmannhistorie“ geradezu herausfordere. Spranger verliere sich, so Beeck, in eine nicht mehr rationalisierbare Natur-und-Boden-Mystik, die jedes kritische Geschichtsverständnis, welches auch für die lokalgeschichtliche Analyse notwendig sei, unmöglich mache.

Sehr überzeugend weist Beeck nach, daß die weit verbreitete Vorstellung, Geschichte kleiner historischer Räume sei anschaulicher als diejenige umfassender historischer Räume, unrichtig sei. Lokalgeschichtliche Objekte seien nicht weniger kompliziert und abstrakt als die Geschichte umfassender historischer Räume. Sie müßten genauso differenziert erfaßt und behandelt werden wie diese, falls man ihnen gerecht werden wolle.

Während Karl-Ernst Jeismann in einem Kapitel den Stellenwert der Landesgeschichte im heutigen Geschichtsunterricht untersucht und dabei zu deprimierenden Ergebnissen kommt, stellt Karl-Hermann Beeck in einem weiteren Kapitel Kriterien für landesgeschichtlichen Unterricht auf. Er betont, daß sich Landesgeschichte als geschichtliche Landeskunde nicht mit einer speziellen Erscheinungsform menschlichen Verhaltens in der Welt beschäftigen dürfe, sie sei eben nicht nur Verfassungsgeschichte oder politische Geschichte oder Wirtschaftsgeschichte oder Kulturgeschichte, ihr komme es vielmehr auf eine allseitige Erfassung aller Lebensbezüge des Menschen in einem historischen Raum an. Das Ergebnis müsse eine Zusammenschau aller Einzelaspekte zu einer Gesamtansicht sein. Indem Beeck dann auf die inhaltliche Bestimmung der Landesgeschichte für die einzelnen historischen Epochen eingeht, gibt er wertvolle Anregungen für den Geschichtsunterricht. Er stellt dabei fest, daß besonders die Geschichte des Mittelalters aus sorgsamer landesgeschichtlicher Untersuchung nicht nur wesentliche Korrekturen im Sinne einer Ergänzung, Vervollständigung sowie Abrundung erfahren habe, sondern geradezu solche, die unser Bild vom Mittelalter in allgemeinen und entscheidenden Zügen geändert hätten, zumal von der Verfassungs-, Sozial- und Kulturgeschichte her. Denn mittelalterliches Leben und mittelalterliche Welt können nach Beeck zum größten Teil nur in der kleinen lokalen Einheit erfaßt werden. So sei Landesgeschichte im Mittelalter nicht nur eine Helferin der allgemeinen Geschichte, sondern weithin mit ihr identisch.

Einen großen Mangel sieht Beeck in der Tatsache, daß landesgeschichtliche Forschungen, die Themen des 19. und 20. Jahrhunderts behandeln, vergleichsweise spärlich vorhanden sind. Er kritisiert, daß in vielen Geschichtsvereinen häufig die Ansicht vertreten wird, die Geschichte höre um 1800 auf. Unter lokalgeschichtlichem Aspekt seien beispielsweise kaum die industrielle Evolution, die Konstituierung industrieller Gesellschaftsordnungen, die Entwicklung sozialer Prozesse sowie die Geschichte und Wirkung der Parteien untersucht worden. Wichtig für die lokalgeschichtliche Forschung sei es, in der neueren Geschichte vor allem die Weltanschauung des einfachen Mannes zu untersuchen, denn sie erwache im engen lokalen Kreise seiner unmittelbaren Umwelt, „von Faktoren seines beruflichen Alltags, den Vergnügungen seiner Freizeit, dem Einfluß seiner religiösen Übungen so gut bestimmt wie von dem, was er liest, hört, sieht, ertragen muß, was Lehrer, Pastor, Festredner und politischer Führer an ihn herantragen. Insofern haben die kleinsten Lebenskreise, mögen sie auch an landmannschaftlicher Besonderheit weitgehend verloren haben, an historischer Bedeutung und damit an historischem Interesse nichts eingebüßt,



eher noch gewonnen.“ (Seite 38/39). Darum sei eine genaue Untersuchung der kleinsten Lebenskreise notwendig, deren Geist erfaßt werden müsse, um entscheidende Entwicklungen der modernen Geschichte verständlich machen zu können. Darin liege heute die besondere Aufgabe der Landesgeschichte im Rahmen der gesamten Geschichtswissenschaft.

Unter den von Beeck erarbeiteten Kriterien zeigen in den folgenden Kapiteln des Buches seine Mitarbeiter die praktische Anwendung landesgeschichtlicher Erkenntnisse im Geschichtsunterricht. Werner Hilgers beschäftigt sich dabei mit der Landesgeschichte im Unterricht über die *Germania Romana*, Heinrich Neu mit der Landesgeschichte als Geschichte des Territoriums und seine Bedeutung im Unterricht, Hermann de Buhr mit der Stadtgeschichte im Geschichtsunterricht, Ernst Döll mit Grundherrschaft und Gutsherrschaft und ihre Behandlung im Unterricht, Dieter Starke mit der Geschichte der deutschen Landgemeinde im Geschichtsunterricht und Siegfried Quandt mit dem Thema „Regional- und lokalgeschichtlicher Unterricht über das Zeitalter der Industrialisierung (1815—1914)“. Umfangreiche Materialsammlungen, Quellenhinweise und zahlreiche Literaturangaben bereichern dieses ausgezeichnete Buch, das für jeden, der sich mit Landesgeschichte und Lokalgeschichte beschäftigt, künftig richtungsweisend sein dürfte.

Manfred Hildenbrand

Philipp Brucker, 's Wundergigli. Geschichten und Gedichte in Alemannischer Mundart. Lahr, M. Schauenburg, (1973). 126 S. 2. Auflage.

Bereits mit der Erstausgabe 1965 machte Phil. Brucker sichtbar, daß der munter sprudelnde Quell des „Lohrerdtisch“ in gültige literarische Formen gefaßt, erfrischend genüßlich kredenzt werden kann. Die nun vorliegende Zweitausgabe dieser Anthologie, um etliche sieben, meist zeitnahe Geschichten und Gedichte vermehrt, bereichert die ortenaussche Mundartliteratur in erfreulicher Weise und kennzeichnet treffsicher diese Spielart niederallemannischer Sprachgattung. Wer mit erwartungsfroher Neugier 's Wundergigli (die Wundertüte) aufschlägt, wird überrascht von den 38 Gutsili (Bonbons) in bunter Mischung: in den Färbungen von heiter bis besinnlich und deftig bis hintergründig; begleitet von vielen kongenialen Zeichnungen der Graphikerin Inge Freund. Da erinnerte ich mich, weil es zu Phil Bruckers „Wundergigli“ so nett paßt, an Johann Peter Hebels Gedicht „Hephata, tue dich auf!“, in dem zu lesen steht: „... un alli höre 's un folge; un me het nit Auge gnueg zuem freudige Bschaue...“. Als Helfer in Übersetzungsnöten dient im Anhang ein Lahrer Idiotikon mit 12 Seiten, das auch bemerkenswerte Hinweise gibt über das Einsickern französischer Sprech-elemente am Oberrhein.

Preiser

Land um Kinzig und Rench. Herausgegeben von Emil Imm unter Mitarbeit von Otto Kähni, Alfons Irslinger, Franz Schmider, Ansgar Barth und Alfons Brauchle. (Wanderbücher des Schwarzwaldvereins Band 8). Freiburg, Rombach, 1974. 180 S., eine Karte.

Der neueste Band der bekannten Reihe ‚Wanderbücher des Schwarzwaldvereins‘, befaßt sich einfühlsam mit dem Land zwischen Kinzig und Rench und stellt 45 wohl vorbedachte Zielwanderungen zur Auswahl vor. Damit wird — nach



dem 1971 erschienenen Band ‚Wanderungen zwischen Murg und Acher‘ — auf ein weiteres Ortenauer Teilgebiet von großer landschaftlicher Anziehungskraft aufmerksam gemacht. Mit der von Alfons Irslinger verfaßten Einführung in die Natur des Landschaftsgebietes, wird gründliches Wissen über die geologischen und klimatischen Verhältnisse, auch über die Pflanzen- und Tierwelt vermittelt. In anregender Darstellungsweise wird das Erscheinungsbild der Landschaft nach Typus, Struktur und Eigenprägung erkennbar. Otto Kähni zeichnet in straffen Linien das Bild der Kulturlandschaft, im Zuge ihrer historischen Entwicklung aus früher Zeit bis zum Heute. Einzeldarstellungen führen näher an die Objekte heran: Alfons Brauchle ab der Quelle, vom Oberen Kinzigtal durch's Tal der Kleinen Kinzig bis Schiltach, dann durch das Schiltachtal über Tennenbronn nach Schramberg, ferner ins Lauterbachtal und durch das Tal der Gutach, über Triberg und Hornberg bis zur Mündung. Ansgar Barth schildert die reizvolle Landschaft rechts und links der Wolf, mit Bad Rippoldsau, Schapbach und Wolfach. Noch aus der Feder des inzwischen dahingeshiedenen Franz Schmider stammen die von tiefer Heimatliebe zeugenden Beschreibungen der Täler, Dörfer und Städte im Einzugsgebiet der mittleren Kinzig. Den Bereich des Unteren Kinzigtales charakterisiert Otto Kähni mit Gengenbach, Ortenberg, Offenburg und Griesheim; ebenso wie das Hanauer Land von Kehl bis Lichtenau und die Städte und Bäder des Renchtales. Nicht nur als Wegweiser zu Naherholungsmöglichkeiten sollte dieses Buch dienen, es gewinnt an Bedeutung mit den vielen historischen und topographischen Hinweisen und wird zum Mentor und Interpret der Landschaft.

Preiser

Villingen und die Westbaar. Hrsg.: Wolfgang Müller. (Veröffentl. des Alemannischen Instituts Freiburg, Nr. 32). Bühl, Konkordia, 1972. 208 S. mit 22 Bildtafeln und vielen Textillustrationen.

Das wissenschaftliche Ergebnis einer Tagung des Alemannischen Instituts in Villingen veranstaltet. Die Mitarbeiter dieses Sammelbandes mit Forschungsbeiträgen aus verschiedenen Disziplinen und Fachrichtungen, geben damit ein umfassendes und anschauliches Bild von Villingen-Stadt und Umgebung, nach dem derzeitigen Stand wissenschaftlicher Erkenntnisse. Zu begrüßen sind die Ergebnisberichte über die epochalen Ausgrabungen im Hallstatt-Fürstehügel „Magdalenenberg“, in prägnanter Darstellung von Konrad Spindler, Edward Sangmeister u. A. erstattet. In größerer raumgeschichtlicher Dimension gesehen, schrieb Karl Siegfried Baader eine beachtlich fundierte Studie über die Städtegründungen der Grafen von Urach, -Freiburg und -Fürstenberg im Schwarzwald; auch der Ortenau-Historiker findet darin wertvolle Hinweise. Der Geologie (Naturlandschaft) und der frühgeschichtlichen Archäologie (Baar), Abhandlungen mit neuem Quellenmaterial und Aspekten wurde breiter Raum gegeben. In zahlreichen Studien und Essays befassen sich namhafte Autoren mit der Geschichte und der Topographie der Kirchen und Klöster in und um Villingen; über die Stadtgeschichte des 12. und 13. Jhdts. schrieb Stadtarchivar Dr. Fuchs mit dankenswerter Akribie des Forschers.

Preiser

Wolf Dieter Sick, Siedlungsgeschichten und Siedlungsformen. Freiburg, Alemann. Inst., 1972. 59 S.

Hans-Jürgen Warlo, *Mittelalterliche Gerichtsmedizin in Freiburg/Brsg. und am Oberrhein*. Freiburg, Alemann. Inst., 1972. XXII, 89 S.

Mit diesen Heften Nrn. 1 und 2 beginnt die neue Reihe von Veröffentlichungen aus dem Alemannischen Institut Freiburg i. Br. unter dem Titel „Vorarbeiten zum Sachbuch der alemannischen und südwestdeutschen Geschichte“, als Herausgeber zeichnen Karl S. Bader, Bruno Boesch, Wolfgang Müller und Karl Heinz Schröder. Das Alemannische Institut betrachtet sich als Plattform interdisziplinären Zusammenwirkens in allen landeskundlichen und -geschichtlichen Fachbereichen und bemüht sich, diese Vorarbeiten durch intensive Beteiligung der Wissenschaftler zu fördern. Die Konzipierung erstreckt sich auf knapp gefaßte, auf aktuellem Forschungsniveau stehende Einzeldarstellungen zu den Problemen der Sprache, Siedlungsräume, Landschaften; vor- und frühstaatliche Einheiten; Bevölkerung, Stände, Verbände; Herrschaftsformen; Kirche und Kloster; Wirtschafts- und Sozialverhältnisse; Rechtsordnungen; Verkehr, Kriegs- und Wehrwesen; Schulen und Bildung; Gesundheitswesen. Mit sorgfältigem, der Praxis dienendem Register ausgestattet sollte dieses nun im Beginn stehende Sachbuch als zweckentsprechendes Nachschlagewerk, alle nur denkbaren Arbeitsmöglichkeiten erweitern und neue Impulse geben.

Das erste Heft entspricht weitgehend der Planung. W. D. Sick stellt die zeitlichen und räumlichen Zusammenhänge in der Entwicklung zu Kulturlandschaften heraus. Neben den historischen Vorgängen wird die wirtschaftlich-soziale Struktur der Bevölkerung, neben den naturgeographischen Gegebenheiten sichtbar. Im Heft 2 geht H. J. Warlo von der im alemannischen Siedlungsraum beheimateten, ältesten schriftlichen Strafprozeßordnung Freiburgs aus, die den Anfang der Gerichtsmedizin in das ausgehende 14. Jhdt. datiert. Mit dieser Untersuchung, die sich auf reiche Archivquellen stützt, wird das vielfältige Gebiet der alemannischen Medizin- und Landesrechtsgeschichte erschlossen.

Preiser

*Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins*. Hrsg.: Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. 120. Bd. (NF 81). Karlsruhe, G. Braun, 1972. 570 S.

Über den Kreis der an südwestdeutscher Geschichtsforschung Interessierten hinaus, hat sich unsere „ZGO“ seit Generationen Ruf und Ansehen erworben und sich zum feststehenden Begriff entwickelt. Jahr um Jahr sich neu bestätigend, dynamisch und zeitoffen, ob empirisch, pragmatisch oder nach progressiver Methodik orientiert, bot diese nicht mehr hinwegzudenkende Zeitschrift — und bietet sie wieder auch im vorliegenden 120. Band — eine Fülle von Gesamtdarstellungen und Einzeluntersuchungen aus allen Bereichen oberrheinischer Geschichte. Unter der trefflichen Redaktion von Prof. Dr. Paul Zinsmaier (Karlsruhe), werden wieder rund zwanzig Themen der verschiedenen Fachbereiche publiziert, die durchwegs aufmerksame Beachtung verdienen. Aus der Fülle der Beiträge, sei an dieser Stelle eine Auswahl jener Arbeiten getroffen, die unseren ureigenen Interessenkreis, nämlich die Geschichte der Ortenau tangieren.

Bereits im ersten Beitrag dieses Heftes, der sich mit Problemen und Ergebnissen der archäologischen Mittelalter-Forschung in Südwestdeutschland befaßt, deckt Hauptkonservator Dr. G. P. Fehring die Zusammenhänge von ‚Kirche und

Burg, Herrensitz und Siedlung' in ihren synchronen Verflechtungen auf. Als Protagonist planmäßiger Verfahrensweisen belegt Dr. Fehring, daß über den Weg zusätzlicher Erschließung archäologischer Sachquellen, historisches Wissen und Verständnis vertieft und erweitert werden kann. In vielen Veröffentlichungen, besonders in den Nachrichtenblättern für Denkmalpflege (vgl. ebenda 13. [1970], 66 ff.) legte der Autor überzeugend dar, daß die Anwendung des Begriffs ‚Archäologie‘ nicht mehr auf den Teilbereich Baukunst allein beschränkt und mit dem frühen MA als abgeschlossen gelten darf, wie die ältere Forschung etwa im Sinne Winkelmanns, oder der herkömmlichen christlichen Archäologie verfuhr. Daß erst in der Zusammenfassung aller historischen Disziplinen — auch der hilfswissenschaftlichen —, und mit dem Ausschöpfen sämtlicher Quellen einschließlich jener des hohen und des späten Mittelalters, vorab jedoch der Erforschung der Sachhinterlassenschaft des Menschen und seiner Umwelt, ein umfassendes Bild des mittelalterlichen Menschen und seines Zivilisationsstandes gewonnen wird. Die Untersuchungen an rund 50 Hauptobjektgruppen im Landesbereich Baden-Württemberg, äußerst informativ belegt in 36 Planzeichnungen, umfassen die Zeit der Christianisierung in den Frühformen, die Anlagen und Entwicklungen von Haus, Hof und Siedlung, der unbefestigten Herrensitze, der Wehranlagen bis zu den hochmittelalterlichen Adelsburgen. Prototypisch für die Ortenau, führen die Forschungen Dr. Fehrings nach Burgheim-Lahr zur Eigenkirche St. Peter mit ihren Beigabegräbern, sowie zur Klosterkirche St. Peter und Paul in Schwarzach (bei Bühl), die beide in ihren ältesten Schichten kirchlicher Bautypen, d. h. ihren Erstlingsbauten (Rechtecksaal mit apsidialem Abschluß, bzw. mit eingezogenem Rechteckchor) erfaßt sind und mit Hilfe zusätzlicher Erkenntnisse, in die Gründungszeit der Karolinger eingeordnet werden können.

In der nächsten Studie untersucht Dr. J. C. Tesdorpf die ‚Zusammenhänge zwischen Flurnamen und Siedlungsgeschichte am Beispiel der „hurst“-Flurnamen des nordöstlichen Hegaues‘, wobei die ortenauischen „hurst“-Namen, mit einer breiten Material- und Erfahrungsbasis — vor allem durch die Ergebnisse F. Langenbecks —, erkenntnisfördernd herangezogen werden. Bekanntlich gilt die Ortenau, mit zwei Dutzend „hurst“-Ortsnamen zwischen Offenburg und Baden-Oos, als Phänomen und war deshalb schon häufig Gegenstand einschlägiger Studien, allerdings mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Ergebnissen. Die Zielsetzung der Arbeit lag darin, Flurnamen als Belege zu mittelalterlichen Besitzstrukturen beweiskräftig zu machen. Die Beilage zweier Übersichtskarten zur Streuung der „hurst“-Namen sind begrüßenswerte Ergänzung des Textes.

Dem Numismatiker bedeutsam sollte die Arbeit von Jens-Rüdiger Liebermann sein, die zur „Oberdeutschen Geldgeschichte der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ Stellung nimmt und zu wichtigen Forschungsergebnissen gelangt. Behandelt wird die Straßburger und die Konstanzer Währungssituation um 1530—1540, deren Münzstätten und -rechte, der Zusammenschluß zu Münzbünden und -vereinen, Münzverrufe und Neuemissionen, sowie Tabellen zum Wertvergleich und die Geltungsbereiche. Die Tatsache intensiver wirtschaftlicher Verflechtungen der Ortenau mit Straßburg, regt zu vergleichenden, periodisch gleichlaufenden Studien an. Als bischöflich-straßburgischer Sprengel waren bestimmte Teilgebiete der Ortenau im engen Handels- und Münzkontakt, ob die Münzrechte beim Bischof oder bei der Stadt Straßburg oder bei den Ministerialengeschlechtern, den sog. ‚Hausgenossenschaften‘ lagen. —

Zu den Ereignissen der denkwürdigen Jahre der Revolution 1848/49, die ihren bildgraphischen Widerschein in schlichten, volkstümlich konzipierten Lithogra-



phien gefunden hatten, führt. Prof. Dr. Lankheit (Karlsruhe) in seinem Beitrag. Mit Einblendung von 15 Druckwiedergaben, wählte er aus der Vielfalt der zeitgenössischen Bildberichte jene Blattfolgen, die aus der lithographischen Anstalt von Jean-Frédéric Wentzel im elsässischen Weissenburg kamen und weite Verbreitung in den Landen rechts des Rheins erreichten. Denn die meisten der dargestellten Ereignisse und Personen (Hecker, Struve usw.) bezogen sich auf das Geschehen im Badischen; ein Katalog gibt zu jedem Blatt die notwendige Legende und die wesentlichen Daten zur Entstehung. Eine willkommene Hilfe zur näheren Bestimmung der im Land und in Museen zerstreuten graphischen Blätter.

Zum Abschluß dieser Besprechung soll noch besonders auf die Studie von Albrecht Greule (Lörzweiler) aufmerksam gemacht werden, die unter dem Titel „Ortenau und Offenburg“ als Beitrag zur Lösung der Rätsel um diese Namen verstanden sein will. Der Verfasser gibt sich nicht zufrieden mit der Kompilation sämtlicher Erklärungen zum Thema, mit den Zitaten der Forscher, auch nicht mit den Fragen weder der genetischen noch der etymologischen Methodik, nach denen ausgesagt wurde. Der Verfasser zitiert Autoren angefangen bei Adolf Staedele, über Krieger und Metz bis zu Otto Kähni, aber er unterwirft sich nicht der Resignation Staedeles über die Fragwürdigkeit der Namensauslegungen und „... wenn nicht ein glücklicher sprachlicher Fund uns das Rätsel löst...“. Greule geht tapfer mit neuen Ideen an das Bestehende an, sichtet, sondiert und nutzt jeden nur denkbaren Ansatz, um einer akzeptablen Lösung näher zu kommen. Das alles ist spannend zu lesen, diesen Wechsel zwischen Hypothesen von heuristischem Wert und den Thesen unterschiedlicher Lehrmeinungen. Letztlich kommt der Verfasser doch zu dem Resultat: „... mit einiger Wahrscheinlichkeit steckt im Namen der Ortenau ein keltischer Siedlungsnahme Mor(i)dunon, den wohl das für Offenburg angenommene Römerkastell trug. Die Erinnerung an dieses Kastell lebt im Grundwort -burg weiter, dessen Bestimmungsort ein altalemannischer PN. Offo hergibt.“ —

Soweit, was vom Inhalt her unmittelbaren Bezug zur Ortenau nachweist; im übrigen ist sehr nachlesenswert, was im Verzeichnis der Landesgeschichtlichen Zulassungsarbeiten der baden-württembergischen P.H'n, während der Jahre 1962—1971 vorgelegt wurde.

Preiser

Oberrheinische Studien. Band II. Neue Forschungen zu Grundproblemen der badischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg.: Alfons Schäfer i. A. der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V. in Karlsruhe. Bretten, Esser-Druck, 1973. 3 nn. Bll., 407 S.

Über die Zielsetzungen der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, berichtete Dr. Otto Kähni im 51. Jahresband „Die Ortenau“ (1971, 242 f.), anlässlich der Herausgabe des Band I „Oberrheinische Studien“, in dem Forschungsergebnisse zum Themenkreis früh- und hochmittelalterlicher Geschichte des Oberrheingebietes veröffentlicht wurden.

Im jetzt erschienenen Band II werden die Früchte forschenden Bemühens der beiden letzten Jahre sichtbar: Beiträge zu wichtigen Abschnitten badischer Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert die, wohl zum Teil regional bedingt, dennoch in die großen Zusammenhänge südwestdeutscher Raumgeschichte eingefügt erscheinen. Wiederum zeichnet auch für diesen Band, Oberstaatsarchivdirektor Dr. Alfons Schäfer (GLA-Karlsruhe) als Herausgeber verantwortlich.



Die Reihe der 14 verschiedene Themen behandelnden Forschungsarbeiten, eröffnet Prof. Dr. Reinhard Rürup mit „Die Emanzipation der Juden in Baden“, einem Problemkomplex innerhalb liberaler Bewegungsvorgänge im noch jungen Großherzogtum, der mit der Vorlage und der Verabschiedung des „Gesetzes über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten“ 1862 (vgl. hierzu die politischen Rollen von Häusser, Stabel und Lamey), eine erste, umfassend positive Lösung gefunden hatte. Auf Bezüge in die Ortenau weist des Autors Erwähnung von Dr. Carl Zittel (1802 Schmieheim — 1871 Karlsruhe) hin, der evangelischer Pfarrer, Mitglied der badischen Ständekammer war und sich als Führer des kirchlichen Liberalismus vor allem durch die Motion auf Religionsfreiheit — die Juden einschließend — 1845/46 einen Namen schuf und dem Umschwung der Meinungen zum Emanzipationsbestreben jener Zeit und damit auch der sozialen Integration der Juden in Baden zum Siege verhalf.

Für eine exemplarische Untersuchung dieses Problems ist das alte Land Baden gut geeignet, weil die Gegensätze in der Diskussion um die Bürgerrechte der Juden hier besonders stark ausgeprägt waren. Der Verfasser stellt eingehend dar, wie sich die Entwicklung der Emanzipation politisch und verwaltungsmäßig vollzog, jedoch unter Umgehung der Frage nach der inneren Auswirkung auf die Juden selbst, die nach den Worten Martin Bubers zwar zu ‚Triumphen des individuellen Geistes‘, aber zu ‚schweren typologischen Entartungen‘ führte. Die eingehende Untersuchung dieses Phänomens sollte sich einmal ein Autor vornehmen.

125 Jahre liegen zwischen dem Heute und jenen Ereignissen, die aktuell geworden durch den Aufruf des Bundespräsidenten Heinemann, mit dem Thema „Baden in der deutschen Revolution 1848/49“, Gegenstand einer Abhandlung durch Dr. Manfred Botzenhart bilden. Das Angebot an Quellenmaterial zur gesamtdeutschen Situation der Revolutionsjahre ist nicht gering, jedoch mangelt es an leicht zugänglichen, auf den neuesten Erkenntnisstand gebrachten Schriften, die sich mit den Vorgängen im eigen geprägten Aktionsbereich Baden befassen. Während Lehrer und Schüler bisher auf die knappen Darstellungen von Franz Schnabel, Wilhelm Blos oder auf Einzelschilderungen und ‚Denkwürdigkeiten‘ verschiedener Autoren, auch gegensätzlicher politischer Provenienz angewiesen waren, bietet Dr. Botzenhart in dieser Publikation einen Gesamtüberblick über die Ereignisse im großherzoglichen Baden der 1848/49er Jahre, unter Nutzung aller verfügbarer Quellen. Zusammen mit den Nachweisen des reichen Literatur- und Urkundenmaterials, wird dem interessierten Leser, Anregung zu tiefer schürfenden Studien einzelner oder lokaler und regionaler Fragen geboten.

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Darstellung badischen Landesschicksals neuerer Zeit, leistet Dr. Horst Rehberger mit der Studie „Die Gleichschaltung des Landes Baden 1932/33“. In hervorragend fundierter objektiver Diktion und exakt chronologischer Phasenfolge, zeichnet der Autor den Ablauf des Gleichschaltungsprozesses, welcher mit der von der Reichsregierung verfügten Einschränkung der Länderhoheitsrechte im Juni 1932 begann und über verschiedene Stationen, wie etwa die Einsetzung des Reichskommissars für Baden vom 8. März 1933, bis zum Erlaß der Reichsgleichschaltungsgesetze vom 30. März und 7. April 1933 und damit zum Ende der letzten Kämpfe um die Wahrung eines freiheitlich-demokratischen Landes Baden führte. Anschaulich und klar ist die Wiedergabe der politischen Situation Badens, hineingestellt in die größeren Zusammenhänge der damaligen Reichspolitik, ohne sich in lokalen Detailschilderungen zu verlieren. Dennoch bilden zahlreiche, regional-typische Inhalte

den Impuls zu lokalen Ergänzungsstudien, eine Aufforderung, die in manchen Hinweisen zur Ortenau und deren Städten sichtbar wird. So der Offenburger SPD-Parteitag am 27. November 1932 und dessen Votum gegen die badischen Kirchenverträge; die Flaggenaktionen der NSDAP in den badischen Städten vom März 1933; zur Person und Rolle des Offenburgers Dr. Otto Wacker; u. a. Sicherlich bieten zu diesen Themen die meist noch unerforschten Archive der badischen Städte und Gemeinden viel urkundliches Material, das in den Rahmen der vorliegenden grundlegenden Forschungsarbeit des Autors eingeordnet werden kann.

Aspekte und Fragen zu „Baden im Kirchenkampf des Dritten Reiches“, behandelt von dem Tübinger Universitätsprofessor Dr. Klaus Scholder, verdienen besondere Aufmerksamkeit, da sie auf dem neuesten Stand einschlägiger Forschung basieren. Trotz der Schwierigkeiten, die mit der unbefriedigenden Quellenlage verbunden sind, ist dieser Abschnitt badischer Kirchengeschichte unter Einbeziehung der gesamtpolitischen Lage anschaulich dargestellt und dem Verständnis nahe gebracht. Der Weg der katholischen Kirche wird ab März 1933 bestimmt mit der Ratifizierung des badischen Konkordates (am Tag der Absetzung der alten Regierung), zuerst noch unangetastet geblieben von der NS-Regierung. Dank des klugen Verhaltens Erzbischofs Gröber von Freiburg, der versuchte, sich „mit einer gewissen Elastizität den neuen Verhältnissen anzupassen“ und dadurch einen „erträglichen modus vivendi“ zu finden. Tatsächlich nahmen Badens Kirchen durch Gröbers Kompromißbereitschaft eine Sonderstellung von erheblicher Tragweite ein; sein Mitwirken ermöglichte auch den baldigen Abschluß des Reichskonkordates mit dem Vatikan am 10. September 1933. Wenn auch unter anderen Voraussetzungen, ergab sich für die evangelische Kirche Badens ebenfalls eine Ausnahmestellung gegenüber den anderen Landeskirchen im Dritten Reich. Bewirkt durch des legal gewählten Landesbischofs J. Kühlewein Erwägungen: „... bis zur äußersten Grenze die Belange der Kirche zurücktreten zu lassen ... um für Staat und Kirche peinliche Zusammenstöße zu vermeiden.“ Allerdings führten die später einsetzenden Wirren des evangelischen Kirchenstreites („Deutsche Christen, Gau Baden“ contra „Bekennende Kirche“) zur radikalen Veränderung des kirchenpolitischen Klimas in Baden ab 1937. Ausführlich wird das Wirken des Kultusministers Wacker deutlich, der seine kirchenpolitische Konzeption: „... nicht nur weltanschauliche Bekämpfung, sondern staatskirchenrechtliche Liquidation...“ anstrebte. Wackers Tod 1940 ersparte den Kirchen Badens den Wandel zum exemplarischen Gau radikaler Kirchenpolitik. Jeder der sich um die Fundierung der badischen Kirchenverhältnisse bemüht, sollte die Erkenntnisse Scholders in seine Überlegungen einbeziehen.

Dr. Günther Haselier (jetzt Stuttgart) schrieb unter dem Titel „Die Bildung des Landes Württemberg-Baden 1945/46“ eine Forschungsarbeit, die vielfältig informiert, Ursachen fixiert, Verflechtungen klärt und wesentliche Aufschlüsse vermittelt. Die Entwicklung zum heutigen Bundesland wird in ihrer ersten Phase nachgezeichnet ab den Märztagen 1945. Mit der Übernahme der vorhandenen Verwaltungsorganisation durch die amerikanischen und französischen Militärregierungen nach zwei Zonen, dem Neuaufbau deutscher Regionalbehörden unter Einbeziehung deutscher Beauftragter, der Bildung von Landeskommisariaten und der Landesbezirksverwaltungen, sowie Angaben zur Person und den Männern der ersten Stunde, wie Dr. Heinrich Köhler in Baden und Reinhold Maier in Stuttgart. Dr. Haselier zeigt auf, daß die Entstehung eines Staates „aufregend interessant“ sein kann, auch ohne daß dabei die rohe Gewalt eine Rolle spielt! In der Dokumenten-Sammlung, als Anhang beigelegt,

werden die Erkenntnisse des Autors fundamntiert und bilden so eine erstmalige, zusammenfassende Übersicht über die beiden Jahre der Neuwerdung unseres Landes.

Die weiteren acht Beiträge zum zweiten Band der Oberrheinischen Studien im einzelnen zu besprechen, würde den Rahmen dieser Rezension ausweiten, so sehr auch jede dieser Studien eingehende Würdigung verdient. Doch sollen die ergänzenden Hinweise auf die Themen, die eine wertvolle Bereicherung des Bandes bedeuten, nicht fehlen, um so mehr, als darin noch manche Berührungspunkte zur Ortenau aufzuspüren sind:

„Deutsch-russische Begegnung in Baden“, von Prof. Dr. Erich Hock (Karlsruhe); „Die badische Verfassung von 1818 und ein Jahrhundert badischer Verfassungswirklichkeit“ von Prof. Dr. K. S. Bader (Zürich); „Die partei- und sozialgeschichtliche Problematik des badischen Kulturkampfes“ von Prof. Dr. Lothar Gall (Berlin); „Baden, Bismarck und die Annexion von Elsaß und Lothringen“ von Prof. Dr. Josef Becker (Erlangen); „Zur Revolution von 1918 in Baden. Klumpp-Putsch und Verfassungsfrage“ von Dr. Gerhard Kaller (Karlsruhe); „Die badisch-pfälzische Familie Buhl“, sowie „Wilhelm Lorenz, sein Ettlinger Werk und die Daimler-Motoren-Gesellschaft“, beide von Dr. Hans Stemmermann (Stadtarchivar Ettlingen); „Die Industrialisierung des Karlsruher Raumes“ von Dr. Hans Georg Zier (Karlsruhe).

Das Gesamtwerk vermittelt einen bemerkenswerten Querschnitt durch das Land Baden des 19. und 20. Jahrhunderts.

Dr. Hans Joachim Fliedner  
und Ernst-Robert Preiser

Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971 bis 1973. Band 1. Hrsg. von Irmgard Hampp und Peter Assion, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart, Müller & Gräff, 1973. 4°. 309, 28 nn. S. mit 55 Abbildungen, Notenblatt in Rückenschlaufe.

Nach dem Zusammenschluß der vier Staatlichen Ämter für Denkmalpflege, zu einem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ab 1. Januar 1972, der die beiden Landesstellen für Volkskunde Freiburg und Stuttgart einbezogen hatte, ergab sich konsequenterweise auch die künftige Zusammenarbeit in den Aufgaben der Publikation. Die bisherige Form der Veröffentlichungen einzelner Landesstellen wird nicht beibehalten; mit der Eingliederung werden die Buchreihen „Schwäbische Volkskunde“, die Stuttgarter C-Ausgaben „Volkskunde“, das „Württembergische Jahrbuch für Volkskunde“ (1955—1970) und die badischen Monographien zur gleichen Thematik endgültig eingestellt. An deren Stelle wird die neue Reihe „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ treten, von der nun der erste Band vorliegt. Im Geleitwort betont Dr. Graf Adelman die Absicht, die Gemeinsamkeit der Ziele und Bewältigung der Aufgaben, in dieser Buchreihe sichtbar zu machen. Sie wird in der Form von Sammelbänden und außerdem — in losem Wechsel — in Monographien herausgegeben. Die Beiträge sollen nicht auf regionale Themen beschränkt bleiben, auch der Gesamtbereich des Faches Volkskunde soll mit einbezogen werden unter Wahrung der Bezüge zum Lande Baden-Württemberg.

Dieses ersten Bandes Textteil beinhaltet 23 Aufsätze, dazu je zwei Bibliographien, Arbeitsberichte und Nachrufe. Nicht weniger als 39 ausführliche Buchbespre-



chungen lassen einen Querschnitt durch die einschlägige Buchproduktion der Jahre 1971/73 ziehen; abschließend findet sich eine Mitarbeiterliste und das Verzeichnis aller, bis zum Übergang herausgegebenen (meist heute vergriffenen), Veröffentlichungen der Landesstellen. Dann folgt als Anhang der Bildtafelteil, die sw-Abbildungen tragen Hinweise zum Text. Alle Themen der 23 Forschungsstudien hier anzuführen, ist aus Raummangel nicht möglich, so sehr auch die bunte Vielfalt dazu verleiten könnte.

Der reichlichen Bezüge zur Ortenau wegen, seien nachfolgende Beiträge erwähnt, die jedem mit regionaler Heimatgeschichte und Volkskunde Befassten, informativ helfen: a) mit einer auf den neueren Stand gebrachten ‚Bibliographie zur Gemeindeforschung in der Bundesrepublik‘ im allgemeinen, und im besonderen durch die Berücksichtigung der besten Arbeiten zur Forschung in ländlichen Gemeinden; um dieses ergiebige Bücherverzeichnis hatten sich Dr. Herbert Schwedt und Dr. Elke Schwedt verdient gemacht. b) einen lückenlosen Literaturnachweis bietet die ‚Bibliographie zur Volkskunde in Baden-Württemberg‘, zusammengestellt für die Jahre 1970/71 in Gemeinschaftsaktion von Dr. Peter Assion, Dr. Gustav Schöck und Dozent Günter Schwesig. Sinnvoll die Aufgliederung des Fachgebietes in detaillierte Begriffsgruppen, die mit ihren Stichworten das rasche Auffinden der gewünschten Literatur erleichtern.

Einen bemerkenswerten Forschungsbeitrag leistet Dr. Dieter Kauß mit ‚Volkskundliche Erwägungen zur Ausstattung der Hofkapelle im Vogtsbauernhofmuseum in Gutach i. K.‘. Es handelt sich um eine Kapelle zum Balzenhof, um 1763 erbaut, die dank der Initiative Hermann Schillis, im Gutacher Freilichtmuseum neben dem Hippenseppenhof wieder aufgerichtet wurde. In der ikonographischen Ausdeutung erwies sich Dieter Kauß als hervorragender Kenner. Über den ‚Schäppel und seinen kulturgeschichtlichen Ursprung‘ schrieb Dr. Hartmut Braun (St. Peter) und legt die Ergebnisse seiner Forschung vor, wonach dieser Kopfputz als augenfälliges Stück der Volkstracht, erstaunlich viele Verbreitungsgebiete aufzuweisen hat, entgegen der landläufigen Annahme, er sei ausschließlich ein Trachtencharakteristikum des Schwarzwaldes. Der Schäppel hat gar viele Formen, er dient als festlicher Kopfputz zu mancherlei Gelegenheiten, besonders als eine Art von Brautkrone; angefangen von den Kleinformen des Hotzenwaldes bis zur ‚Wucherform‘ des St. Georgener Riesenschäppels. Die in Handarbeit gefertigten, also der Volkskunst zuzurechnenden Schäppelformen finden sich nicht nur im schweizerischen Klettgau, in Bodensee- und Oberrheingebieten oder im nahen Elsaß, auch um Bückeburg (Schaumburg-Lippe) und in den Trachtengebieten um Hannover und Braunschweig, auch da und dort im einstigen Preußen sind solche reizvolle Varianten zu sehen, ebenso in Schwaben, in Bayern und ehemaligen Böhmen. Der Verfasser weiß noch über den kaum noch anzutreffenden und außergewöhnlichen Brauch im Kinzigtal, genannt ‚Schäppelhirsch‘ zu berichten.

Insgesamt besehen, bringt dieser Band eine Fülle von Anregungen und Impulsen und deshalb auch die Gewißheit, daß er ein ermutigend hoffnungsvoller Neubeginn in Sachen Volkskunde ist.

Preiser

Dieter Kauss, Drei Feldkirchen in der südlichen Ortenau als Zeichen frühen Christentums. Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte. 68. (1973), S. 78—90.



Diese Monographie zur Geschichte christlicher Baudenkmale in der Ortenau, bildet eine wesentliche Hilfe zum Verständnis der kirchlichen Situation im Ablauf der Zeiten. Dieter Kauss macht diese Entwicklung anschaulich im Aufschließen der Zeitumstände, aus genauer Kenntnis der Quellen und mit methodisch gründlichen Untersuchungen, im Sinne neuester Erkenntnisse auf dem Gebiet der spezifizierten Pfarrgeschichtsforschung. Als Hilfsmittel zur Altersbestimmung der Pfarreien, zieht er die christliche Archäologie und Kunstgeschichte zu wirklichen Belegen heran. Im Verbund mit den spärlich vorhandenen Urkundenbezeugungen, die vielerorts aufzuspüren waren und deren kritischer Sichtung es bedurfte, sowie im Nutzbarmachen weiterer methodischer Forschungswege, ermittelte der Verfasser ein abgerundetes Bild der besonderen kirchengeschichtlichen Situation.

Dieter Kauss wählte, prototypisch für das Gesamtbild, drei Beispiele sogenannter „Feldkirchen“, d. h. solcher (Pfarr-)Kirchen, die den Zusammenhang mit ursprünglich bestehenden Siedlungen nicht, oder fast nicht mehr wahren konnten; eingeschränkt auf das Gebiet der südlichen Ortenau, das als rechtsrheinischer Diözesanbereich bis 1802 dem Bistum Straßburg zugehörte.

Zum ersten handelt es sich um die St. Andreaskirche zwischen Orschweier und Mahlberg gelegen, die dem Chorturmtyp entsprechend in's späte Mittelalter einzuordnen wäre, jedoch, nach Funden und bestimmten Erwägungen orts- und kirchengeschichtlicher Art, etwa ins 8. Jhdt. zu datieren ist. Zum andern Male ergaben Untersuchungen der „Gutleutkirche“, die bis 1715 Pfarrkirche für Oberschopfheim war (westlich von der Gemeinde in der Ebene gelegen) Bauspuren, die in das 13. Jhdt. weisen. Urkundlich belegt wird diese „Leutkirche“ für das 9. Jhdt.; der frühere Kirchenpatron ist nicht zu eruieren. Das dritte Beispiel wird mit der nördlich von Appenweiler, „im Felde“ liegenden Kirche gegeben: seit 1400 als Pfarrkirche für Urloffen und Zimmern bezeugt. Auch dieser Kirche muß nach akribischer Prüfung ein höheres Alter zugesprochen werden, etwa in oder vor das 8. Jhdt., da sie aus fränkischem Königsgut kommend, ein Martinus-Patrozinium nachweist.

Klar und überzeugend argumentiert Dieter Kauss diese neuen Forschungsergebnisse, die der Aufhellung zeit- und kirchengeschichtlicher Bezüge im ortenauischen Raum dienen.

Preiser

Bühler Blaue Hefte. Heimatgeschichtliche Blätter. Herausgeber: Stadtverwaltung der Großen Kreisstadt Bühl/Baden. Nr. 25, 1973. 3 nn. Bll, 42 S.

Ein Sonderheft anlässlich der, mit Wirkung vom 1. Januar 1973 durch die Landesregierung Baden-Württemberg erfolgten, Erklärung zur „Großen Kreisstadt“ erschienen. Für Bühls Geschichte und Zukunft ist dieses Ereignis von ähnlicher Bedeutung, wie es die Verleihung der Marktrechte anno 1403 oder die Erlangung der Stadtrechte unter dem badischen Großherzog Leopold im Jahre 1835 war.

Nachdem Bühl — bisher Sitz von Landratsamt und Kreisverwaltung — im Zuge der Kreisreform mit der Zuweisung nach Rastatt und Eingliederung in den Regierungsbezirk Nordbaden einen Zentralitätsverlust erfahren hatte, setzt die nunmehrige „Große Kreisstadt“ alle Erwartungen in ihren neuen Status. Bühl wird unter den veränderten Gegebenheiten Neuorientierungen einleiten, um die Bedeutung eines regionalen Mittelzentrums zu erhalten. Die Ansprachen, in der

feierlichen Eröffnungssitzung des Gemeinderates gehalten, lassen Zielsetzungen und Wünsche erkennen; sie bilden den Hauptinhalt des bemerkenswerten Heftes, dem im Anhang Wiedergaben der wichtigsten Urkunden beigegeben sind ... eine kleine Dokumentation.

Preiser

Heft 26/27. 1974. 90 S. mit 27 Abbildungen.

Das jüngste Heft der Bühler heimatgeschichtlichen Blätter bringt eingangs den sehr schätzbaren Gemeinschaftsbeitrag von Pfarrer Fritz Hönig und OStR Otto Gartner zur Geschichte des Kirchspiels Vimbuch. Neben dem namengebenden Hauptort bilden bis heute noch die Gemeinden Balzhofen, Oberbruch und Oberweier einen Pfarrbezirk. Alle vier sind Ortsnamen, die nunmehr als Stadtteile der Großen Kreisstadt Bühl integriert, der Geschichte angehören werden. Die Autoren legen umfassend nachweisendes Material vor, das ohne lokale Einengung, Aufschlüsse z. B. über die Missionierung am Oberrhein durch irische Wandermönche vermittelt. Ebenso bemerkenswert erweisen sich die Forschungsergebnisse zur Ortsnamenkunde; die Wiedergabe und Übersetzung der ältesten Vimbacher Urkunde vom Jahre 1154; die Wandlungsformen der Schreibweise von Heiligennamen und deren Übernahme in Flurbezeichnungen. Manche bisher nicht ausreichend bekannten Fakten brachten beide Forscher ans Licht: über Weide- und Nutzungsrechte in den Bezugsgebieten, etliches über die Besitzlage des Klosters Schwarzach, über die Absteinungen, Bannkreuze und Imensteine zur Markung der Gerichtsstäbe, einiges auch an Neuem zur Heraldik der genannten Gemeinden. Einen breiten Raum nehmen die Darstellungen über Kirchen, Kapellen, Höfe und Lehen ein, von instruktivem Bildmaterial begleitet. Die Pfarrchronik Vimbuchs mit Angaben der Patronate, Zuständigkeiten und die Reihenfolge der Pfarrer — über die Säkularisation des Klosters Schwarzach hinaus — runden das Gesamtbild des Themas ab.

Eine Abhandlung über die Bühler Imensteine, aus der Feder Otto Gartners, faßt sämtliche Einzelnachweise über den Verlauf der Bannlinien übersichtlich zusammen.

Begrüßenswerte Ansätze zu einer zu erhoffenden fruchtbringenden Auseinandersetzung, enthält der letzte geschichtsbezogene Beitrag dieses Heftes: „Die erste Erwähnung von Bühl“, von Suso Gartner. Eine Replik auf die neueren Forschungserkenntnisse von Karl Schleh: „Bühl ist um rund 100 Jahre älter“, veröffentlicht in „Die Ortenau“ Bd. 53 (1973), S. 126—128. Wenn das Suchen nach dem überzeugend belegten, ehrwürdigen Alter von Bühl, ‚sine ira et studio‘ (Tacitus), also ohne Voreingenommenheit betrieben wird, kann am Ende das „Cri de guerre“ mit den Losungen: Hie Schleh (1193) und Hie Gartner (1283) noch vor den geplanten Jahrhundertfeiern verstummen. Zu tiefer schürfendem Forschen ist noch ausreichend Zeit ...

Den Abschluß des Heftes bilden die Reminiszenzen an die Feier der Übergabe des neuen „Windeck-Gymnasiums“ am Bühler Heimatfest 1972.

Preiser

Gengenbacher Blätter. Jahresheft 1973. Hrsg.: Bürgermeister Otto Fellhauer, Stadtverwaltung Gengenbach. 44 S., 33 Abbgn.

Die kleinen, bodenständigen Heimatblätter, bislang je nach Materialanfall sporadisch erschienen, werden jetzt als Jahreshefte herausgegeben. Neu in Form und typographischem Habitus und ebenso im gestrafften, verdichteten Inhalt, wie das vorliegende Heft 1973 nachweisen kann. Da zeigen sich Ansätze zum Wandel, heraus aus der lokalen Einengung hin zu regionalem Bedeutungsbereich, was mit der erweiterten Umschau zusammen, zu ansprechendem Niveau führen kann.

Zur Einleitung richtungsweisende Gedanken von Reinhard End, aktuell und realisierbar, doch kritisch im aufbauenden Sinne, über „die Notwendigkeit kommunaler Kulturpolitik“, zwar auf die geschichtsbewußte Eigenart der alten Reichsstadt abgestimmt, dennoch voll beachtlicher, anwendbarer Impulse für manch andere kommunale Situationen im Ortenaukreis. Ähnlich gelagert, nicht zuletzt wegen der engen Verflechtungen kulturpflegerischer Aufgaben mit politischen und wirtschaftlichen Aspekten, die zur Neuorientierung und vorausschauender Planung zwingen.

Mit Reflexionen „Wider den Rückzug in die Idylle“, wendet sich Philipp Brucker an die Gengenbacher Jungbürger, die künftig mitwirkend und -bestimmend, im gemeinde- und kulturpolitischen Leben stehen werden. Dr. Brucker gibt Hilfestellung zu Verhaltensweisen des jungen Bürgers bei Konfrontationen mit den anstehenden Problemen. Wenn auch „... Gengenbach ein Symbol des Versuchs, mit Hilfe der Geschichte die Gegenwart zu beschwören und Wege in die Zukunft zu suchen...“ stets an Profil gewinnt, wobei „... gegen das Bestreben, das architektonische Bild der überkommenen alten Stadt zu bewahren...“ nichts einzuwenden ist, so möge doch vermieden werden, Gengenbach als eine Art ‚Trauminsel‘ und ‚Idylle‘ abseits aller spannungsreichen Strömungen unserer Zeit, zu etikettieren.

Über die Entwicklung der ursprünglich Reichsstädtischen Sammlungen im Haus Loewenberg zum heimatgeschichtlichen Museum, sowie über das Verwirklichen der lokalbegrenzten Aufgaben des Bildungs- und Informationsbereichs, gibt Reinhard End einen umfassenden Rechenschaftsbericht.

Es folgen Nachrichten über Gengenbacher Persönlichkeiten, dann sehr informative Darstellungen der Situation in der Gemeindlichen Gebietsreform und der Zielplanung der Landesregierung für den Raum Gengenbach; eingehend betrachtet werden Denkmäler und Epitaphien des Gengenbacher Gottesackers; zum Abschluß folgen Notizen zu Namen und Ereignissen.

Preiser

„Badische Heimat“; 53. Jahrgang (1973), Heft 1/1974 und „Ekkart“ 1973 und 1974.

Im Heft 1/1973 berühren folgende Arbeiten unser mittelbadisches Gebiet: „Mahlberg in der Ortenau und sein Stauferschloß“ (Willi Hensle), „Von den Ortenauer Grafen von Hohengeroldseck und ihrer Raumpolitik“ (Willi Hensle), „Das Longinuskreuz am Hinterseppenhof im Freilichtmuseum Gutach (Hermann Schilli). Thomas Kopp (Zell a. H.) berichtet recht anschaulich über Schanzen, schützengrabenähnliche Wälle und Gräben und aufgeworfene Erdwerke (Redouten) im Kinziggebiet und im mittleren Schwarzwald, aber auch darüber, wie Bewohner des Schwarzwaldes als „Schänzer“ zur Errichtung von Befestigungswerken („Vorläufer des Westwalls“) in der Rheinebene herangezogen wurden.



Im Heft 2/1973 behandelt P. Albert Hohn die jetzt in Bulach befindliche Silbermannorgel der Baden-Badener Stiftskirche, und Margot Fuß schreibt über das Verhältnis Mundart-Hochsprache und gibt eine Aufstellung von Worten, die mundartlich in Mittelbaden, vor allem im Raume Bühl, gebraucht werden.

Im Heft 3/1973 findet das jahrhundertalte Brauchtum zur Sommersonnenwende und zum Johannistag in Südwestdeutschland eine Darstellung (Gernot Umminger). Robert Litsch behandelt Entstehung und Entwicklung der 1823 gegründeten badischen Wasser- und Straßenbau-Verwaltung unter Tulla und seinen Nachfolgern. In der Reihe „Badische Portraits“ werden in Kurzbiographien u. a. vorgestellt: der Konservator und Baumeister Fritz Hirsch, J. Fr. Weyhing, Arthur Valdenaire, J. D. Schöpflin und der badische Außenminister Franz von Roggenbach, Gründer der neuen Universität Straßburg (1872).

Im Jahrbuch „Ekkart“ 1973 untersucht Friedrich Bentmann René Schickeles Verhältnis zu Baden, und durch Annemarie Timm-Roth erfährt der Offenburger Maler Peter Valentin eine Würdigung. Der eindrucksvolle Vortrag von Dr. Otto Kähni über „Die Ortenau in Geschichte und Gegenwart“ ist im Jahrbuch „Ekkart“ 1974 wiedergegeben; hierbei stellt der Verfasser auch den Wandel in Namen, Begriff und Umfang in der wechselvollen Geschichte dar.

Nachdem bereits (4/1971) für alle Beiträge und biographischen Hinweise der 5 Publikationsreihen des Landesvereins das Autorenverzeichnis und auch das Personenverzeichnis veröffentlicht wurden, ist jetzt (1/1974) auf 139 Seiten auch das Geographische Verzeichnis aller von 1914 bis 1971 herausgegebenen Veröffentlichungen des Landesvereins erschienen. Auch dieses wertvolle Verzeichnis ist Dr. Otto Beutenmüller, Bretten, zu verdanken. Dadurch wird das Nachschlagen und das Auffinden wesentlich erleichtert, und die in den vielseitigen Beiträgen sichtbar gewordene Tätigkeit des Landesvereins erfährt dadurch eine bedeutende Aufwertung.

W. Mechler

Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft. Heft 16, 1974. Herausgeber der Ortenaukreis. Schriftleitung Dr. Rudolf Ritter. Verlag E. Kaufmann, Lahr. 240 S.

Zum ersten Mal fungiert als Herausgeber des „Geroldsecker Landes“, dessen 16. Heft wieder eine Fülle von interessanten Aufsätzen, Miscellen, Gedichten sowie zahlreiche zum Teil farbige Illustrationen enthält, der Ortenaukreis. Es würde den Rahmen dieser Besprechung sprengen, auf alle Beiträge des diesjährigen Bandes einzugehen. Es seien deshalb nur einige erwähnt.

In einem profunden Aufsatz beschäftigt sich Archivdirektor a. D. Dr. Friedrich Facius mit der Geschichte des Territoriums „Hohengeroldseck“ in der höheren Politik zwischen 1603 und 1831. Bisher war die Eingliederung der Grafschaft Hohengeroldseck in das Großherzogtum Baden noch nicht ausreichend untersucht worden. An Hand der im Generallandesarchiv in Karlsruhe vorhandenen Archivalien verfolgt Dr. Facius diesen für die Existenz des Großherzogtums so wichtigen Prozeß, wobei er den ständigen badischen Anspruch auf das Schwarzwälder Territorium seit Markgraf Friedrich V. von Baden (1622-1659) überzeugend nachweist. Sehr instruktiv ist vor allem der Abschnitt, in dem das große Interesse Napoleons I., des Freiherrn vom Stein und Metternichs an der Grafschaft Hohengeroldseck analysiert wird. Nach Dr. Facius ist es dem russischen



Zaren Alexander I. zu verdanken, daß auf dem Wiener Kongreß das Großherzogtum Baden überhaupt erhalten blieb. Die badischen Staatsmänner Freiherr von Reitzenstein, Freiherr von Berstett und Freiherr von Tettenborn schließlich waren es, die dafür gesorgt hatten, daß auf dem Kongreß zu Aachen 1818 die Grafschaft Hohengeroldseck endgültig zu Baden kam.

Die Bedeutung des Weinbrenner-Schülers Johann Voß als Baumeister vieler Gebäude, vor allem von Kirchen, im mittelbadischen Raum würdigt Hubert Kewitz. Als Bauinspektor in Offenburg und später als großherzoglicher Baurat in Freiburg hat Voß nicht nur fünfzehn Kirchen von Oberrotweil im Kaiserstuhl bis Hofstetten bei Haslach i. K. in dem von Weinbrenner entwickelten klassizistischen Stil der Landkirchen erbaut, sondern auch den Plan zum Wiederaufbau der Stadt Triberg nach dem Brand von 1826 entworfen sowie den Bau der Heilanstalt Illenau bei Achern durchgeführt. Ausführlich mit einem dieser Voßschen Gebäude beschäftigt sich Pfarrer i. R. Fritz Schleicher in seinem Aufsatz über die Geschichte des Pfarrhauses in Oberweier.

Ernst-Robert Preiser untersucht das Lebenswerk des aus Kippenheim stammenden Georg Stulz (1768-1832), der nach Schneider- und Wanderjahren als Selfmademan in London und später in Hyères an der französischen Mittelmeerküste eine erstaunliche Karriere machte. Unter den zahlreichen Schenkungen und Stiftungen dieses vermögenden Mannes ist die Stulzische Waisenanstalt in Lichtenau bei Baden-Baden eine der bedeutendsten. Sehr eingehend beschreibt Preiser diese für die damalige Zeit vorbildliche Anstalt, die 1835 von Großherzog Leopold als Sachverwalter der Stulzschen Gelder im Amtshaus des Frauenklosters Lichtental eingerichtet wurde und bald als ein Zeugnis praktizierender Nächstenliebe segensreiche Früchte zu tragen begann. Architekt Karl List gibt einen detaillierten Grabungsbericht über die unter seiner Leitung durchgeführten Grabungen in der ehemaligen Reichsabtei Schuttern, welche die dunkle Frühgeschichte des Klosters aufhellen sollen. Sie reicht zurück bis in die ottonische Zeit. Eine großes Aufsehen erregende Entdeckung war das Auffinden des bisher ältesten deutschen Bildmosaiks, das eine Kainszene darstellt.

Landrat a. D. Dr. Georg Wimmer beschreibt anlässlich des fünfzehnjährigen Bestehens des „Vereins zur Erhaltung der Hohengeroldseck“ den vielfältigen Aufgabenbereich dieses verdienstvollen Vereins. Ihm ist es zu verdanken, daß sich die Burgruine Geroldseck heute in einem guten Zustand befindet. Auch die Restaurierung der Burgruine Lützelhard wurde von diesem Verein bewerkstelligt. Zeugnisse der Volksfrömmigkeit im hinteren Schuttertal stellt Oberlehrer Gerhard Finkbeiner vor. Wir erfahren unter anderem die Bedeutung der Symbolik des Neidkopfes sowie der verschiedenen Heilszeichen. Feldkreuze und Bildstöcke werden untersucht, Hinterglasmalereien, gußeiserne Ofenplatten mit biblischen Motiven, Flur- und Hofkapellen. Die Geschichte und die Zweckbestimmung des Staatlichen Aufbaugymnasiums in Lahr schildert Oberstudienleiter Willi Hensle. Zwar habe die in ganz Südbaden einzige staatliche Schule dieser Art für Mädchen hinsichtlich ihrer Schülerzahl eine rückläufige Entwicklung, doch verbleibe ihr eine wichtige Bildungsaufgabe, die bei allen Reformen der Bildung und der Bildungswege allein um ihres musischen Charakters willen auch in Zukunft nicht aufgegeben werden dürfe.

Sehr zu begrüßen ist der Aufsatz von Reallehrerin Renate Stegmaier-Breinlinger über die Ruster Herbstunruhen 1923. Endlich wieder einmal eine zeitgeschichtliche Untersuchung in einem Jahrbuch, das sonst vornehmlich geschichtliche Themen vor 1900 enthält. Vor dem Hintergrund der Lörracher Unruhen

während der Inflationszeit 1923 analysiert die Verfasserin die turbulenten Vorgänge in Ettenheim und Rust im September des gleichen Jahres, die zur Besetzung des Ettenheimer Bezirksamtes, zur Belagerung der Gendarmerie in Rust sowie der Befreiung von Gefangenen durch die aufgebrachte Volksmenge führten. Renate Stegmaier-Breinlinger weist nach, daß die Drahtzieher der Ruster Unruhen nicht nur die Kommunisten waren, sondern vor allem auch der „Landbund“, eine Interessenvertretung der badischen Bauern, die politisch nach rechts zu den „Völkischen“ tendierte.

Ein hohengeroldsecker Grenzstein aus dem Jahre 1477 auf dem Zwieselberger Eck (Schürberg) im Kniebisgebiet gibt Gewerbeschulrat a. D. Hermann Fautz den Anlaß, auf die Geschichte der Geroldsecker Besitztümer im oberen Kinzigtal einzugehen. Seit dem 13. Jahrhundert besaßen die Herren von Geroldseck die Herrschaft Schenkenzell, die Herrschaft Loßburg und die Herrschaft Sulz a. N. Die Geroldsecker verloren schließlich ihren letzten Besitz im oberen Kinzigtal, als 1501 Gangolf I. von Geroldseck die Herrschaft Loßburg an das Kloster Alpirsbach verkaufte.

Manfred Hildenbrand

Die Züge der Freischärler im badischen Oberland 1848, in: Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, Jg. 4/35, Heft 3/4, 1973.

Die „Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland für Geschichte“ und der „Hebelbund Müllheim“ legen hier ein mit Quellen und Illustrationen reich ausgestattetes Heft vor, dessen Beiträge über die Grenzen des Lörracher Kreises hinaus lebhaftes Interesse finden dürften.

Unter dem Titel „Der Zug der Herweghschen Legion und die Erinnerungen des badischen Regierungskommissärs Johann Nepomuk Fromherz über ihr Ende bei Dossenbach am 27. April 1848“ veröffentlicht Julius Dorneich zum ersten Mal Auszüge aus den tagebuchähnlichen Erinnerungen des regierungstreuen Beamten Fromherz. Die vom Hrsg. ausführlich eingeleiteten und erläuterten Notizen Fromherz' zeichnen ein farbiges Bild vom Zug der „Deutschen Legion“ unter Führung von Georg Herwegh. H. war von der „Deutschen demokratischen Legion“ in Paris zu ihrem Präsidenten gewählt worden und hatte Hecker mehrmals vergeblich angeboten, seine 700—800 Köpfe zählende Schar, deutsche Emigranten, aber auch Franzosen und Polen, nach Baden zu führen. Als Herwegh schließlich auf eigene Faust — nach Heckers Niederlage bei Kandern — den Rhein überschritt, wurde auch diese Legion von den württembergischen Truppen geschlagen. Nach der Lektüre der Quelle fragt man sich, was mehr Bewunderung verdient, der unbekümmerte revolutionäre Überschwang dieser „Truppe“ oder — ihre Zechlust?

In noch kräftigeren Strichen zeichnet Friedrich Rottra, ein Wirt in Kirchen, in seinem Tagebuch den „Zug der Freischärler aus dem Oberland und sein Ende beim Gefecht in Staufen am 24. September 1848“. Wertvolle Hinweise über Rekrutierungspraxis der Freischärler, die Finanzierung der revolutionären Ordnung sowie ihre Versuche, Beamte und Presse auf ihre Seite zu ziehen, bringen die „Auszüge aus der Anklageschrift gegen Gustav Struve und Karl Blind“. Aus diesen und weiteren, ausführlich kommentierten Quellenauszügen, die hier nicht genannt werden können, wird die Diskrepanz deutlich, die sich zwischen dem Anspruch Heckers und Struves, in Baden und Deutschland die Republik zu

installieren, und den ihnen tatsächlich zur Verfügung stehenden Machtmitteln auftrat; und auch diese verspielten sie, weil ihnen das organisatorische Rückgrat einer revolutionären Partei fehlte.

Hinzuweisen wäre noch auf die thematisch früher angesiedelten Beiträge „Soldaten aus den Ämtern Lörrach und Müllheim, die 1812 zum Rußlandfeldzug ausmarschiert sind“ (von Th. Köllisch), „Die Werbeplätze für fremde Herren in der Grenzecke“ und „Französische Emigranten im Oberamt Rötteln (1790)“ (beide von F. Schülin).

Heiner Raulff

Ortssippenbuch Altenheim (Gemeinde Neuried, Ortenaukreis) herausgegeben von Albert Köbele, Selbstverlag des Herausgebers, Grafenhausen bei Lahr, 1973 (Deutsche Ortssippenbücher, Reihe A, Band 56, zugleich Band 30 der badischen Ortssippenbücher, herausg. von Albert Köbele).

Für diesen umfangreichen Band (776 Seiten und eine kurze Anleitung zur Familienforschung mit Beispielen) gilt als Leitmotiv, was Bürgermeister Ernst Fritsch 1972 in seinem Geleitwort ausführt: „Aber unvollständig sind alle geschichtlichen Darstellungen, wenn sie die Menschen und Familien vergessen, die das Geschehene einst miterlebten und mitgestalteten, in denen uns die Welt zuerst offenbar wurde und wo wir Wesen und Charakter empfangen und unseren Ausgang ins Leben genommen haben.“

Im ersten, reich bebilderten Teil faßt *Albert Köbele* unter Hinweis auf die vorhandene Literatur die Geschichte der im Jahre 888 n. Chr. erstmals schriftlich erwähnten Gemeinde Altenheim zusammen und berichtet dann ausführlicher über die Ereignisse während der beiden Weltkriege. Die dabei eingeflochtenen Aufzeichnungen von Frau Hanna Kappus-Mulsow für die Zeit vom Februar bis September 1919 beleuchten anschaulich die schwere Zeit nach dem Waffenstillstand. Wir erhalten einen Einblick in die Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur und anhand der Wahlergebnisse von 1919 bis 1965 einen interessanten Überblick über die politische Entwicklung. Die Reihe der Ortsvorgesetzten vom 14. Jahrh. bis 1973 wird von *Fritz Strosack* ergänzt durch eine Geschichte der Altenheimer Kirchengemeinde seit 1870 mit einer Liste der Pfarrer seit 1567.

In seinem Beitrag über die Gemarkung des nördlichsten Ortes des badischen Riedes erörtert *Dr. Adolf Kappus* die Ursachen für das Verschwinden der Niederterrasse, die sich mit ihrem Hochgestade vom Süden her durchgehend bis Altenheim verfolgen läßt und die dann erst wieder unterhalb Kehls erscheint. Aufschluß über das unterschiedliche Absinken des Untergrundes der Rheinebene brachten einige Versuchsbohrungen. Zwar brachten die Bohrungen kein Oel in förderungswürdiger Menge, aber in der Bohrung „Offenburg 5“ wurde eine Serie von Gesteinsschichten, die sich im Laufe der Erdzeitalter gebildet haben, in ungestörter Reihenfolge angetroffen. Kappus geht dann auf die Eingriffe in die Landschaft von der Rheinregulierung bis zum Bau eines Querdammes ein, die mehr oder weniger tiefgreifende Veränderungen bewirkten.

*Dr. Wilhelm Marx* befaßt sich mit dem Thema „Krankheiten und Krankenbehandlung in Altenheim in früherer Zeit“, das aber angesichts seiner Feststellung, daß viele alte, ja uralte Behandlungsmethoden sich fast unverändert bis in die heutige Zeit bei der Bevölkerung erhalten haben und noch ausgeübt



werden, durchaus aktuell ist. Manchen mag seine Feststellung überraschen: „Bis in die jüngste Zeit hinein sind Zauberformeln, Besprechen, magische Handlungen und Sprüche ein fester Bestandteil des Behandlungsschatzes geblieben.“ Und Magie ist auch bis in die jüngste Zeit im Spiele bei Aufklärung von Diebstählen, bei Eheberatung, Beratung von Geschäftsabschlüssen. Mit bemerkenswertem Verständnis geht er auf das Wirken der „Brücher“ und „Brücherinnen“ ein, d. h. also jener Menschen, die mit überlieferten Bräuchen Krankheiten behandeln und Dinge vollbringen, die wir gemeinhin mit übersinnlichen Kräften in Verbindung bringen. Es bleibt keinesfalls bei allgemeinen Hinweisen, sondern „Brücher“ und „Brücherinnen“ werden namentlich aufgeführt, desgleichen Bader, Barbieri, Chirurgen und Wundarzneidiener und auch Hebammen seit dem 17. Jahrh., ferner die Krankenschwestern und Krankenpflegerinnen in neuerer Zeit, und schließlich Ärzte seit 1862. Eine Untersuchung der Todesursachen in der Zeit von 1726 bis 1784 rundet den kulturgeschichtlich interessanten Beitrag ab, der sicherlich auch anderen Forschern Anregungen vermittelt.

Der größte Teil der Altenheimer Schulakten wurde Ende des Zweiten Weltkrieges durch Besatzungsoffiziere bei einer Schulvisitation vernichtet; trotzdem unternahm Rektor *Werner Kopf* die Darstellung der „Schulgeschichte Altenheims in den letzten 150 Jahren“ mit Anführung der Lehrkräfte seit 1827.

Der zweite Teil behandelt nach schon bekannter Methode „Die Familien und Sippen von Altenheim“. Was hier von *Eugen Eble* in mühevollster Kleinarbeit geleistet wurde, ist im wahrsten Sinne des Wortes von unschätzbarem Wert für die Familienforschung. Heimat- und Familienforscher sind ihm zu größtem Dank verpflichtet.!

ED

Gustav Struve als Politischer Schriftsteller und Revolutionär, von Jürgen Preiser, Diss. phil., Frankfurt a. M. 1973, 292 S., (Photomechanischer Druck).

Mit seiner 1972 in Frankfurt a. M. abgeschlossenen Dissertation legt der Vf. eine biographische Studie über Gustav Struve vor, die sich auf umfangreiches archivalisches Material, breites zeitgenössisches Schriftgut und die erreichbaren Veröffentlichungen von Struve selbst stützt. Besonders der 1967 ins Bundesarchiv Koblenz (Abteilung Frankfurt) gelangte Nachlaß Struves und Quellen aus französischen Archiven erlauben es dem Vf., aus der Sicht seiner neuen Quellen viele Einzelheiten in der — auffallend alten — speziellen Literatur zu Struve und in Arbeiten zur 1848er Revolution allgemein wie zur badischen Revolution im besonderen zu korrigieren.

Seit Ludwig Häussers „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution“ (1851) ist Struves radikaler Liberalismus in der Geschichtsschreibung als „Nachäffung Robespierre'schen Jakobinismus“ (Häusser) festgelegt gewesen. Von den nationalen Historikern nach der Reichsgründung 1871 als landesverräterisch abgelehnt, von Darstellungen aus marxistischer Sicht — bei aller Würdigung seiner revolutionären Rolle — als Kleinbürger eingestuft, blieb das Bild Struves unbestimmt, sowohl als sozialer Theoretiker wie auch als Revolutionär im Schatten Heckers erschien er zweitrangig. Daran änderte sich nichts, als im Gefolge der großen Studie Valentins sich der Akzent der historischen Forschung auf die sozialgeschichtlichen Ursachen der 48er Revolution ver-



lagerte. Demgegenüber betont der Vf. Struves Eigengewicht und will zeigen, „wo Struves Bedeutung, Originalität und Einfluß in Theorie und Praxis (...) im ideologischen und praktischen Bereich liegen“ (S. 9).

Die Anlage der Arbeit folgt Struves Lebenslauf: „Entwicklung und Ausbildung (1805-1836)“ — Struve als Journalist u. Zusammenarbeit mit der radikalliberalen Kammeropposition — die revolutionären Aktionen 1848/49 — eingeschoben sind Kapitel über seine theoretischen Auffassungen, gearbeitet aus den „Grundzüge(n) der Staatswissenschaften“ (1847/48) sowie seinen Schriften aus dem Exil. Es fragt sich, ob das Festhalten am chronologischen Gliederungsprinzip den vom Vf. postulierten Intentionen gerecht werden kann. Sicherlich ist das umfangreiche Quellenmaterial danach übersichtlich zu ordnen, doch leider geht der Vf. seinen Quellen an vielen Stellen bis in unwesentliche Verästelungen nach (so z. B. über Struves Neigung zur „Phrenologie“, S. 17 ff.) und übernimmt mehrfach ihre Terminologie, ohne sie kritisch zu reflektieren (z. B. S. 20, S. 98). Die über die biographischen Details hinausragenden, für die politische Geschichte der 48er Revolution relevanten Faktoren aus der Dissertation seien hier noch einmal hervorgehoben:

Durch die Lektüre von Rousseaus Schriften (vor allem „Emile...“) wurde Struve auf die Bedeutung von „Volksbildung und Volksaufklärung“ gewiesen, wenn er auch bis zu den Märzforderungen seine Herkunft aus dem Bildungsbürgertum nicht verleugnen konnte und sich als Vertreter des liberalen Eliteprinzips gegen egalitäre „kommunistische“ Ideen wandte — wie überhaupt seine Publikationen im Vormärz in Baden solange kein Aufsehen erregten, bis Metternich persönlich in Karlsruhe intervenierte, um Struve zum Schweigen zu bringen. Struves Auffassungen radikalisierten sich durch den Druck staatlicher Zwangsmaßnahmen und die Formierung einer gemäßigt liberalen Richtung, der „Bürger im engeren Sinne“, die vielen radikalen Liberalen den Weg in die badische Kammer versperrten: so scheiterte auch Struves Kandidatur in Lörrach. Die Versammlungen in Achern und Offenburg im September 1847 waren erste Versuche der radikalen Liberalen, sich als oppositionelle Bewegung außerhalb der Kammer zu konstituieren. Die Begegnung mit Hecker schuf die Voraussetzung, die radikale Opposition innerhalb der Kammer publizistisch zu unterstützen.

Nach der Mißernte von 1846 verschärfte sich auch in Baden die sozialen Probleme, konfrontiert mit dem Pauperismus, nahm Struve nach und nach sozialrevolutionäre Ideen auf. Während das gemeinsame revolutionäre Pathos der Märzforderungen innerhalb der nationalen und liberalen Bewegung schnell zerbrach — die dominierende Gruppe sah in der rechtlichen Unsicherheit im Gefolge von revolutionären Erschütterungen ihre Besitz- und Bildungsprivilegien gefährdet und war bereit, ihre Ansprüche zurückzustellen und mit den reaktionären Machtfaktoren zusammenzuwirken — versuchten Hecker und Struve, den Kampf mit den alten Mächten durch die Bildung einer Volkswehr (nicht nur Bürgermiliz, also unter Einschluß von Arbeitern und Handwerkern) aufzunehmen. Darin lagen Bedeutung und Originalität von Struves Rolle in der 48er Revolution. Bauern, deren ohnmächtigen Aktivismus er fürchtete, schloß er allerdings aus.

Interessante Ergebnisse bringt die Studie im Abschnitt über die deutschen Emigranten in Paris (S. 104 ff.), die als „Deutsche-demokratische Legion“ die Chance sahen, in die badische Revolution einzugreifen.

Struves theoretische Auffassungen werden ausführlich geschildert (S. 64 ff., 131 ff., 151 ff.) und verdienen Beachtung; der Nachweis ihrer politischen Wirksamkeit und ihres Einflusses auf die Bildung eines sozialen „Gewissens“ innerhalb des liberalen Bürgertums ist aber nicht überzeugend.

Abschließend bleibt die Frage, wie die historiographische Darstellungsform der Biographie sinnvoll mit der politischen und sozialen Geschichte der Revolution von 1848/49 verknüpft werden kann, oder ob das Genre Biographie dem Gegenstand bei der heutigen Forschungslage noch angemessen ist.

Heiner Raulff

Klaus Hornung, 700 Jahre Condominats- und Wappengeschichte der Großen Kreisstadt Kehl. 168 Seiten. Druck und Verlag A. Morstadt, Kehl.

Außerordentlich verwickelt ist die Geschichte Kehls, nicht nur weil es bis 1919 zwei Gemeinden Kehl (Dorf und Stadt) gab und nicht nur weil der für die französische Vauban-Festung aus dem Dorf Ur-Kehl herausgeschnittene Teil und die sich in der Festung entwickelnde Stadt fünfmal französische Festung und viermal deutsche Reichsfestung waren, sondern auch weil die seit dem 11. Jahrhundert bestehende Dreiergemeinde Jeringheim (Iringheim), Kehl und Sundheim nach 1277 immer gleichzeitig mehrere Bannherren hatte: zu den Geroldseckern traten bald gleichberechtigt oder als Pfandlehen die Böcklin von Böcklinsau, die Familien Lenzel und Grohstein, die Häuser Baden und Nassau und das Stift „Unserer Frauen Werk“ (die Straßburger Münsterbauhütte); durch die Folgen dieser vielen, teilweise bis auf ein Achtel geteilten und gleichzeitigen Herrschaftsverhältnisse hatte Kehl ein ganz besonderes — in Deutschland vielleicht einmaliges — Schicksal, so daß eine Karte der Kehler Herrschaftsverhältnisse ein ebenso buntes Bild der Zersplitterung bietet wie die Karte der ehemaligen alemannisch-fränkischen Grafschaft Mortenau seit dem Ende des Mittelalters. Dazu kommen im 17. und 18. Jahrhundert die Einwirkungen Frankreichs hier im rechtsrheinischen Vorfeld Straßburgs.

Allen diesen komplizierten Vorgängen und häufigen Veränderungen ist der Kehler Klaus Hornung in seinem Buch nachgegangen und hat in seinem ersten wissenschaftlichen Streben — erstmalig und wohl auch einmalig — Licht in bisher unbekannt Einzelheiten und Zusammenhänge gebracht und damit weite Bereiche der Kehler Vergangenheit und Entwicklung aufgehellert. Durch seine Mitarbeit im Historischen Verein Kehl-Hanauerland und sein begeistertes und begeisterndes Mitwirken bei der Gründung und Entwicklung des Kehler „Hanauer Museums“ hat Klaus Hornung in jahrelanger, selbstloser Arbeit, in Suchen und Forschen, sich dieser Aufgabe verschrieben und auch ein Beispiel echter bürgerschaftlicher Einstellung gegeben.

In einem Faltblatt am Ende des Buches befindet sich eine graphische Darstellung der ehemaligen Herrschafts- und Lehensverhältnisse von Kehl, Jeringheim (Iringheim) und Sundheim, wobei die zeitlichen Überschneidungen und die verwickelten Sachverhalte durch Begrenzungslinien und durch Farben und verschiedener Schrift auch dem Laien übersichtlich nahegebracht werden. Ebenso dankbar ist der Leser für die Darstellung der Entstehung des heutigen Wappens der Stadt Kehl.

Sehr informativ sind auf 138 Seiten die Erläuterungen der Begriffe, die aus dem mittelalterlichen Lehens- und Verwaltungswesen kommen und die dem Leser unserer Zeit oft den Zugang zu rechtlichen und politischen Vorgängen der Vergangenheit erschweren.

Mit dem aufrichtigen Dank an den Verfasser soll auch der für die Stadt Kehl verbunden werden, hat sie doch die erste Auflage des Buches ermöglicht; aber auch der Verlag und die Buchdruckerei A. Morstadt, Kehl, haben durch die sehr ansprechende Aufmachung und die vorbildliche Ausstattung und die gute Bebilderung sich den Dank der Heimatfreunde verdient. In einer demnächst erscheinenden zweiten Auflage wird die Beschaffung des Werkes jedem ermöglicht.

W. Mechler

Rudolf Ritter, Wanderwege im Elsaß. Rundwanderungen in den Vogesen. Lahr, M. Schauenburg, 1974. Dritte verbesserte und erweiterte Auflage. 244 S, 40 Kartenskizzen und Übersichtskarte.

Innerhalb zweier Jahre die dritte Auflage, um weitere Rundwanderungen bereichert und auf den neuesten Stand gebracht; mit neuen klaren Kartenskizzen und Routen, die zum Ausgangspunkt (Parkplatz der Anfahrt) zurückführen; dazu jahreszeitliche Hinweise, ein bequemes Ortsregister, all das in neuem Gewand und handlichem Format.

So stellt sich Dr. Ritters Vogesen-Vademekum 1974 vor: als ein hilfreicher Begleiter auf den empfehlenswertesten Wegen im nachbarlichen Elsaß, der auf alle Besonderheiten und liebenswerten Eigenheiten des Wasgenwaldes aufmerksam macht, angefangen vom Fingerzeig auf geomorphologische bis zu den topographischen Merkwürdigkeiten dieser Naturlandschaft, aber auch zu allem Beachtens- und Wissenswertem der Kulturlandschaft führend. Über das Wandertechnische hinausgehend, erschließt Rudolf Ritter Daten und Bilder aus der Geschichte, gibt Kunde über die erwanderten Burgen und deren Geschlechter- und Besitzerfolgen, auch manche der vielfältigen Verflechtungen zur Ortenau nachweisend. Für den historisch aufmerksamen Wanderer gibt es fallweise quellenliterarische Hinweise, die den Forschungstrieb anregen und zur Vertiefung des Wissens führen können. Das ist mehr wie ein Buch zum Planen, es ist auch eines zum besinnlichen Nacherleben.

Preiser

Walter Grag/Uwe Friesel. Noch ist Deutschland nicht verloren. Eine historisch-politische Analyse unterdrückter Lyrik von der Französischen Revolution bis zur Reichsgründung. Carl Hanser Verlag, 1970. 344 S.

In dieser Sammlung revolutionär inspirierter Lyrik spannt sich der politische Bogen von den Jakobinern bis zu den Gegner Bismarcks. Was die Autoren in ihr Buch aufnahmen, sollte in der dichterischen Qualität diskutabel, in der politischen Intention freiheitlich-demokratisch-revolutionär sein. Literaturgeschichte ist auch politische Geschichte. In 13 Kapiteln kommen Jakobiner, Romantiker, Demagogen, Philhellenen, Julirevolutionäre und Polendichter, Handwerker- und Arbeiterdichter, Republikaner der dreißiger Jahre, die „Tendenzpoeten“, Heine, sozialkritische und linksliberale Dichter der vierziger Jahre, Dichter der Reaktionsperiode, sozialistische Dichter und schließlich die Gegner Bismarcks zu Wort. Was hier Walter Grab und Uwe Friesel in Bibliotheken und Privatarchive geforscht, gesammelt und gesichtet haben, ergibt ein lebendig geschriebenes Buch deutscher Geschichte, das weit über den üblichen Rahmen einer Literaturgeschichte hinausgeht. Da wir den 125. Jahrestag des Endes der Revolution von 1848/49 begehen, dient es zur Illustration dessen, was



Günther Haselier aus Anlaß der diesjährigen Ausstellung im Rossi-Haus in Rastatt in seinem Beitrag „Das Land Baden und der Ursprung der Revolutionsideen von 1848/49“ schrieb: „Die Ideen von 1918/19 gehen zurück auf die Ideen von 1848/49 und diese auf die Ideen von 1789.“ Unter vielen unbekannt Namen finden wir im Kapitel „Die Achtundvierziger“ (S. 230—288) selbstverständlich auch Gedichte über Friedrich Hecker:

Wenn die Leute fragen:  
Lebet Hecker noch?  
So sollt ihr ihnen sagen:  
Ja wohl, er lebet noch.  
Er hängt an keinem Baume,  
Er hängt an keinem Strick,  
Sondern an dem Traume  
Der deutschen Republik.

Der Band enthält ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis.

ED

## Das Heimatmuseum der Stadt Rastatt mit der Sammlung zur Revolution 1848/49

Walter Ziegler

Leiter des Museums und des Stadtarchivs

Unser Heimatmuseum — verbunden mit dem Stadtarchiv — geht in seinen Anfängen auf die Jahrhundertwende zurück. In der Anfangszeit waren die zuerst zusammengetragenen wenigen Stücke provisorisch in einem Zimmer des Rathauses untergebracht. Als die Bestände, dank großen Interesses der Rastatter Bürger, durch Stiftungen und Ankäufe sich zu vermehren begannen, wurden diese in den Räumen der Töchterschule am Pagodenplatz aufgestellt.

Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts mietete die Stadtverwaltung einige Zimmer im Erdgeschoß des Rastatter Schlosses, in denen dann der damalige, verdienstvolle und langjährige Leiter des Museums, Professor Kraemer, die vorhandenen Gegenstände und Dokumente wirkungsvoller ausbreiten konnte. Schon vor Professor Kraemer hatten sich als Sammler und Betreuer der Bestände die Herren Professor Höß, Degler, Apotheker Walther, Professor Groszkinski und später zwischenzeitlich die Herren Reinstein, Dr. Bucher und Erlacher verdient gemacht. Nach nahezu vierzigjähriger Tätigkeit für Stadtarchiv und Heimatmuseum starb Professor Kraemer im Jahre 1963.

Danach übernahm der Verfasser dieses Artikels die Leitung der städtischen Sammlungen in Rastatt. Im Laufe der Zeit machte sich immer dringender die vorhandene Raumnot — hervorgerufen durch Vermehrung der Bestände und durch notwendige Abgabe von Zimmern für Schul- und Wohnzwecke — be-



merkbar. Außerdem befanden sich die benützten Räume im Schloß in einem Zustand, die den Erfordernissen eines Museums bei weitem nicht mehr entsprachen.

Aus diesem Grunde beschloß der Gemeinderat unter Vorsitz des Oberbürgermeisters Dr. Kunze im Jahre 1969, das im städtischen Besitz befindliche sogenannte Vogelsche Haus in der Herrenstraße für die Zwecke der städtischen Sammlungen umzubauen. Die bauliche Leitung wurde der Architektin Frau von Lilienfeld übertragen. Nach dreijähriger Bauzeit konnte das umgestaltete Haus im März 1973 seiner neuen Bestimmung übergeben werden.

Es würde im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen, wenn ich nun die Sammlungsstücke im einzelnen ausführlicher beschreiben wollte. Trotzdem sei aber in Kürze auf die wichtigsten Ausstellungsgegenstände hingewiesen, in denen sich die geschichtliche Vergangenheit unserer Stadt Rastatt deutlich widerspiegelt.

Im Gewölbekeller befinden sich sehenswerte ur- und frühgeschichtliche, ferner römische und alemannisch-fränkische Ausstellungsstücke aus dem Gebiet von Rastatt und Umgebung. Der Vorraum des Eingangs enthält Karten und Pläne von Stadt und Festung, außerdem zahlreiche Fotos zum Thema „Rastatt einst und jetzt“. Ein Durchblick von diesem Raume aus in den Innenhof mit der Madonna von der Einsiedlerkapelle bietet mit dem Turm der katholischen Stadtkirche im Hintergrund eine der schönsten Stadtansichten.

Im nächsten Zimmer fesselt eine astronomische Kunstuhr, geschaffen 1880 bis 1898 von dem Webermeister Karl Julius Späth aus Steinmauern, den suchenden Blick des Betrachters. An den Wänden befinden sich die Fotos der Ehrenbürger, Oberbürgermeister, Bürgermeister und Ortsvorsteher der Stadt sowie beachtenswerte Lithographien von historischen Ansichten Rastatts. Eine Vitrine birgt alte Siegel und Stempel der Stadt.

Im folgenden Raum sehen wir Erinnerungsstücke der bekannten Rastatter Pennälerverbindungen der Markomannen und der Teutonen. Das nachfolgende kleine Zimmer enthält einige bemerkenswerte Möbelstücke des vorigen Jahrhunderts mit zwei Ölbildern des Hofmalers Nicodemo.

Der letzte Raum des Untergeschosses bietet dem Beschauer Gegenstände des ehemaligen Gewerbes der Murgflößer, der Rheingoldwäscher, der Feuerwehr, frühe Zunftzeichen, alte Geschirre und Maße sowie einige kunstgewerbliche Arbeiten.

Im Treppenaufgang entdecken wir beachtenswerte mittelalterliche Holzplastiken, Wappen und Fürstenbildnisse. Der sogenannte Prunkraum des Obergeschosses ist der Markgräflin Baden-Badischen Familie durch Bilder und Dokumente gewidmet.

Aufschlußreichen Einblick in die neuere Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts bieten die beiden nächsten Räume mit den Darstellungen des Spanischen Erbfolgekrieges, des Rastatter Friedens (1714), des Rastatter Kongresses (1797—1799) und des Rastatter Gesandtenmordes (1799). Das folgende große Zimmer ist der Großherzoglichen Familie, die bekanntlich der überlebenden Baden-Durlachischen Linie entstammt, vorbehalten.

Ganz besonders zu beachten — mit Rücksicht auf das gegenwärtige 125jährige Gedächtnis des Geschehens — ist der der badischen Revolution 1848/49 gewidmete Raum. Erschütternd sind die Dokumente, die uns von der Verurteilung

und Erschießung der an den Aufstandsbewegungen beteiligten Freiheitskämpfer berichten. Erwähnenswert sind hier der Abschiedsbrief des erschossenen Rastatter Feldwebels Kilmarx sowie eine Fotokopie der Beurkundung des Todes des an seinen Verwundungen in Rastatt gestorbenen Carl Walter aus Elberfeld, eines Vorfahren des Bundespräsidenten Dr. Dr. Gustav Heinemann. Hier begegnen uns auch die Namen bekannter damaliger Revolutionsführer des Oberrheingebietes wie Hecker, Struve, Brentano, Goegg, Blind, v. Corvin, Mieroslawski, Schurz, Sigel, Tiedemann und des Redakteurs des „Festungsboten“, Ernst Elsenhans. Veranschaulicht ist ebenfalls anhand von Karten der wahrscheinliche Fluchtweg von Carl Schurz aus der damaligen Bundesfestung Rastatt. Aus dieser Zeit stammt ferner die schwarz-rot-goldene Fahne der Rastatter Bürgerwehr, die sich auf die Seite der Aufständischen geschlagen hatte. Auch des preußischen Belagerungsheeres und seiner Generale sowie der gefallenen preußischen Soldaten ist in Wort und Bild gedacht. Ebenso ist der Ablauf der revolutionären Bewegung und ihre Entstehung in dem Zeitraum zwischen 1817 und 1849 stichwortartig dargestellt. Eine weitere Karte unterrichtet uns über die Kämpfe vom Neckarraum bis zur Rastatter Kapitulation.

Der nächste Ausstellungsraum bietet einen anschaulichen Einblick in die Geschichte der Festung und Garnison Rastatt mit ihren badischen, preußischen und österreichischen Regimentern.

Als letzter Raum erinnert uns das sogenannte Schlackenwerther Zimmer an die böhmische Heimat der Markgräfin Augusta Sibylla, deren Andenken in Rastatt immer hochgehalten wurde. Aus diesem Grunde schloß auch im Jahre 1968 die Stadt Rastatt mit den Heimatvertriebenen aus Schlackenwerth eine Patenschaft, die hiermit einen sinnvollen historischen Zusammenhang fand. Mit rührender Heimatliebe wurden alle Stücke von ehemaligen Schlackenwerthern zusammengetragen und dem Rastatter Museum zur Verfügung gestellt. Sie brachten damit gleichsam symbolisch zum Ausdruck, in Rastatt eine zweite Heimat gefunden zu haben.

Die Französische Revolution. Eine Dokumentation. 63 Quellentexte und eine Zeittafel. Herausgeber: Walter Grab. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1973.

Die revolutionären Bewegungen am Oberrhein im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts können nur im Zusammenhang mit der Französischen Revolution gesehen werden. Den Lesern, die sich intensiver mit dem Zeitalter der Französischen Revolution beschäftigen wollen, sei daher diese umfassende Sammlung von Quellentexten empfohlen, die über die wichtigsten politischen und gesellschaftlichen Ereignisse von der Einberufung der Generalstände im Jahre 1788 bis zur Machtübernahme Bonapartes informieren. Zwei Drittel der vorgelegten Texte lagen bisher nur in französischer Sprache vor. Die Dokumentation enthält Texte von Marat, Mirabeau, Danton, Robespierre, Roux, Demoulin, Saint Just, Babeuf u. a., ferner Beschlüsse, Dekrete, Petitionen und die Verfassungen von 1791, 1793 und 1799. Sie wird vom Herausgeber eingeleitet mit einem Beitrag über „Größe und Grenzen der Französischen Revolution“. Der Band enthält im Anhang eine ausführliche Zeittafel zur Französischen Revolution von 1787 bis 1799 (S. 303—318) sowie eine Auswahl der wichtigsten Quellenwerke, Textsammlungen und Sekundärliteratur (S. 319—329).

ED

## Familienforschung

Der „Freiburger Genealogische Arbeitskreis“ bittet alle Leser der „Ortenau“, die genealogische Unterlagen besitzen oder sich mit Familienforschung beschäftigen, ihm ihre genealogischen Unterlagen mitzuteilen unter Angabe des Forschungsgebietes und der bereits vorhandenen Forschungsergebnisse. Mitteilung an: Dr. Hans Bartsch, 7812 Bad Krozingen, Vogesenstr. 4.

## Hinweise auf Veröffentlichungen von Mitgliedern

*Günther Haselier*, Geschichte des Hotzenwaldes. Lahr, M. Schauenburg, 1973. 87 S., 26 Abbildungen, 2 Faltkarten im Text; Landkarte der Grafschaft Hauenstein des 18. Jahrhunderts, in der Rückenschlaufe.

*Karl Friedrich Müller*, Hartmann von Aue und die Herzöge von Zähringen. Moritz Schauenburg, Lahr. 26 Seiten.

## Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu  
Zerrollen mich dein Wagenrad,  
Zerschlagen darf dein Roß?

Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch  
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut  
Darf Klau und Rachen haun?

Wer bist du, daß durch Saat und Forst  
Das Hurra deiner Jagd mich treibt,  
Entatmet wie das Wild? —

Die Saat, so deine Jagd zertritt,  
Was Roß und Hund und du verschlingst,  
Das Brot, du Fürst, ist mein!

Du, Fürst, hast nicht, bei Egg' und Pflug,  
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.  
Mein, mein ist Fleiß und Brot!

Ha, du wärst Obrigkeit von Gott?  
Gott spendet Segen aus; du raubst!  
Du nicht von Gott, Tyrann!

*Gottfried August Bürger*



# Historischer Verein für Mittelbaden e.V. Sitz Offenburg

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind an die Schriftleitung zu richten. Bitte, nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl zu einem billigen Preis bei der Druckerei A. Morstadt, Buch- und Offsetdruck, 7640 Kehl, Kinzigstraße 25, bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs, da der Drucksatz nach kurzer Zeit eingeschmolzen wird. Danach können die wertvollen Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht. Wir empfehlen den Gemeinden und Mitgliedern, von dieser günstigen Gelegenheit rechtzeitig Gebrauch zu machen.

Bestellungen auf noch lieferbare frühere Jahrgänge nimmt die Geschäftsführung (H. Krum, 76 Offenburg, Rilkestraße 4) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind. Band 1970 ist restlos vergriffen.

Laut Beschluß der Hauptversammlung 1973 beträgt der Jahresbeitrag für 1974:

- 15,— DM für natürliche Personen und Schulen
- 30,— DM für juristische Personen.

Spenden sind erwünscht.

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V., Sitz Offenburg, dient ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken; auf Grund des Freistellungsbescheides des Finanzamtes Offenburg vom 2. 3. 1972 (Az. II/14) ist er berechtigt, selbst Spenden entgegenzunehmen. Gegen die Anerkennung der Mitgliedsbeiträge als steuerbegünstigte Ausgabe nach § 10 b EStG bestehen seitens des Finanzamtes Offenburg lt. Mitteilung vom 19. Juli 1972 keine Bedenken. Die Bescheinigung über die steuerbegünstigten Beträge erfolgt auf der Mitgliedskarte oder auf besonderem Formular.

Die Mitglieder der Mitgliedsgruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder des Hauptvereins (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. (Postscheckkonto Karlsruhe 6057-756, Volksbank Offenburg Nr. 6 29 55 09, Bez.-Sparkasse Offenburg 30-111 702.

EINLADUNG ZUR  
**JAHRESVERSAMMLUNG**  
DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

am 20. Oktober 1974  
in Offenburg

- 9.00 Uhr: Geschäftliche Sitzung im Kolpingheim, Pfarrgasse 6, 3. Stock  
(gegenüber der Pfarrkirche „Heilig Kreuz“)
- 10.30 Uhr: Festsitzung im Gemeindesaal „Heilig Kreuz“, Prädikaturstr. 3  
Vortrag von Professor Dr. Otto Kähni:  
**„Offenburg und die demokratische Revolution 1848/49“**  
Vortrag mit Lichtbildern von Verbandsdirektor Dr. Wolfgang Fuchs,  
Freiburg:  
**„Planung als Hilfsmittel zur Verknüpfung von Vergangenheit und  
Zukunft in der Ortenau“**
- 12.30 Uhr: Mittagessen nach Belieben in verschiedenen Gaststätten
- 14.30 Uhr: Busfahrt nach Ortenberg: Besichtigung der Bühlwegkirche und des  
Schlosses. Anschließend Beisammensein im Gasthaus „Ortenberger  
Hof“

Der Oberbürgermeister  
der  
Stadt Offenburg  
Karl Heitz

Der Vorstand  
des  
Historischen Vereins für Mittelbaden  
Wilhelm Mechler

Es wird gebeten, sich spätestens 10. Oktober zur Busfahrt nach Ortenberg bei  
Dr. Kähni, Hermannstr. 28, anzumelden.